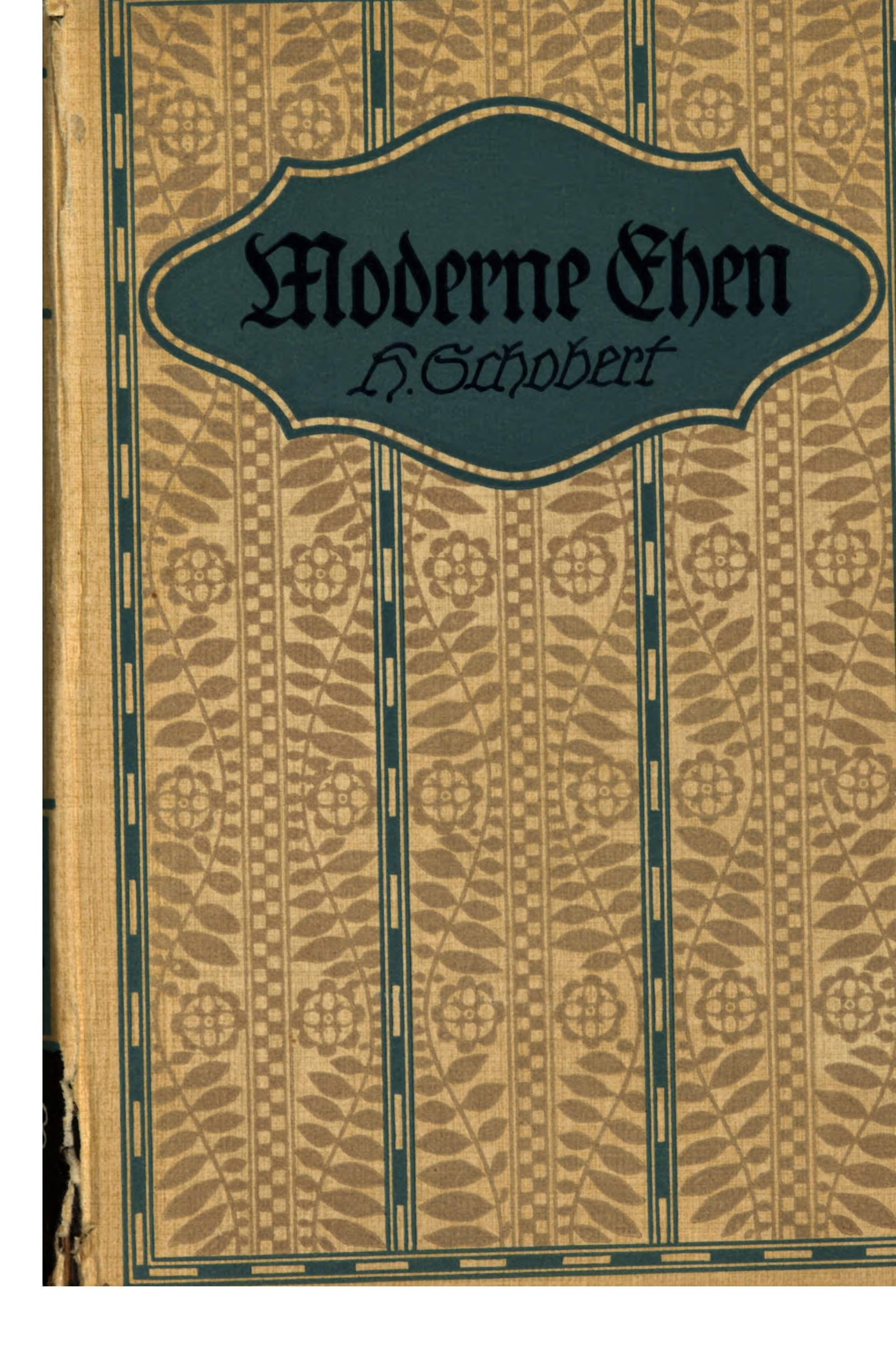
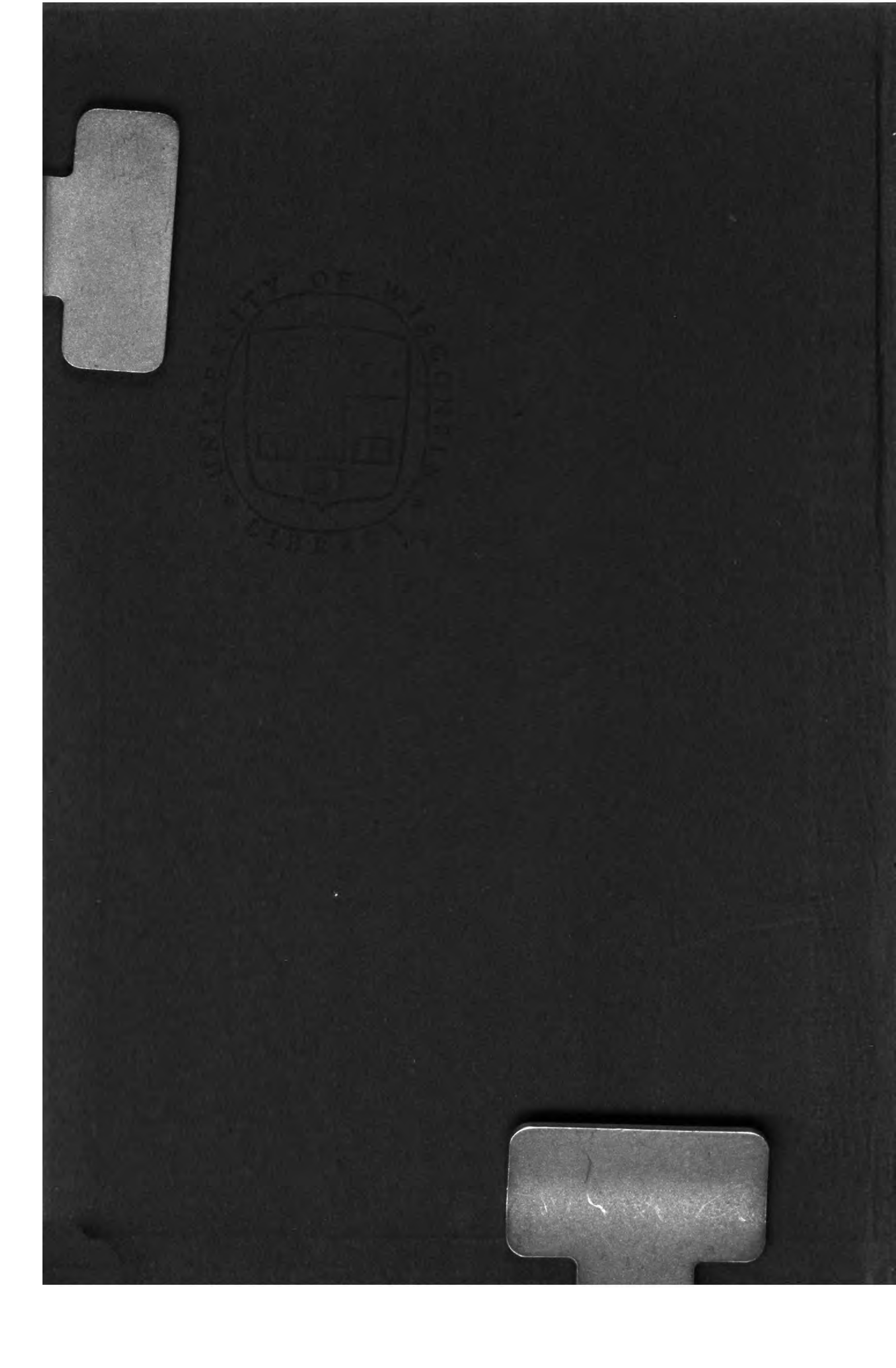
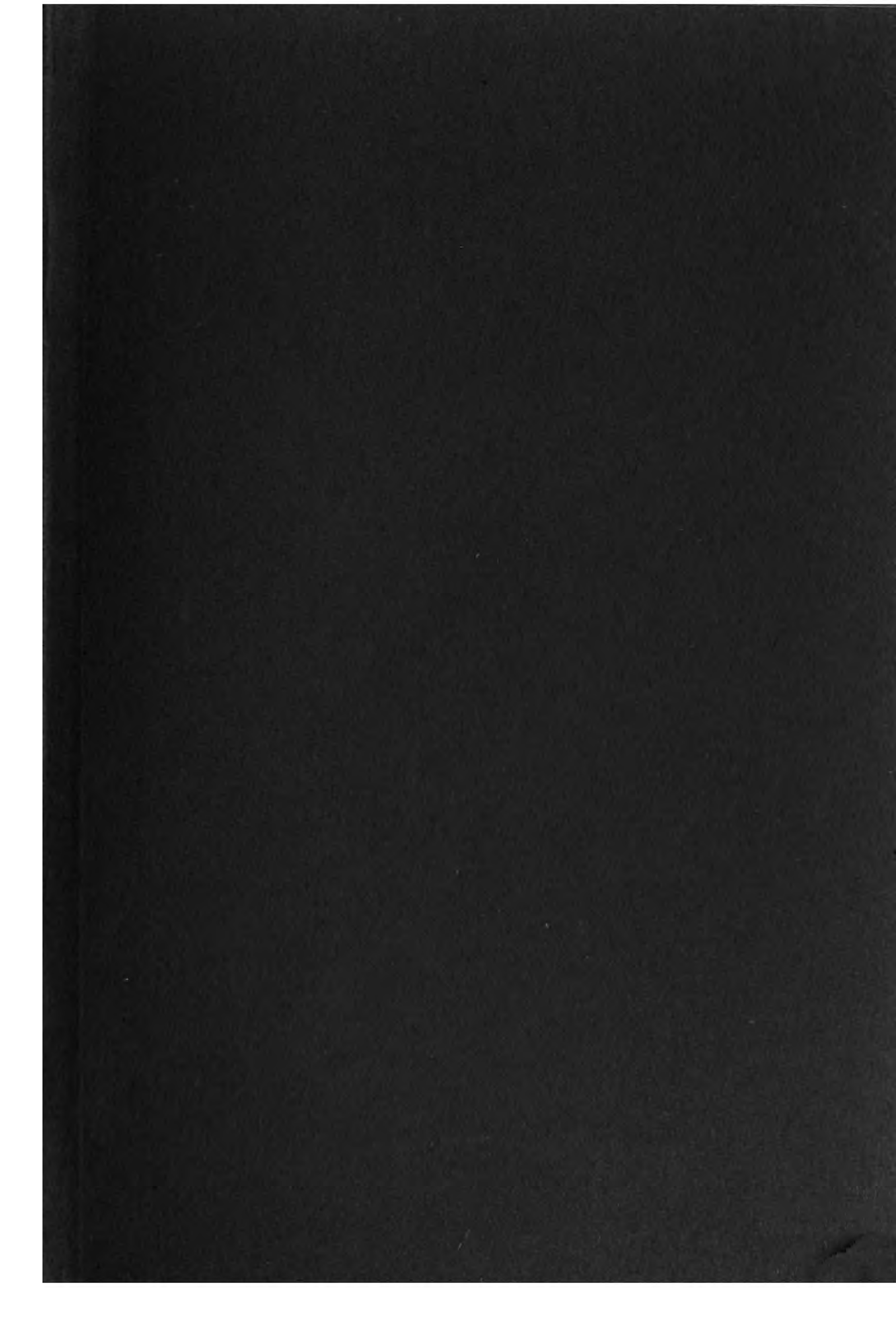
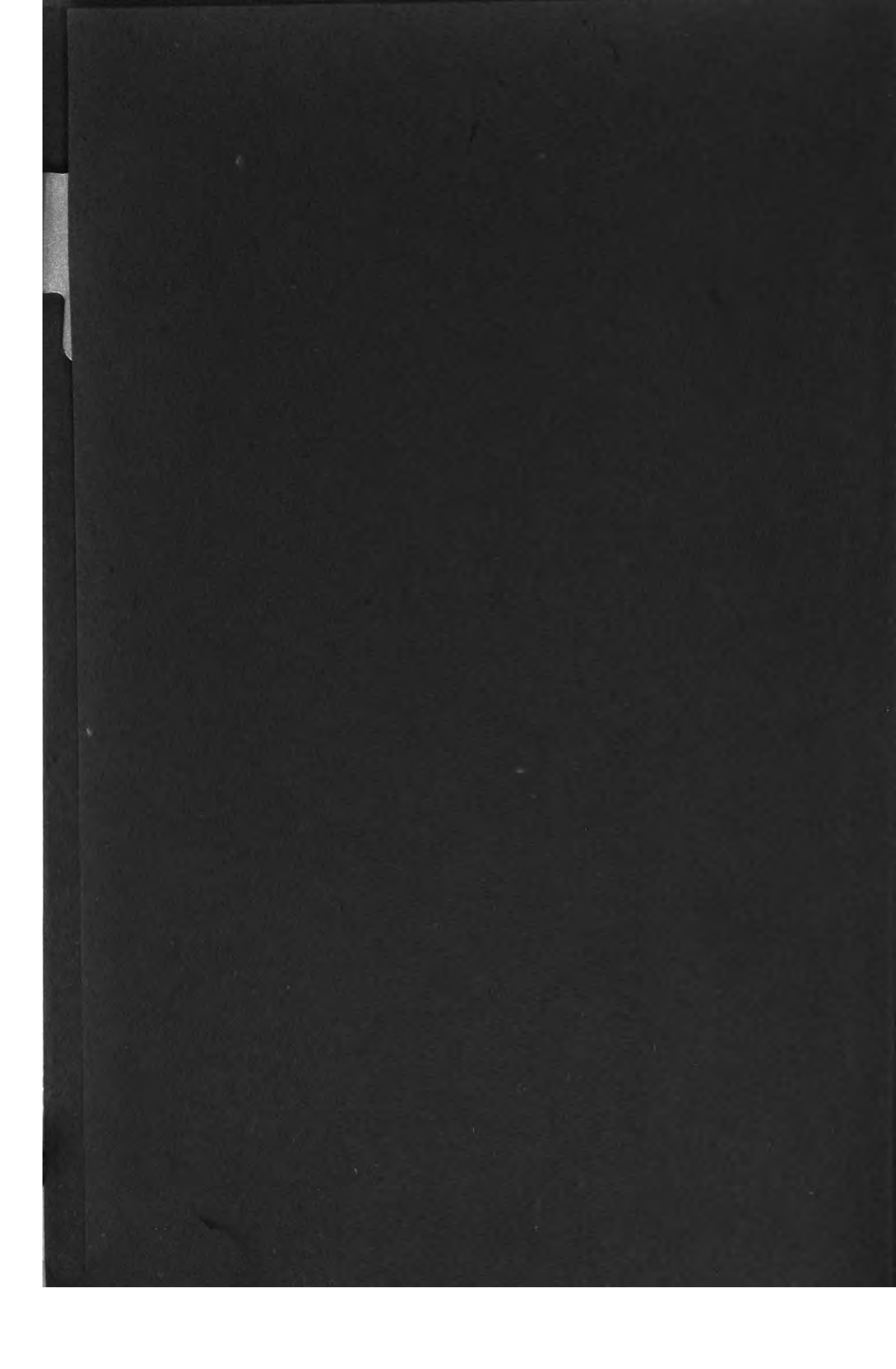
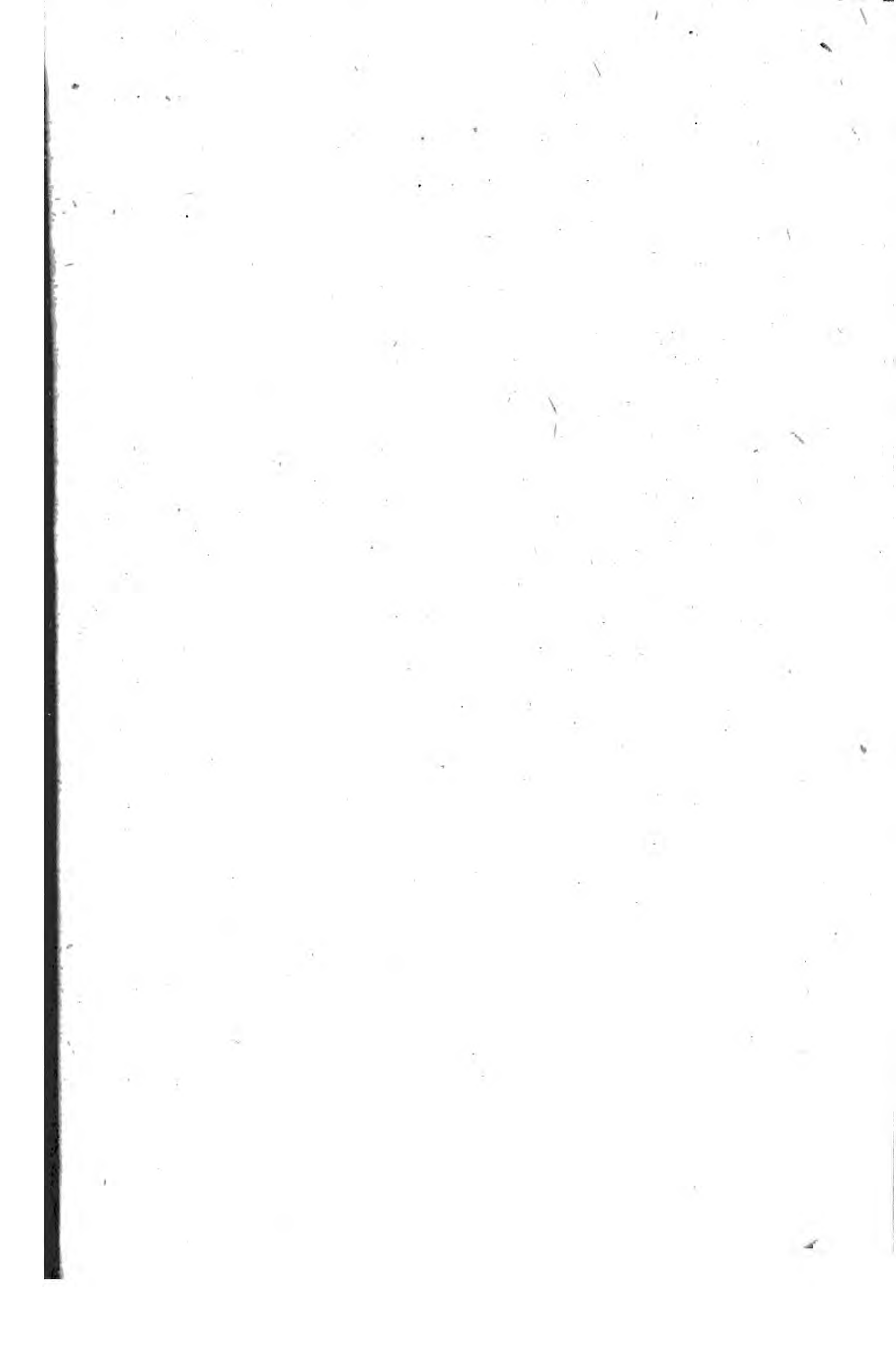

Moderne Ehen
H. Schobert









H. Schobert
(Baronin von Bode)

Illustrierte Romane

Erste Abteilung

Achter Band

Moderne Ehen



Leipzig · Verlag von Paul List

Moderne Ehen

Roman

von

H. Schobert
(Baronin von Bode)

Mit Illustrationen von Professor Hans W. Schmidt



Leipzig · Verlag von Paul List

Druck von E. Haberland, Leipzig.

I.



Sie sollten heiraten, Dita!" Das junge Mädchen, dem diese Worte galten, ließ den buntgestickten Spitzenstore, dessen eine Seite sie verschoben hatte, um auf die vornehm stille Straße zu sehen, hastig fallen und wandte sich der Sprechenden zu.

Diese richtete sich aus ihrer liegenden Stellung auf der Chaiselongue etwas in die Höhe und lachte laut auf.

„Ich glaube gar, Kleine" — die Kleine war beinahe einen Kopf größer — „Sie sind erschrocken! Die Bewegung wenigstens, die Sie eben machten, sah dem verzweifelt ähnlich. Aber im Ernst, Dita, das wäre doch nur Koketterie Ihrerseits. Mädchen in Ihrem Alter, ohne zusagende Heimat, denken nicht nur daran, sondern sind sogar nicht abgeneigt, eine vernünftige Partie zu machen. Ich darf mich eher wundern, daß das noch nicht geschehen ist. Beichten Sie, Kleine, was hat Sie bis jetzt davon abgehalten?"

„Beichten? Ich fürchte, Stefanie, Sie würden gar nichts Interessantes zu hören bekommen.“

„Ich auch!“ gab diese zu und vertiefte sich in das Studium ihrer schlanken, außerordentlich schönen Hände. „Denn wenn ich ehrlich sein soll, so traue ich Ihnen zwar eine große Portion kaltblütiger Überlegung, gewissenhaftes Abwägen aller Vor- und Nachteile, eine gute Dosis Phlegma zu, aber Leidenschaft, Herzenswärme, Unvernunft, kurz alles Interessante liegt Ihnen gottlob gänzlich fern. — So! Setzen Sie sich zu mir, Kleine! Es spricht sich schlecht zu jemand, den man nur aus einer unbequemen Lage ins Auge fassen kann; und nun meinen ersten Ausspruch in anderer Form: Warum haben Sie noch nicht geheiratet? Sie sind vierundzwanzig Jahre alt, bei Ihrem Vermögen ist das beinahe unglaublich.“

Dita saß jetzt in dem tiefen Stuhl aus vergoldetem Bambus, der neben der Chaiselongue stand, sie lehnte den Kopf gegen dessen leuchtend rote Tuchstickerei und sagte ruhig:

„Sollte das wirklich so wunderbar sein, Stefanie?“

Zwei neugierige dunkle Augen streiften über ihre Erscheinung. Es lag etwas Indiskretes, Beleidigendes in diesem Blick, und Dita stieg langsam das Blut in die Wangen.

„Sind Sie denn so furchtbar anspruchsvoll, Dita?“ fragte Stefanie rasch. „Was wollen Sie eigentlich? Rang und Namen oder Stellung? Mein Gott, in Ostende gab es doch genug Männer, die Ihnen das geboten hätten, nachdem es erst einmal bekannt geworden, daß Sie eine reiche Hamburger Kaufmannstochter sind.“

„O gewiß, das weiß ich genau.“

Es klang etwas Trauriges, Resigniertes aus den wenigen Worten, ihr selbst vielleicht unbewußt; Stefanies Ohr hatte das aufgefangen, aber sie lachte wieder.

„Tun Sie mir den einzigen Gefallen, Kind, und werden Sie nicht sentimental. Das Dümmste, was es im Leben geben kann, ist, wenn man in Heiratssachen nur das Herz

mitsprechen lassen will. Es kommt dann hinterher meist eine ganz gräßliche Ernüchterung. Also noch einmal: Wie und was soll er sein?"

„Auf die Gefahr hin, Ihnen lächerlich zu erscheinen, Stefanie," sagte Dita, sich ein wenig vorbeugend, „will ich doch ehrlich antworten. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen Menschen gehabt, den ich lieben konnte, der mich wieder geliebt hätte, und da mag sich denn wohl eine große Portion Gefühlsüberschuß bei mir angesammelt haben, so groß, daß er allein meine Zukunft bestimmen wird. Entweder ich finde einen Mann, den ich mit der ganzen Kraft meines Herzens lieben kann oder — ich heirate nie!"

Eine Weile Schweigen. —

Dann sagte Stefanie spöttisch: „Ich finde, Sie sind sehr anspruchsvoll, Dita."

„Warum?"

„Ihnen hat das Leben schon das Beste in den Schoß geworfen, Reichtum! Können Sie damit nicht zufrieden sein? Müssen Sie auch noch lieben und geliebt sein wollen? Kind, diese ganze Gefühlsseligkeit ist Truggold, man glaubt es zu halten, und zwischen unseren Händen ist es schon zerronnen; seien Sie praktisch, Dita, wenn schon einmal geliebt sein soll, lassen Sie ‚ihn' lieben. Sie halten sich einen klaren Kopf; es lohnt der Mühe."

„Und Sie, Stefanie, die Sie so sprechen sind selbst verheiratet," sagte Dita beinahe empört.

„Eben deshalb bin ich kompetent, Kleine! Ein einziger Blick in die Welt mit offenen Augen heilt uns schon. Ich denke nicht viel nach, es gibt häßliche Falten und nimmt den Lebensgenuß; das aber hat sich mir denn doch überall deutlich genug aufgedrängt, auch unsere Gefühle sind dem Wechsel unterworfen wie alles andere in der Natur. Wir selbst — werden — reifen — vergehen, — unsere Ansichten wechseln, unsere Ansprüche, unser Aussehen, — und nur die Liebe sollte unwandelbar sein? Wunderliche Idee! — Wenn sich auch heute zwei ‚zum Fressen' gern haben, nach ein paar Jahren ist es doch nur Gewohnheit, was sie zusammenhält;

und ist das Herz ein Ding, das dann noch weiter lebt, wird es mit seinen heißesten Gefühlen, so lange sie dauern, vielleicht einen anderen umfassen ... Weshalb stehen Sie auf, Dita?"

Dita hatte sich wirklich erhoben, ihr war, als müsse sie unter diesen Worten ersticken, als fühle sie einen körperlichen Schmerz, zugleich mit einem Gefühl der Abneigung gegen die Sprechende.

„Hören Sie auf, Stefanie! Wie können Sie glücklich sein, wenn Sie so etwas zu sagen imstande sind — wie können Sie Ihren Gatten glücklich machen ... Verzeihung, wenn ich dergleichen ausspreche, aber Sie selbst haben es heraufbeschworen mit Ihren häßlichen Worten."

Stefanie lachte wieder; ein wenig bösartiger, schriller wie vorher.

„Bei Gott, Dita, Sie sind sentimental! Himmel, wie man sich doch im Menschen täuschen kann! Was ich Ihnen sagte, entsprang nur dem Wunsch, Ihnen offene Augen für das wirkliche Leben zu geben, deshalb müssen Sie mich auch noch weiter anhören ..."

„Ich bitte Sie, Stefanie, lassen Sie es genug sein! Illusionen brauchen Sie mir nicht erst zu nehmen, ich habe keine mehr."

Frau von Brynken sprang hastig auf.

„Dita, Sie sind über sich selbst gewaltig im Irrtum, diese ganze Idee von Liebe paßt wirklich gar nicht zu Ihnen. Ich bleibe dabei, im Grunde Ihres Herzens sind Sie eine kühle, passive Natur, die sich am wohlsten ohne alle Aufregung befindet; deshalb begreife ich nicht, warum Sie Ihrem Vetter so abgeneigt bleiben. Das alte Kaufhaus in Hamburg, in dem Ihre Familie seit Generationen ansässig ist, muß doch wenigstens den Zauber der Pietät auf Sie ausüben; auch ist Mr. James ein ganz ansehnlicher Mann."

„Nein!" sagte Dita hart und ließ unentschieden, ob sie damit die Pietät oder den Vetter meinte, dann nach einem Weilchen setzte sie fragend hinzu:

„Tante Auguste hat Ihnen geschrieben, nicht wahr?"

Frau von Brynken zögerte ein wenig.

„Ja," sagte sie endlich entschlossen. „Ich muß gestehen, ich begreife sehr wohl, daß sie von Herzen Ihre Heirat mit James wünscht. Einesteils mag es ihr peinlich sein, die Tochter durch den Neffen verdrängt zu sehen, andernteils hat sie wohl den Wunsch, das Geld in der Familie zu erhalten."

„Ja, das ist es, mein Geld!" wiederholte Dita bitter.

„Ach, Kleine, seien Sie nicht kindisch; auf Geld basiert heutzutage alles. Und, Dita — warten Sie nicht allzulange auf die himmlische Liebe, es lohnt nicht! Sehen Sie mich an, ich spreche aus Erfahrung, Theo und ich waren vor zehn Jahren so toll und blind ineinander verliebt, daß er jede Dummheit um meinetwillen beging, sogar die, mich zu heiraten. ‚Ein Herz und eine Hütte', schwärmten wir damals. Jetzt schüttelt mich bei dem Gedanken ein Schauer. Ein wahrer Segen, daß man uns nicht beim Wort nahm; Herrgott, was wäre wohl daraus geworden! Theos Onkel starb glücklicherweise und hinterließ ihm sein Vermögen, dann war er ein tüchtiger Pferdekenner und ein vorzüglicher Reiter, so widmete er sich nun ganz dem Sport. Augenblicklich ist er in Ungarn, um für den Herzog Y. einen Rennstall einzurichten; die materielle Seite unseres dummen Streiches hat sich also noch gnädig genug angelassen. Was aber ist aus unserer überschwenglichen Liebe geworden? Wir haben uns gern, gewiß! Theo ist ein repräsentabler Mann, an dessen Seite sich jede Frau ungeniert zeigen kann, auch quält er mich nicht übermäßig, was sich schon nicht von jedem Ehemann sagen läßt; aber wir fallen nicht in Raserei, wenn wir uns auf Monate hinaus trennen, und inkommodieren uns möglichst wenig, wenn wir zusammen sind. Sehen Sie, das ist das Resultat einer tollen Liebesheirat, und sie ist noch gut ausgefallen im Vergleich zu anderen, die ich Ihnen erzählen könnte."

„O nein!" fiel Dita ihr fast traurig ins Wort, und ein langer Seufzer schloß sich dem an. In ihrem Herzen fühlte sie plötzlich Teilnahme für die Frau erwachen, die ihr noch

vor einer Viertelstunde gleichgültig, fast unsympathisch gewesen war; der Ton, in dem sie gesprochen, hatte so bitter sarkastisch geklungen, daß Dita ein wundes Herz herauszuhören glaubte. Sie kannte ja Herrn von Brynken nur dem Namen nach. Aber selbst das zarteste Trostwort schien ihr unmöglich, ohne die Frau zu verletzen, denn sicher hatte Stefanie nicht im entferntesten beabsichtigt, ihr Mitleid zu erregen.

In diesem Augenblick schlug die Uhr auf dem Kamin.

„Wie spät ist es?“ fragte Stefanie emporschnellend. „Wissen Sie es, Dita?“

„Halb sieben.“

„Halb sieben? Und wir sitzen hier noch im Dunklen anstatt Toilette zu machen! Kommen Sie, es ist nötig, daß wir uns sehr beeilen, wenn wir noch in den Zirkus wollen.“

„Machen Sie sich recht hübsch, Kleine!“ rief sie ihr zu, und dann schallte ihre Stimme, laut nach der Zofe rufend, durch die stillen Räume.

II.

Dita fand bei ihrem Eintritt schon die Lichter am Toilettentisch angezündet, setzte sich davor und begann mit wenigen raschen Griffen ihr Haar neu zu ordnen. Sie tat es mechanisch, das Herz war ihr schwer geworden von Stefanies Worten. Dann ließ sie lässig die Hände sinken und starrte in den Spiegel. Die Zeit war für sie viel zu reichlich bemessen, denn sie war noch in der Lage, all die kleinen Künste entbehren zu können, denen Stefanie ihr gutes Aussehen verdankte.

Sie begann sich aufmerksam zu betrachten.

Das Licht beleuchtete sie scharf von der Seite; das war unvorteilhaft, aber was Dita sehen wollte, sah sie doch. Ein kurzes, volles Oval, kastanienbraunes Haar mit einem Stich ins Rötliche, nach der neuesten Mode frisiert; kleine,

kunstvolle Löckchen, an der rechten Seite der Stirn fast die feine, scharf gezeichnete Augenbraue berührend, eine fest geformte stumpfe Nase, blaßrote, volle Lippen, matter Teint und große mit schwarzen Wimpern umsäumte Augen.

Diese Augen blickten ernst und kühl. Sprach man ihr deshalb Herzenswärme ab, hielt sie für überlegend und anspruchsvoll?

„Ich wollte, ich wäre es," dachte Dita mit einem tiefen Seufzer. „Vielleicht hat Stefanie recht, daß die blaue Blume des Glücks nicht für jeden gewachsen ist, vielleicht warte und hoffe ich auf eine Chimäre. Ich suche Liebe und finde sie nirgends, vielleicht sollte ich einen guten, klugen Mann nehmen, nicht zu alt, nicht zu jung, ein Heim hätte ich dann wenigstens, in das ich hineingehörte . . ."

Sie stützte den Kopf in die Hand, ihre Augen umflorten sich.

„Kann ich überhaupt lieben?" fragte sie ihr Spiegelbild eindringlich. „Ach, ich weiß es nicht! Hatte ich jemals Gelegenheit dazu? Mein Leben ist hingeflossen wie ein klarer Bach und wird voraussichtlich so weiter fließen bis zum Ende. Weder ein herzbewegendes Leid, noch eine herzbewegende Freude ist mir je nahegetreten und hat mich bis ins Innere aufgerüttelt, ich weiß also nicht, wie stark mein Empfinden sein kann. Mutterlos seit meiner Geburt, hat man mich vor äußeren Unbilden geschützt, mich gut gekleidet, genährt, erzogen, aber Liebe fand ich nirgends."

Und sie dachte daran, wie selten sie ihren Vater gesehen, denn er teilte seine Zeit zwischen dem Comptoir und seinen Vergnügungen. Sein Tod hinterließ keine Lücke in ihrem Dasein. Dann war Vetter James aus Neuyork zurückgekommen, und das unglückselige Heiratsprojekt war aufgetaucht, denn der Vater hatte in seinem Testament, der alten Firma zuliebe, James als Haupterben eingesetzt und sie selbst nur mit Geld bedacht; freilich wohl in der stillen Voraussetzung, es sollte alles in einer Hand, auch sie im alten Kaufhaus bleiben; aber dem hatte sie sich vom ersten Augenblick an widersetzt.

Vetter James ganze Persönlichkeit, seine hochaufgeschossene, schmale Gestalt, das blasse, ausdruckslose Gesicht mit dem dünnen blonden Haar und Bart, seine Yankeemanieren, die er ostentativ zur Schau trug, die ganze kühle Herzlosigkeit, die von ihm auszuströmen schien, berührte sie unangenehm. Ihn — o Gott, nein — ihn niemals zum Mann!

„Ich bin keine Ware, die sich kaufen, kein Erbstück, das sich willig nehmen läßt," dachte sie mit herbem Stolz und schloß die Lippen fester. Mochte Tante Auguste noch so viel intrigieren, Stefanie noch so viel sprechen — das tat sie auf keinen Fall; lieber einsam bleiben wie bisher. Sie stand auf und zog das Hauskleid von der hohen, vollen Gestalt, wunderbare Schultern und Arme dabei enthüllend, aber ihre Schönheit ging eindruckslos an ihr selbst vorüber, und dann erforderte das Zuknöpfen der engen Taille von russisch grünem Tuch ihre volle Aufmerksamkeit. Sie hörte Stefanies helle Stimme beim Öffnen der Tür, die zur Eile mahnte, schloß den Kragen mit einem kleinen Hufeisen aus Brillanten, schob die erbsgroßen, wasserhellen Steine in die feinen Ohrläppchen, streifte die langen, dänischen Handschuhe über die Hände, ein halbes Dutzend Armreifen hinterher, und dann kam die Zofe, um dem Fräulein beim Anlegen des engen, pelzverbrämten Plüschjäckchens zu helfen. Der große Rembrandthut mit den prächtigen Federn wurde noch um eine Linie tiefer gerückt, und Dita war fertig.

Nicht lange danach erschien auch Stefanie im Wohnzimmer. Sie zankte mit dem Mädchen, das ihr den Schleier zu fest gebunden, sah aber in ihrem roten Abendmantel, dem kleinen koketten Hut und Schleier beim Lampenlicht so ausgezeichnet aus, daß Dita im stillen darüber ihre Betrachtungen anstellte.

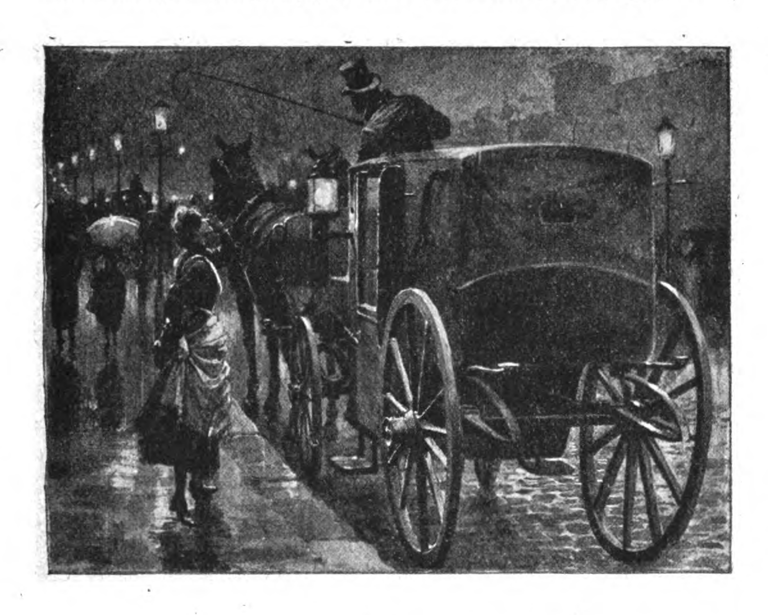
Auch Stefanie musterte mit verstohlenen Seitenblicken ihren jungen Gast und umfaßte mit geübtem Auge jede Kleinigkeit ihres Anzugs und Aussehens.

„So dumm sie ist, so vorzüglich versteht sie sich vorteil-

haft anzuziehen," dachte sie etwas ergrimmt. „Theo würde ihr ohne Zweifel gewaltig die Kur machen, wenn er sie sähe."

Dann fuhr die Droschke vor, die Damen stiegen ein.

„Nach dem Zirkus," instruierte auf dem Trottoir stehend das Mädchen den Kutscher, und fort rollte der Wagen.



III.

Es war spät als sie ankamen, die Vorstellung hatte schon begonnen. Der Portier öffnet ihnen den Schlag, und während Stefanie zwei Logenbilletts nimmt, drückt Dita fröstelnd das Gesicht in den Muff, denn eine eisigkalte Luft durchströmt den kleinen, menschenleeren Vorraum.

„Kommen Sie doch, Dita," ruft Stefanie ungeduldig, „es zieht hier abscheulich."

Sie hatten die Loge für sich allein, ein Umstand, der Frau von Brynken sehr erwünscht war, sie lehnte sich bequem in ihre Ecke und hielt sofort Umschau unter dem Publi-

kum, während Dita, steif und aufrecht sitzend, ihre ganze Aufmerksamkeit der Manege zuwandte. Sie sah deshalb nichts von dem gespannten Ausdruck in Stefanies Augen, nicht das unruhige Zucken ihrer Mundwinkel und erschrak fast, als diese plötzlich halb aufschnellte, hastig an dem Opernglas drehte und eifrig nach einer anderen Loge hinüberzuspähen begann. Dann lächelte Stefanie, und ihre Wangen nahmen eine intensivere Färbung, ihre Augen lebhafteren Glanz an. In der Loge, die dergestalt ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, saßen zwei Herren; der eine ein schlanker, großer Reiteroffizier, der andere im Pelz und Zylinder, ebenfalls groß und schlank.

Der Offizier hatte die Damen auch bemerkt, er faßte an die Mütze, lächelte, verbeugte sich wiederholt, und Stefanie erwiderte das ungeniert, ja, sie hob die Hand im perlgrauen Handschuh und winkte sogar ein wenig, als gälte es eine Einladung zum Herüberkommen. Ein Glück für sie, daß sie nicht hört, was der Herr in Zivil in diesem Augenblick zu seinem Bruder sagt:

„Ich bitte dich, Cedrik, verschone mich, wenn es dir irgend möglich ist, mit der Brynken. Du weißt, Frauen der Art sind gar nicht mein Geschmack; und das hätte noch am wenigsten zu sagen, aber ich möchte keine Beziehungen wieder anknüpfen, deren allmähliches Zerreißen ich mir habe angelegen sein lassen; vor allen Dingen möchte ich Theodor vermeiden."

„Theo ist zur Zeit gar nicht hier," antwortete der Leutnant etwas gereizt, „und was mich anbelangt, so kannst du unmöglich verlangen, daß ich, aus Rücksicht auf alberne Klatschereien, gegen eine Frau unhöflich sein soll, die mir ihr Haus geöffnet hat und deren Gatte mir durch verwandtschaftliche Bande nahesteht."

„Leider," seufzte der andere.

„Aber Hans," fuhr Cedrik jetzt entrüstet auf, „wie kommst du mir denn nur vor? Wenn Schwester Berta und ihr Mann diesen Standpunkt einnehmen, so hält man ihnen das schließlich bei ihrem engen Horizont zugute — aber du, ein

Mann von Welt, der doch auch gelebt und seine Erfahrungen für sich hat, sollte am Ende toleranter sein. Übrigens ist Stefanie nicht allein, wie du siehst. Ich werde natürlich die erste Pause benutzen, sie zu begrüßen, und wenn du darauf bestehst, nicht mitzugehen, so habe wenigstens die große Freundlichkeit und hilf mir einen plausiblen Vorwand ausdenken, der sie nicht beleidigt — mir scheint das aber beinahe ein Ding der Unmöglichkeit."

Hans Henning von Antlau sah etwas geärgert und unbehaglich aus.

„Wenn ich diese Begegnung geahnt hätte, wäre ich lieber anderswo hingegangen," murmelte er.

Cedrik lächelte, verwischte das aber, indem er den langen Schnurrbart strich:

„Du tust wahrhaftig, als wäre Stefanie die gefährlichste Frau der Welt, als wäre schon ihre Nähe gefährlich für die Tugend. Sehr schmeichelhaft übrigens."

„Du irrst dich vollkommen, ich fürchte nur, nicht den rechten Ton zu treffen, und das ist mir peinlich. Berta und ihr Mann, ich selbst, haben Brynkens vollkommen fallen lassen, du verkehrst bei ihnen — nun bin ich in der unangenehmsten Zwangslage."

Cedrik lachte.

„Gott, Hans, von welch göttlicher Schwerfälligkeit bist du doch! Mache dir keine Gedanken, alter Junge, Stefanie hat, so viel ich beurteilen kann, einen ausgeprägten Mangel an Familiensinn. Bertas Verkehr hat sie tränenlos verschmerzt, und ich glaube den deinen auch, da i ch ihr immer noch geblieben bin. Und nun ist Miß Wanda mit ihren Evolutionen zu Ende, nun komm, lieber Sohn."

Der Offizier erhob sich, und der ältere Bruder folgte ihm.

Stefanie rückte indessen unruhig auf ihrem Sitz umher, sie konnte gar nicht erwarten, daß diese Nummer zu Ende ging, sie dünkte ihr endlos.

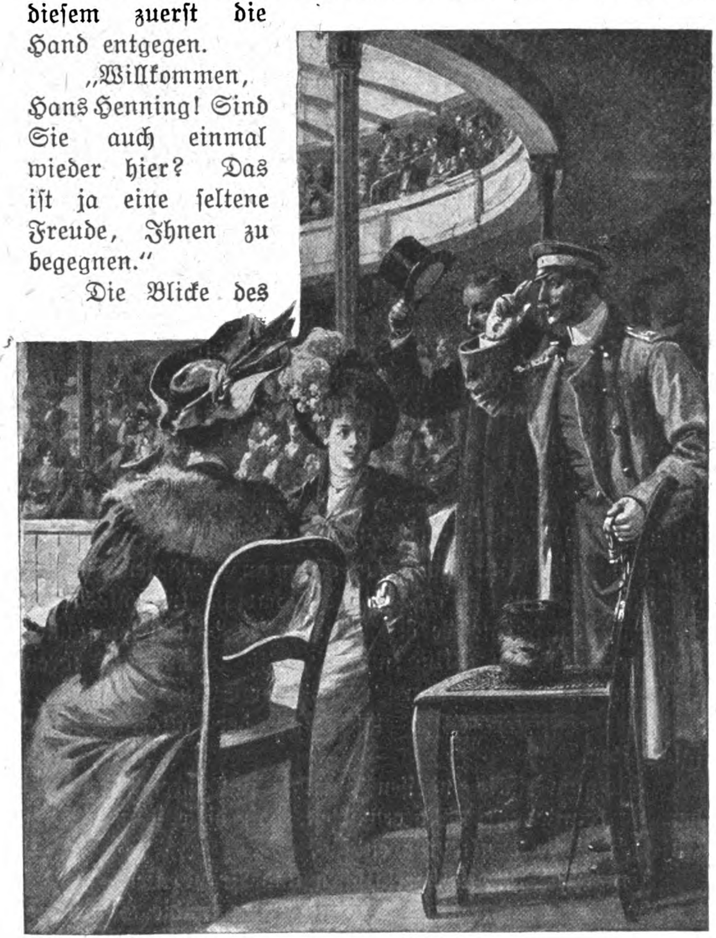
Endlich — endlich! Klatschen und Bravorufen — Miß Wanda verschwand. Auch Stefanie hatte in die Hände ge-

schlagen, obgleich ihre Augen nicht einen Augenblick die Insassen der anderen Loge verlassen hatten. Sie erhoben sich — kamen her . . . Sie seufzte tief auf — Hans Hennings unerwartete Gegenwart schien ihr anfangs einen Strich durch die Rechnung machen zu wollen und hatte sie beunruhigt, — nun erst war sie zufrieden.

Mit bezaubernder Liebenswürdigkeit streckte sie gerade diesem zuerst die Hand entgegen.

„Willkommen, Hans Henning! Sind Sie auch einmal wieder hier? Das ist ja eine seltene Freude, Ihnen zu begegnen.“

Die Blicke des



Offiziers streiften verstohlen lächelnd das Gesicht seines Bruders. Der sah ein wenig betreten aus, und die Art seiner Antwort, so höflich sie war, stach doch merkbar von Stefanies gewinnender Herzlichkeit ab.

„Aber vor allen Dingen gestatten Sie mir, liebe Dita — die beiden Freiherrn von Antlau, meines Mannes Vettern, Fräulein Dita Krüger, eine liebe junge Freundin, die mir der Ostender Strand beschert hat, und die so menschenfreundlich ist, mich jetzt in meiner Strohwitwenzeit zu trösten. Auf anderen Trost hätte ich wohl auch vergebens gerechnet," schloß sie mit einem strafenden Blick auf Cedrik.

„Aber gnädigste Cousine, ich bin vorgestern abend erst zurückgekommen. Sie wissen doch, daß ich vierzehn Tage auf Jagd zu Seiner Durchlaucht dem Prinzen Christian geladen war."

„Und seit wann ist Hans Henning hier?"

„Er lief mir gestern gerade über den Weg, als ich vom Dienst nach Hause kam. Die Depesche, die mir seine Ankunft melden sollte, lag inzwischen friedlich auf meinem Schreibtisch."

„Bleiben Sie lange hier, Hans?"

„Nein, ein bis zwei Tage."

„Aber warum so eilig? Ich an Ihrer Stelle wäre froh, wenn ich im Winter mein altes Rattennest einmal im Rücken hätte. Die Großstadt muß für Sie doch doppelten Reiz haben, Hans?"

„Puh! Reden Sie nicht so despektierlich, gnädigste Cousine," lachte Cedrik. „Unser Hans Henning ist aus anderem Schrot und Korn."

„Verleumdung, Hans, nicht wahr?" rief Stefanie gutgelaunt. „Solche Ausnahmen wären unverdaulich. Aber wollen sich die Herren nicht setzen? Hinter uns ist reichlich Platz, nun kommt wohl niemand mehr."

Das tat Cedrik denn sofort, und auch Hans Henning entschloß sich dazu.

Dita hatte noch kein Wort gesprochen seit der Vorstellung, es wäre ihr auch unmöglich gewesen, da Stefanie

die Situation vollständig beherrschte; aber ihr Blick hatte die beiden Herren gestreift, und sie entsann sich nicht, daß ihr jemals der erste Eindruck einer Persönlichkeit so sympathisch gewesen wäre, wie der dieses jungen Offiziers; der Ausdruck des Gesichts nahm sie im ersten Augenblick gefangen.

Aus den funkelnden blauen Augen lachte die heiterste Sorglosigkeit. Die roten Lippen, die sich über festen, weißen Zähnen teilten, überschattet vom dunklen Schnurrbart, zeigten sich vielleicht im Lächeln von der vorteilhaftesten Seite; jedenfalls war dieser Gesichtsausdruck ihm der gewohnteste, er erhöhte nur das Sonnige seiner Erscheinung. Dita war sich bewußt, im ganzen wenig auf äußere Schönheit zu geben, aber Cedrik von Antlaus Äußeres tat es ihr beim ersten Sehen an. Sie hatte kaum auf den älteren Bruder geachtet, nur eine dunkle Vorstellung von einem ernsten Gesicht war ihr geblieben.

Er beugte sich jetzt zu ihr herab und begann jene endlosen, banalen Redensarten, auf die zwei einander fremde Personen ausschließlich angewiesen sind, und sie antwortete ihm, wie es sich gehört, ohne Hast, aber auch ohne weiteres Interesse.

Stefanie warf einen hastigen Blick auf die beiden und richtete dann ihre Augen auf Cedrik.

„Wie glücklich bin ich, daß wir uns wiedersehen," stand darin.

Er sah heiter zu ihr nieder, sie sah hübsch aus. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Augen funkelten in eigentümlichem, fast unnatürlichem Glanze, den roten Mantel hatte sie geöffnet, und das zartgraue Tuchkleid darunter mit der orientalischen Stickerei um den Kragen kleidete sie vortrefflich.

„Ich hoffe Sie jetzt oft zu sehen, Cedrik," sagte sie halblaut.

„So oft es mir meine Zeit gestattet. Aber —" er machte eine schnelle, unmerkliche Kopfbewegung zu Dita hinüber, — „m u ß t e das sein?"

„Es ist klüger und — ungefährlich."

Er zuckte leichtfertig die Achseln.

„Bah, Stefanie! Ich liebe keine Partie à trois."

Jetzt lächelte Stefanie. „Unbesorgt, sie ist dumm und phlegmatisch. Es ist der Leute wegen, Cedrik."

Nun wandte sie sich der Manege zu, und der Leutnant warf einen forschenden Blick auf Dita.

„Ein hübsches Mädchen," dachte er, als er ihr Profil betrachtete. „Eine superbe Figur!"

Dann war Pause, man erhob sich, um in die Ställe zu gehen, auch Cedrik stand auf.

„Wollen wir uns der Menge anschließen, meine Herrschaften?"

„Ja natürlich," rief Stefanie lebhaft. „Pferdepassion und Pferdeverständnis ist das einzige, was ich Theo verdanke."

Zu zwei und zwei gingen sie jetzt durch die Ställe, auf dem schmalen gepflasterten Gang, der an einer Seite von den Ankleidezimmern der Künstler, auf der anderen von den Ständen flankiert wurde, in denen ausgesucht schönes Pferdematerial die Augen der Kenner entzückte.

Stefanie blieb zuweilen ganz entzückt stehen, bewunderte die schlanken Glieder, das glänzende Fell eines besonders schönen Tieres und erreichte dadurch ihren Zweck, ein unauffälliges Tete-a-tete, vorzüglich. „Sie haben mir nicht einmal geschrieben, Cedrik, obgleich Sie es mir fest versprachen," sagte sie vorwurfsvoll.

„Aber beste Stefanie, mir mangelte die Zeit, und dann bin ich kein Held der Feder, das wissen Sie."

„Ich bin hier fast vor Langeweile gestorben. Wollte ich nicht aus Verzweiflung irgendeine Dummheit machen, mußte ich Gesellschaft haben um jeden Preis. Da schrieb ich an Dita."

„O, mir ist es schließlich recht."

„Nein, Cedrik, nein, Sie sind geärgert, und das freut mich gerade. Man muß euch Männern das Leben etwas

schwer machen, nur dann bleibt ein Reiz für euch. Ich glaube, ich hatte Sie etwas zu sehr verwöhnt."

„Das denken Sie doch im Ernste nicht, Stefanie," lächelte er heiter. „Sie und verwöhnen! Das können Sie gar nicht! Sie sind ein Kobold, aber ein amüsanter. Übrigens hat Theo Ihnen geschrieben?"

„Theo? O, der schreibt nie! Ehrlich gestanden, hier könnte passieren was da wollte, ich wüßte nicht einmal seine Adresse, um es ihm mitzuteilen. Voraussichtlich geht es ihm also gut."

„Wann erwarten Sie ihn zurück?"

„Ich weiß gar nichts."

„Vielleicht überrascht er Sie und ist heut abend schon zu Hause, wenn Sie heimkehren."

„Nein, das tut Theo nie!" sagte Stefanie mit gewichtiger Betonung. „Es ist der einzige Punkt, in dem er rücksichtsvoll ist. — Wenn er morgen kommt, bin ich heut im Besitz einer Karte, die seine Ankunft anzeigt."

„Außerordentlich vernünftig," bemerkte Cedrik. „Wirklich außerordentlich! Ich werde mir das merken."

Sie sah ihn etwas empört an, und unter diesem Blick begann er zu lächeln und pfiff dann halblaut ein paar Takte aus Offenbachs „Schöne Helena".

Stefanies Augen blitzten. „Sie sind ungezogen, Cedrik!" Sie kannte den Text dazu ganz genau.

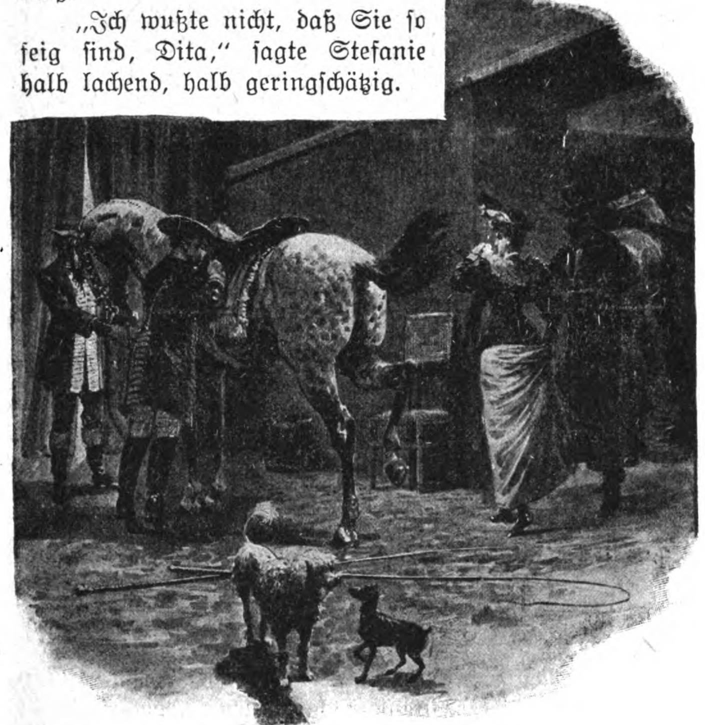
„Seien Sie nicht böse, liebe Stefanie," bat er reuig.

Er sah bestrickend aus, als er ihr in die Augen blickte, ihr Zorn war längst verflogen, scherzend drohte sie ihm nur noch mit dem Finger. — Sie standen jetzt in der Nähe des Manegeneingangs, wo ein Wärter noch an einem prächtig aufgezäumten Schimmel, dem Repräsentanten der nächsten Nummer gurtete. Hans Henning und Dita hatten dort schon Posto gefaßt, um die Nachzügler zu erwarten, und da ihr Gespräch ziemlich einsilbig geführt wurde, so trat Dita einen Schritt vor, um den goldgestickten Sattel zu betrachten. Gleichzeitig machte aber auch das Pferd zwei Schritte rück-

wärts und hob dann ein Hinterbein, als wolle es ausschlagen.

Mit einem Schreckensschrei flog Dita zur Seite; sie zitterte sichtlich, und ihr Gesicht war bis in die Lippen erblaßt.

„Ich wußte nicht, daß Sie so feig sind, Dita,“ sagte Stefanie halb lachend, halb geringschätzig.



Dita hob den Kopf; sie blickten einander an.

„Ich wüßte nicht, welch Heldenstück es wäre, einer Gefahr zu trotzen, deren Folgen uns fürs Leben elend machen können,“ entgegnete Dita ruhig. . .

„Ganz meine Meinung,“ pflichtete ihr Hans Henning bei. Stefanie bohrte ihre glänzenden, dunklen Augen intensiv in Ditas klare graue.

„Das ist genau genommen sehr philosophisch gedacht,“

sagte sie endlich. „Ich aber für mein Teil will lieber in der Gefahr zu Schaden kommen, als vorher die Folgen ängstlich abwägen. Sehen Sie, Dita, das ist der Unterschied zwischen uns."

Sie wandte sich mit einer scherzenden Bemerkung an Hans Henning, und Dita errötete langsam, aber desto peinlicher. Ihr kam es vor, als hätte man sie soeben an den Pranger stellen wollen. Das Gefühl blieb, so sehr sie auch dagegen ankämpfte. Infolgedessen wurde sie noch einsilbiger als bisher, trotzdem ihr Begleiter sich alle Mühe gab, sie das Unbehagen vergessen zu machen.

„Ich glaube Hans Henning versucht Dita die Cour zu machen, Cedrik," sagte Stefanie in demselben Augenblick. „Wie finden Sie sie übrigens?"

„O, nicht übel. Eine pompöse Figur und ein hübsches, ruhiges Gesicht."

„Ja, eine Haremsschönheit. Fett und dumm; für euch Männer genügt das meist."

Er lachte laut auf. „Sie charakterisieren vorzüglich, Stefanie, aber mit mehr Geist als Herz."

Sie sah seitwärts. „Wer sagt Ihnen denn, daß ich ein Herz habe? Das sind Ammenmärchen, Plunder für die Rumpelkammer, mon ami. Aber wissen Sie, was ich vorschlage? Wir bleiben nur noch kurze Zeit hier und verabreden jetzt, wohin nachher. Schrecklich, erst eine Weile im Zuge stehen müssen, ehe man schlüssig wird, denn bekanntlich dauert nichts länger als Überlegung am Toresschluß. — Nun, wohin?" wiederholte sie, als alle vier im Restaurationslokal zusammenstanden, „ehrlich gesagt, ich bin hungrig."

„Was hätten Sie denn gemacht, wenn Sie uns nun nicht getroffen hätten, Stefanie?" neckte Cedrik.

„O, das ist auch so ein wunder Punkt, eine himmelschreiende Beeinträchtigung unserer persönlichen weiblichen Freiheit," rief Stefanie entrüstet. „Nirgends ohne Herrn recht für voll angesehen zu werden, dulden zu müssen, daß jeder Kellner mit einem gewissen verständnisvollen Lächeln oder unverschämter Indolenz uns serviert; nun heute will

ich mich nicht erregen, wir sind ja mit natürlichen Schützern gesegnet, also — wohin?"

„Zu Müller!" schlug Hans Henning vor. „Im Saal finden wir um diese Zeit noch reichlich Platz, und der Aufenthalt ist angenehm."

„O, Müller, wie konventionell!" rief Stefanie wenig erbaut.

„Wozu denn gerade Müller?" fragte auch Cedrik, der viele Kameraden dort wußte.

„Nun, so schlage etwas anderes vor — oder Sie, Stefanie; ich bin gern bereit, Ihnen überallhin zu folgen."

Frau von Brynken machte plötzlich ein verschmitztes Gesicht.

„Wie wäre es mit Gruhl? Natürlich chambre séparée," und ihre Augen funkelten ordentlich bei dem Gedanken.

Cedrik lachte laut auf.

„Kapitaler Spaß! Theo fordert mich nachher auf Pistolen."

„Pah! Theo wird sich hüten. Die Ader zur Eifersucht geht ihm vollkommen ab. Ja! Wenn ich eines seiner Lieblingspferde wäre, von denen er einen Sieg erhofft; aber so bin ich ja nur seine Frau. — Nun, meine Herren?"

„Ich möchte mir trotzdem die Bemerkung erlauben, gnädigste Cousine, daß unser Speisen im chambre séparée leicht Mißdeutungen ausgesetzt sein kann. Ihrethalben — und auch des gnädigen Fräuleins halber! Schon allein vor den Kellnern . . ."

„Ach, gehen Sie mir doch mit dieser inferioren Menschenklasse," rief die Vollblut-Aristokratin schmollend, „sollen sie denken, was sie Lust haben."

„Was sagen Sie denn dazu, mein gnädiges Fräulein," fragte Hans Henning in einem Ton, dem man anhörte, er sei noch immer nicht für den Plan gewonnen.

„Ich? Ich füge mich jedem Beschluß," entgegnete Dita ruhig. „Mir ist die Stadt mit ihren Gebräuchen

fremd, folglich überlasse ich die Verantwortung mit ruhigem Gewissen den anderen Herrschaften."

„Wahrhaftig, Hans," rief Stefanie empfindlich, „Sie tun gerade, als wäre mein Wunsch das Unpassendste der Welt! Worin aber steckt das? Ich finde es abscheulich, in einem Raume mit einer Menge gleichgültiger Menschen zusammenzusitzen, durch die man sich unter Umständen geniert fühlt. Im chambre séparée sitzen wir gemütlich und unbelauscht. Mit demselben Recht könnten Sie es unpassend finden, wenn ich Leute zu mir einladen würde."

„Da hast du es, Hans," sagte Cedrik amüsiert. „Übrigens stehe ich vollkommen auf Stefanies Seite. Unrecht tut, wer Unrecht beabsichtigt. Na, bist du nun zufrieden, alter Hinterwäldler?"

„Ich habe nur so viel Achtung vor den Damen, um auch den Schein gemieden wissen zu wollen," beeilte sich der Schloßherr zu versichern.

„O Gott, wenn man immer nach dem Schein fragen wollte!" rief Stefanie wegwerfend. „Wahrhaftig, man käme zu keinem Genuß im Leben! Also abgemacht, Hans?"

Er verbeugte sich stumm. Gar zu gern hätte er seinen Ansichten Geltung verschafft, aber er sah nur zu deutlich an Stefanies und Cedriks Gesichtern, daß er doch nicht durchdringen würde. So ergab er sich drein. Schließlich — was ging ihn diese fremde junge Dame auch an, die doch aus eigenem Antrieb in das Brynkensche Haus gekommen war.

IV.

Der viersitzige Wagen, den die kleine Gesellschaft benutzt hatte, war bei Gruhl, vor den Eingang der Albrechtstraße gefahren.

Cedrik eilte die letzten Stufen etwas schneller hinauf wie die anderen und winkte dem herbeieilenden Kellner, ihm leise einige Befehle erteilend. Offenbar war er hier recht gut zu Hause.

„Also wirklich die kleinen Zimmer alle besetzt? Das ist fatal," sagte er jetzt unzufrieden. „Nur das große mit dem Klavier frei? In Gottes Namen, Jean, bringen Sie uns dort hinein. — Du erlaubst doch, daß ich hier anordne, Hans?"

Hans Henning nickte. Er sowohl wie die beiden Damen sahen sich überrascht und entzückt in dem Raum um, den ihnen der Kellner jetzt öffnete.

Das von der Decke bis zum Boden reichende Fenster war verhüllt mit abgefütterten Spitzenstores, darüber bauschten sich hellblaue Atlasgardinen mit Malereien in den zartesten Farben. Dieselben Bezüge schmückten die Möbel aus vergoldetem Holz. Der dicke Teppich mit Rosenbuketts auf hellem Grund hielt fast den Fuß auf; in der Mitte der gedeckte Tisch, überstrahlt vom Licht des Kristallkronleuchters. In der Ecke ein geöffneter Flügel.

„Das lobe ich mir," sagte Stefanie, rasch die Handschuhe abstreifend, „hier wird es vorzüglich schmecken! Nun, Vetter Hans, war es nicht ein glorioser Gedanke von mir, uns hierher zu dirigieren?"

Sie sah ihm lachend in das Gesicht und wandte sich dann plötzlich an Cedrik.

„Allons donc, das Menü, Cousin, ich habe einen wahren Wolfshunger."

„Schon alles bestellt!"

„Auch Sekt?"

„Auch Sekt. Natürlich! Erlauben Sie mir, gnädiges Fräulein, ich möchte Ihnen behilflich sein."

Er war rasch hinter Dita getreten, die sich bereits des Hutes und der Handschuhe entledigt hatte, und half ihr mit geübter Hand ihre Jacke abstreifen.

„Eng und leicht wie eine Schlangenhaut," sagte er, dieselbe hochhaltend, ehe er sie fortlegte, „o, und welch diskreter Duft!"

„Cedrik," rief Stefanie, die sich inzwischen Hans Hennings Hilfe hatte gefallen lassen müssen, „ich finde, Ihre Bemerkungen sind recht indiskret. In dieser Art und Weise kritisiert man nicht die Toilette einer Dame." —

Es war ein sehr vergnügtes Mahl, zu dem sich die vier in dem lauschigen Zimmer zusammengefunden hatten. Stefanie sprudelte von Witz und Laune, Cedrik nicht weniger.

„Ob ich wohl je imstande sein würde, so die Konversation zu beherrschen?" dachte Dita mit einem Gefühl der Bewunderung, denn sie bewunderte gern und völlig neidlos alles, was ihr an ihren Nebenmenschen gefiel.

Auch ihr hatte ja die quecksilbrige Lebhaftigkeit an der kleinen Frau stets gefallen, wenngleich sie ihr durch andere Charaktereigenschaften manchmal wieder direkt unsympathisch wurde. Daß sie mit ihrem ruhigen, schweigsamen Wesen ihr zur Folie diente, daran dachte Dita mit keinem Gedanken.

„Sie sind doch ein ganz raffinierter Küchenmeister, Cedrik," sagte Stefanie endlich. „Mir hat es vorzüglich geschmeckt. Und der Wein ist gut. Ah!" — Sie schlürfte Glas um Glas als wäre es Wasser; Dita sah es mit einem Gefühl des Schreckens. Aber es schien bei Frau von Brynken absolut wirkungslos zu bleiben, kaum daß sich die Farbe ihrer Wangen etwas vertiefte, und das konnte schließlich von den rosa Lampenglocken herrühren.

„Nun, Hans, sind Sie jetzt ausgesöhnt?" fragte Stefanie und beugte sich mit dem Champagnerkelch in der Hand zu ihm hinüber. „Guter Gott, ich würde nicht zu Ihrer Frau gepaßt haben! Aber Ihr ganzes Wesen ist dafür auch so recht die Illustration Ihres alten Wappenspruches: Hier stehe ich

— hier falle ich! — Cedrik ist ein völlig entarteter Sproß Ihres alten Geschlechtes."

„Ich will nicht hoffen," sagte Hans Henning mit einem ernsten Blick auf seinen Bruder.

„Aber was fällt Ihnen denn ein, Stefanie," wehrte sich Cedrik etwas pikiert.

„Nun, mein Bester, ich beabsichtigte Ihnen damit ein Kompliment zu machen. Wir sind moderne Menschen, ich tue mir etwas darauf zugute."

„Ja, in der Tat, Sie sind die echte moderne Frau," stimmte ihr Cedrik lachend zu, „und da Frauen stets radikaler, weniger zu Kompromissen geneigt sind als der Mann, so marschieren sie mit Bewußtsein an der Spitze der Zivilisation."

„Die moderne Frau, wollen Sie mir davon wohl eine Definition geben, gnädigste Cousine?" fragte Hans Henning verwundert.

„O gern. — Wir sind nicht mehr die deutschen Gretchen, die sich von dem ersten besten Faust verführen lassen und daran zugrunde gehen. Wir sind starke Naturen geworden, dem Manne gleichberechtigt, wenn auch äußerlich nicht anerkannt, so doch in unserem Bewußtsein. Die betonte Autorität des Mannes läßt uns lachen. Wir sind ebenso berechnend wie er, geistreich ohne Verstand, egoistisch mit vollem Bewußtsein, und vor allen Dingen bar aller Sentimentalität. Bei jedem Anfang sind wir gewohnt nach dem Ende zu sehen, wir wissen ja, daß die Reaktion kommt, immer, unweigerlich, und das hat uns die Möglichkeit jeden naiven Fühlens geraubt. Wir wollen blind sein, aber es gelingt uns nur selten, und deshalb haben wir, anstatt des Herzens, das uns nur Kummer bereitet, den Genuß auf unser Schild gehoben, die flüchtige Leidenschaft — den Rausch. Ein Rausch aber erzeugt Katzenjammer, und das einzige Mittel dagegen ist ein neuer Rausch, bis — bis wir selbst nicht mehr imstande sind, auch nur diesen noch zu erringen."

„Und dann?“ fragte Hans Henning. Ein Gefühl von Ekel stieg in ihm auf gegen die Frau, die so ihr ganzes Geschlecht herabzuziehen wagte.

„Dann? Nun, dann kommt das Ende, Hans Henning. Bankerott an Leib und Seele, oder auch nicht — gleichviel. Sterben müssen wir alle!“

„Gott bewahre mich vor einer Welt, in der die Frauen so sprechen,“ rief Hans Henning entrüstet. „Aber Gott sei Dank, es denken nur wenige wie Sie! Und es ist eine Schmach, mit freventlicher Hand an den Stützen zu rütteln, die einmal die Grundpfeiler von Kirche und Staat sind: an unserer Verehrung der Frau.“

Stefanie schob die Lippen vor.

„Ach, Hans, Sie reden von Ihrem alten baumumrauschten Stammschloß aus. Wir sind eben eine andere Rasse.“

„So danke ich Gott, daß ich nicht zu ihr gehöre!“

„O, es lebt sich aber recht vergnüglich in diesem modernen Babel,“ scherzte Stefanie leichtfertig und warf einen lachenden Blick auf Cedrik.

Der sah geärgert aus. Er kannte das Empfinden seines alten Hans und wußte, daß es Dinge gab, in denen er nicht mit sich scherzen ließ und daß er selber die Schuld daran trug. Auch mochte er nicht das heitere Souper mit einem Mißton schließen lassen, so sprang er auf und setzte sich an den Flügel.

Er war kein großer Künstler, aber einer jener liebenswürdigen Dilettanten, die imstande sind, stundenlang Opern- und Operettenmelodien reizvoll ineinander verwoben vorzutragen, ohne je müde zu werden.

Die Zigarette schief im Munde, das Sektglas neben sich, den Oberkörper leicht im Takt wiegend, ließ er die schlanken, weißen Hände über die Tasten gleiten. Dita konnte nicht anders, sie mußte ihn ansehen. Er gefiel ihr immer mehr. Sein ganzes Benehmen war so liebenswürdig, so heiter und zwanglos, sie hatte das Gefühl, als müsse dieser Mann für seine ganze Umgebung Sonnenschein bedeuten.

Stefanie hatte sich in die Nähe des Flügels begeben; als die bekannte Melodie aus Gasparone:

Anzoletto sprach: komm, mia bella,

ertönte, summte sie zuerst die Worte leise mit, dann lauter, und den zweiten Vers begleitete sie mit den wiegenden Bewegungen der Operettendiva, die Hände hinter dem Kopf verschränkt.



Hans Henning war empört und gleichzeitig besorgt um seinen Bruder, dessen intimer Verkehr mit Brynkens ihm schon lange nicht gefallen hatte, — und Dita schämte sich. Ja, sie schämte sich für die Frau, die vorhin all die häßlichen Worte gesprochen, und hatte das Gefühl, als fiele etwas von

dem ungünstigen Licht, in dem diese sich gezeigt, auch auf sie zurück.

Und aus dem Bestreben heraus, ihrem Nachbar gegenüber sich etwas zu entlasten, sagte sie:

„Ich glaube, man muß Stefanies Worte nicht ernst nehmen.“

„Entschuldigt sie das in Ihren Augen?“ fragte er einsilbig zurück.

„Nein, o nein! Ich wenigstens wäre nicht imstande, meinen Spott mit Dingen zu treiben, die jedem heilig sein müssen.“

Er blickte sie prüfend an.

„Aber Sie sind ihre Freundin!“

Dita errötete. „Nein, das bin ich nicht; wir sind nur oberflächliche Bekannte.“

„Sie passen auch wenig zusammen, wie mir scheint,“ sagte er nachdenklich. „Aber wenn ich eine Tochter zu Fremden schicke, würde ich doch besorgter in der Wahl sein.“

Dita schwieg ein Weilchen.

„Ich habe keine Eltern mehr, die sich um mein Bleiben kümmern,“ sagte sie endlich langsam, „und was mich selbst betrifft, Herr Baron, so glaube ich für mich einstehen zu können. Ideen wie Stefanies, sind ohne Reiz und Einfluß auf mich.“

„Das freut mich für Sie,“ antwortete er merklich wärmer. „Also Sie stehen allein in der Welt, mein gnädiges Fräulein?“

„Ja. Ich habe zwar Verwandte, aber es gibt Verhältnisse, unter denen ein Zusammenleben mit ihnen unbequemer sein kann wie mit Fremden. So nahm ich denn Frau von Brynkens Aufforderung, sie zu besuchen, mit Dank an.“

„Kennen Sie ihren Mann, meinen Vetter Theo?“

„Nein, gar nicht, aber . . .“ Sie hatte sagen wollen: es scheint mir keine allzu glückliche Ehe zu sein — im letzten Augenblick fiel ihr noch ein, daß das doch gewissermaßen eine Taktlosigkeit sei, und sie schwieg betroffen still.

„Spricht Stefanie oft so zu Ihnen wie vorhin?“ begann Hans Henning nach einer kleinen Pause.

„Heute nachmittag tat sie es zum erstenmal.“

„Nun — und . . .“

Dita sah auf ihren Teller herab, dessen leere Mandelhülsen sie nachdenklich durch die Finger laufen ließ. Sie antwortete nicht.

„Sie halten mich für einen ganz unbefugten Frager,“ sagte er nach einer Weile lächelnd, „ich merke das wohl. Aber der Grund ist rein menschliche Teilnahme für ein schutzloses junges Mädchen, das ich in nicht zusagender Gesellschaft sehe. Bitte, wollen Sie es mit diesen Augen betrachten.“

Sie blickte zu ihm auf und errötete leicht.

„Sie sind sehr gütig, Herr Baron.“

„Nein, das bin ich gar nicht. Aber ich habe ein mutterloses kleines Mädchen zu Hause, und wenn ich dächte, ich könnte sie einstmals einsam zurücklassen müssen auf dieser Welt, und sie käme in die Hände einer Stefanie . . .“

Fast dankbar blickte Dita in die ernsten Augen des Mannes, die vornehme Zurückhaltung, die ihrem gezwungenen Zusammensein so sehr den Stempel der Langenweile aufgedrückt, schien ihr mit einemmal geschwunden, er trat ihr menschlich nahe.

„O, aber ich bin ein fertiger Charakter, fürchte ich,“ sagte sie lächelnd, „eigensinnig bei dem beharrend, was mir recht scheint, und sehr wenig zu beeinflussen.“

„Unmerklich beeinflußt jeden sein Umgang, das ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache; aber ich hoffe, Sie bleiben nicht allzulange hier.“

„Wenn man heimatlos ist wie ich,“ entgegnete sie traurig.

Er schwieg, und sie dankte es ihm, daß er keine banale Redensart hatte, dadurch fand sie auch den Mut fortzufahren.

„Vielleicht können nur wir, die wir dies Gefühl der Verlassenheit an uns selbst erfahren haben, ermessen, wie hart es ist.“

„Jeder Verlust hat Stunden im Gefolge, in denen er uns unerträglich dünkt.“

„Er denkt an seine Frau,“ dachte Dita, mit einem warmen Gefühl des Mitleids zu ihm aufsehend. Und er dagegen: „Was für klare, dämmerdunkle Augen sie hat; hoffentlich widersteht sie wirklich Stefanies frivoler Weltanschauung!“

„Stefanie,“ sagte Cedrik, während er das Pedal stark trat, um seine Worte unverständlicher zu machen, „Sie sind haarsträubend unvorsichtig.“

„Warum?“

Sie hatte einen Sessel in die Nähe des Flügels gerückt, Cedriks schönes Gesicht nicht allzuweit von sich.

„Mußten Sie vorhin in Ihren Expektorationen so weit gehen? Der gute Hans! Seine Sympathie haben Sie sich nun völlig verscherzt.“

„Bah! Ich schere mich gar nicht um das, was andere Leute von mir denken. Sowohl an Hans wie an Berta liegt mir blutwenig.“

„Prahlen Sie nicht, Cousinchen, es gab eine Zeit, wo es Sie wütend geärgert hat, daß beide sich fernhielten. Ich freute mich so, daß ich Hans endlich zu Ihnen gelotst hatte, und nun machen Sie mir den Streich.“

„Sie provozierten mich, Cedrik.“

„Zugegeben. Aber eine Frau, die sich der Leute wegen mit einer Gesellschafterin umgürtet, pflegt doch auch sonst vorsichtig zu sein. Apropos, wer ist dies Fräulein Krüger eigentlich?“

„Eine Hamburger Kaufmannstochter. Ich meine, Cedrik, die Abstammung von ihren Kaffeeahnen sieht man ihr genügend an.“

„Das finde ich nicht; sie präsentiert sich sogar außerordentlich gut.“

„Bah! Ihr Genre sind diese fetten, schweigsamen Frauen doch nie gewesen!

„Ihre Brillanten sind also echt?“

„Echt, natürlich. Was denken Sie wohl! Der Glanz

dieser Steine ist ja der einzige Nimbus, den sie um sich zu verbreiten weiß. Er scheint Ihnen zu imponieren, teuerster Freund," setzte sie spöttisch hinzu.

„Kaum. Aber ich kann trotzdem nicht leugnen, daß mir diese Ihre neueste Freundin gar nicht übel gefällt, sie hält Ihnen ein wohltuendes Gleichgewicht, Signora."

„Ah!" stieß Stefanie heraus und fuhr blitzenden Auges in die Höhe, „das ist stark, Cedrik."

„Was denn? Daß sie mir gefällt? Ich habe Sie wirklich für großherziger gehalten, Stefanie, und nicht geglaubt, daß auch bei Ihnen die alte Regel in Anwendung zu bringen sei: Lobe nie eine Frau in Gegenwart einer anderen."

„Heute sind Sie wahrhaftig sehr scherzhaft aufgelegt, Cedrik! Ich schiebe das auf den Einfluß der Junggesellenwirtschaft beim Prinzen Christian. Um Ihnen also eine erschöpfende Lebensbeschreibung Dita Krügers zu geben, so hören Sie: Wir wohnten in Ostende zwei Jahre hintereinander Tür an Tür in demselben Hotel."

„War sie allein dort?"

„Wo denken Sie hin! Mit ihrer Tante, einer schrecklich langweiligen Person; trotzdem schloß ich mich ihnen an. Zuweilen kam ihr Vetter, Mr. James, aus Hamburg herüber, und dieses Vetters wegen ist sie jetzt eigentlich hier."

„Wieso?"

„Nun, sein sowie der Tante Wunsch ist eine Verbindung mit dem reichen Mädchen, aber sie will nicht. Ich begreife nicht weshalb, denn was kann sie sich besseres wünschen? James ist ein ganz ansehnlicher Mann, und nun hat er seinen Antrag noch einmal erneuert. Tante Krüger schreibt mir einen lamentablen Brief über den anderen, ich soll ihr zureden."

„Armes Ding," sagte Cedrik mit einem mitleidigen Blick hinüber. „Nach einem Goldfisch werden vielerlei Angeln ausgeworfen. Was meinen Sie, Stefanie, soll ich mich etwa auch an diesem Hürdenrennen ums Glück beteiligen?"

Sie bohrte ihre Augen fest in die seinen.

„Und wenn ich nun kategorisch ‚nein‘ sagte?“

„Das wäre unvernünftig, verbotene Früchte reizen doppelt.“

„Überlassen Sie das Theo, denn daß der sofort Feuer fangen wird, das weiß ich im voraus.“

„Sind Sie denn da nicht eifersüchtig, Stefanie?“

„Auf Theo, nein,“ entgegnete sie, bitter die Achseln zuckend. „Die Konkurrenz wäre mir doch zu groß, aber Ihnen, Ihnen verbiete ich es.“

Sie drückte das zusammengeballte Taschentuch nervös gegen die zuckenden Lippen, ein ganz anderer Ausdruck lag in ihren heißen Augen.

Er sah es nicht. Der Madonna Theresa-Walzer klang jetzt unter seinen Fingern, und er achtete aufmerksam auf die Passagen und Triller, die er dem Motiv anhing.

„Warum antworten Sie nicht, Cedrik?“

„Ist das wirklich nötig?“ fragte er in seinem leichtfertigsten Ton.

„Ja! Ich will nicht, daß Ihnen Dita gefallen soll — ich will es nicht! Tun Sie sonst, was Sie wollen, aber eine lächerliche Liebelei, selbst nur eine Courmacherei unter meinen Augen, das — das könnte ich nicht ertragen.“

„Stefanie,“ sagte er beruhigend, „was für ein großes Kind Sie sind!“

Unbemerkt fuhr sie mit dem Taschentuch über die Augen; welch ein Wahnsinn, ihre Gefühle vor dem Manne, dem sie galten, zu enthüllen! Sie begriff sich nicht! „Der Wein ist schuld daran,“ dachte sie zornig, und dann sprang sie auf, ergriff Cedriks leeres Champagnerglas und kehrte an den Tisch zu den beiden anderen zurück. Hier füllte sie es eigenhändig, und den überfließenden Schaum mit dem Spitzentuch trocknend, sagte sie heiter:

„Hier, Dita, tränken Sie unsern Barden, er hat es um uns verdient.“

Sie sprach laut, Cedrik verstand trotz seines Spieles jede Silbe, und wußte, daß auch eine jede ihm galt. Welch ein unberechenbares Weib war doch diese Stefanie, und von

welcher verblüffenden Beherrschung des Augenblicks. Er begriff, daß der Moment vorhin, in dem sie sich gehen ließ, sie ärgerte.

Dita stand auf, nahm das Glas und trug es zum Flügel. Es wäre ihr ungezogen erschienen, Stefanies Auf-



forderung nicht nachzukommen. Cedrik sah ihr entgegen, und Frau von Brynkens Augen folgten ihr. Er neugierig, sie abwägend, wie weit das junge Mädchen als gefährliche Nebenbuhlerin in Betracht kommen könne. Als sie das Glas niedersetzte, sagte sie leicht errötend:

„Als ein Zeichen unserer Dankbarkeit."

„O, aber gnädiges Fräulein, damit bin ich noch nicht zufrieden."

„Was wünschen Sie mehr?"

„Getränkt will ich werden. Es wäre eine Barbarei, diese perlenden Passagen zu unterbrechen, und doch fühle ich in diesem Augenblick mich vollkommen als moderner Tantalus. Erbarmen Sie sich deshalb."

Stefanie war langsam nähergekommen, jetzt stand sie dicht neben Dita.

„Verstehen Sie ihn nicht?" fragte sie etwas scharf. „Nun, seien Sie großmütig und reichen Sie ihm, wonach er lechzt!"

Aber Dita rührte sich nicht. In ihren Augen blitzte sogar etwas wie zornige Verwunderung auf, während das Rot ihrer Wangen sich vertiefte.

„Ich schlage dem Herrn Baron vor, einen Abschluß seiner Passagen zu machen und sich dann selbst zu bedienen," sagte sie ruhig, so daß Cedrik sich für eine Sekunde beschämt fühlte.

„Gott wie kleinstädtisch prüde!" rief Stefanie geärgert. Dabei ergriff sie selbst das Glas und hielt es dem Offizier an die Lippen. Aber er mußte plötzlich nicht mehr so durstig sein, wenigstens nippte er nur leicht und schloß dann mit einem rauschenden Akkord.

Ein Weilchen später stand er neben Dita.

„Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse, gnädiges Fräulein. Ich fühle beschämt, daß Sie meine Unverschämtheit gebührend in die Schranken zurückgewiesen haben. Aber ich habe mir nichts Böses dabei gedacht, bei Gott nicht!"

War Dita ihm böse gewesen? Sie wußte es selbst nicht mehr. Ihr Herz klopfte etwas stärker unter seinem reuigen Ton und seinen Blicken.

„Das weiß ich," entgegnete sie mit leiser Beklommenheit.

„Es ist spät," erinnerte jetzt Hans Henning, und traf bei niemand auf Widerspruch. So heiter wie das Mahl begonnen, hatte es keinesfalls geendet. Stefanie klagte über Abspannung, Cedrik fiel ein, daß er morgen in aller Frühe

Dienst habe; dann fuhren zwei Wagen vor, in den einen wurden die Damen gesetzt, in den anderen sprang der Offizier.

„Hans, du Glücklicher kannst morgen ausschlafen,“ rief er seinem Bruder zu, ihm die Hand schüttelnd, „und hast dein Hotel so nahe, gerade gegenüber, während ich noch eine halbe Stunde zu fahren habe. Wann treffe ich dich morgen?“

„Wann ist dein Dienst beendet?“

„O, ich denke etwa um elf Uhr.“

„Gut, dann erwarte ich dich im Hotel.“

V.

Im Hotel stand am nächsten Morgen Hans Henning am Fenster und erwartete seinen Bruder. Er sah mit nachdenklichen Augen das Treiben und Hasten der Fußgänger, das Fahren der Droschken. Eine leicht weiße Schneedecke lag noch auf den Häusern, aber in den Straßen war sie bereits zu einem häßlichen, schmutzigen Brei zerflossen, der einen trübseligen Eindruck machte, und es war fast, als spiegele sich derselbe trübselige Ausdruck in den Augen des Mannes, der so einsam am Fenster stand.

Hans Hennings äußere Erscheinung mochte neben Cedrik auf den ersten Blick zurücktreten, vielleicht mehr, weil er selbst es wollte, aber schon beim zweiten mußte selbst dem unaufmerksameren Beobachter auffallen, was diese ernsten Züge für eine deutliche Sprache redeten. Freilich von leichtsinniger Lebenslust stand nichts darin, und seine Augen wirkten nicht wie Sonnenschein, aber es lag etwas so Ehrenhaftes und Selbstbewußtes in ihnen, daß man sich instinktiv im Moment der Gefahr an die Hand dieses Mannes geklammert hätte mit einem: „Hilf mir!“

Sie taten es fast alle; fast zu sehr! Seine ganze Familie war gewohnt, auf ihn zu zählen, und er half immer, ohne jemals ein Wort darüber zu verlieren. Während seines ganzen Lebens hatte er nie von seiner Person viel Wesens gemacht. Nur eine hatte es im Leben gegeben, der er sich ganz erschlossen. Das war sein junges Weib gewesen. Aber

der selige Traum an ihrer Seite war nur allzubald ausgeträumt. Nach kaum Jahresfrist starb sie und ließ ihn allein mit seinem kleinen Töchterchen, ihrem letzten Vermächtnis. Seitdem hatte sich seiner ernsten Verschlossenheit ein Zug von Menschenscheu zugesellt. Das Leben hatte eben für ihn Glanz und Schimmer verloren.

Vielleicht liebte er gerade seinen jüngeren Bruder so sehr, weil er das direkte Gegenteil von ihm war; aber weil er ihn kannte, sorgte er sich recht ernstlich um ihn. Auch heute wollte er ein ernstes Wort mit ihm sprechen, Cedrik mußte ja doch fühlen, daß er es nur gut mit ihm meinte.

Von der Tür klang ein rasches Klopfen, und der Offizier trat über die Schwelle.

„Tag, Tag, Hans! Nun, wie ist dir der gestrige Abend bekommen? Solch lange Sitzungen sind dir ja etwas ganz Ungewohntes; unsereinen tangiert das nicht mehr. Es war wohl eine ganz anständige Rechnung, die du bezahlen mußtest? Aber gut, was? Ich bin gern bei Gruhl."

„Danke, mir ist es gut bekommen," entgegnete Hans Henning, zartsinnig den Kostenpunkt übergehend.

„Na und Stefanie? Kannst du wirklich kein toleranteres Gefühl in dir auftreiben, Hans? Sie ist eigentlich köstlich. So typisch! Und eine gewisse Gutmütigkeit kann man ihr dabei nicht einmal absprechen, ebenso wie alle diese tönenden Worte nicht mehr sind als Phrasengeklingel, an dem sie selbst zuschanden wird, trotz ihres losen Mundes. Außerdem vernachlässigt Theo sie wirklich."

„Und wie stehst du eigentlich mit ihr?" fragte Hans Henning rasch.

Cedrik errötete ein wenig und wich den ernsten dunklen Augen aus.

„Komische Frage! Wie ich mit der Frau meines leiblichen Vetters eben stehen kann — ganz vortrefflich. Du hast es ja gestern abend selbst gesehen."

„Es schien mir des Guten fast zu viel. Du schlugst einen Ton gegen sie an, lieber Bruder, der mir recht wunderbar vorkam. Was muß das junge Mädchen erst davon denken."

„Mein Gott, harmlose Neckereien! Die kleine Krüger scheint mir überhaupt nicht viel zu denken,“ setzte er leichtfertig hinzu.

„Du irrst, sie ist nicht allein ein sehr gebildetes Mädchen, sondern hat auch großen Herzenstakt und ein reiches Gemüt. Tugenden, die ich hoch schätze.“

Cedrik lachte belustigt auf.

„Wie scharf du ins Zeug gehst, alter Hans, sieh einmal an! Wenn sich nun wirklich in meinen Verkehr mit Stefanie etwas



Flirt mischt, nun, was ist dabei! Schließlich hat es für beide Teile keine größere Gefahr als ein sanft wiegender Walzer. Man führt seine Dame auf ihren Platz zurück, verbeugt sich — voilà tout!“

Hans Henning schüttelte den Kopf. „Auf das Gebiet kann ich dir nicht folgen, Cedrik, es liegt mir zu fern. Aber in meinen Augen verlieren doch Frauen, die auf solche Weise ‚flirten‘, allen Zauber. Aber mir liegt etwas anderes auf dem Herzen. Du schriebst mir um Geld.“

„Ja. Und die Antwort war, daß mein teurer Bruder in Person herkam, um mir den Text zu lesen.“

„Um ehrlich mit dir zu sprechen, Cedrik.“

„O weh,“ seufzte der Offizier resigniert, „wenn du so anfängst, alter Hans, erlaube mir vorher eine Zigarette, das beruhigt und macht andächtig zugleich.“

Er streckte sich bequem in den Sessel und blies die blauen Ringe zur Decke; Hans Henning stand auf und begann im Zimmer hin und her zu gehen.

„Als unser Vater starb, hinterließ er mir als dem ältesten das Gut, dir und Berta wurden je dreihunderttausend Mark ausgesetzt, die ich euch verzinsen sollte. Ich habe pünktlich meine Zahlungen gemacht, aber schon seit Jahren habt ihr euch nicht mehr mit den Zinsen begnügt, ihr verlangtet Kapital. Berta erkenne ich die Berechtigung zu, sie hat einen großen Hausstand, Kinder, und Verny steckt in sein Gut, was er kann, um eine Musterwirtschaft daraus zu machen. Aber du, daß du mit deinen Zinsen nicht auskommst, ist mir unbegreiflich.“

Cedrik stieß die Asche seiner Zigarette ab.

„Das Leben kostet eben Geld,“ sagte er gleichmütig.

„Du spielst, Cedrik.“

Eine Wolke erschien auf dem sorglosen Gesicht.

„Nun, und wenn, was liegt daran!“

„Ein Spieler ist in meinen Augen kein Edelmann,“ rief Hans Henning rasch. „Entweder er gewinnt, dann nimmt er es anderen ab, ohne zu wissen, ob sie es entbehren können, und solch Geld muß drücken, oder er verliert und setzt sein eigenes Wohl und Weh, das ehrlich erworbene Erbe seiner Väter auf das Fallen eines Kartenblattes. In jedem Falle gibt es einen Fleck auf den Charakter eines anständig denkenden Menschen.“

„Hans!“ der Offizier sprang auf, seine Augen blitzten. „Wenn ein anderer gewagt hätte, den anständigen Kerl in mir in Zweifel zu ziehen, wehe ihm . . .!“

„Lieber Junge, traust du mir das auch nur im entferntesten zu?“ fragte Hans Henning mit einem warmen Blick. „Aber sieh, Cedrik, dies Leben hier, diese Anschauungsweise, die du dir zugelegt hast, dieser intime Verkehr mit Brynkens,

er schleift das Feingefühl rettungslos ab. Sind erst die scharfen Ecken und Kanten des Menschen, die Härten, die ein Charakter notwendig sich erhalten muß, zum Teufel, fängt erst das Parlamentieren an mit dem, was man vorher rücksichtslos verdammt haben würde, verdunkelt sich der Blick für all das, was du bisher hochgehalten hast, dann bist du schließlich so abgeschliffen, daß du dich sogar da ohne Gewissensbisse durchwindest, wo du vorher ein verächtliches Grauen empfunden hast."

Cedrik schwieg, aber er hatte die Zigarette ausgehen lassen und strich nachdenklich den Bart. Woher kam Hans Henning diese Kenntnis des menschlichen Charakters? Wie sehr er recht hatte, wußte ja nur er, aber um keinen Preis hätte er es zugeben mögen.

„Nur ich allein darf so zu dir sprechen, wie ich eben getan," fing Hans Henning wieder an; „hüte dich vor dem Brynkenschen Haus, das ist so eine Schleifmühle, in der schließlich alles zugrunde geht. Aber nun genug davon. Kannst du mir sagen, wozu du das Geld, zwölftausend Mark sind es ja wohl, brauchst?"

„M u ß t du das wissen, Hans?"

„Nein, nur als ein Zeichen deines Vertrauens würde es mich freuen."

„Ich habe Theo beauftragt, mir aus dem ungarischen Gestüt ein Rennpferd zu erstehen," sagte Cedrik zögernd und unbehaglich.

„Das dachte ich mir! Aber lieber Bruder, das sind kostspielige Passionen."

„Kein Gedanke!" rief der Offizier warm werdend, „das ist ein Kapital, das sich glänzend verzinst. Gewinnen wir selbst beim ersten und zweiten Rennen nichts, so bringt es das dritte gewiß. Auf Theo kann man sich übrigens verlassen, er hat einen scharfen Blick und eine glückliche Hand."

„Vorausgesetzt, daß dem Gaul nicht bis zum Siege irgendein Unglück zugestoßen ist. Es gehört viel Kapital dazu, um das aushalten zu können."

„Du mußt eben rausrücken, Hans, wenn es not tut."

„Und wenn ich kann!"

„Na, erlaube, Hans, davon ist doch keine Rede! Wenn das der Antlausche Grundbesitz nicht einmal tragen wollte . . ."

„Die Zeiten sind nicht mehr gut für die Landwirtschaft, Cedrik," sagte Hans Henning ernst, „darüber gerade wollte ich mit dir sprechen. Es wird mir schwer, das Nötige für euch herauszuwirtschaften und anständig für mich zu existieren. Etwas für Genia zurückzulegen, ist mir schon gar nicht möglich. Das drückt mich manchmal sehr. Nach meinem Tode geht das Gut laut Testament an dich über, da ich keinen Sohn habe, und mein kleines Mädchen steht dann verlassen und arm da. Ich denke nun, daß, wenn du mir etwas behilflich sein wolltest, wenigstens versprichst, kein Kapital mehr zu verlangen, die jetzige Krisis leichter vorübergeht. Berta ist mir nämlich auch vor ein paar Tagen gekommen, aber einem von euch beiden kann ich das Geld nur geben."

„Verfluchte Geschichte," murmelte Cedrik zerstreut. „Aber nimm mir's nicht übel, Hans, sollte da nicht doch etwas verfahren sein auf deiner Klitsche? Natürlich ohne deine Schuld?" fügte er eilfertig hinzu, als er den Eindruck seiner Worte im Gesicht seines Bruders sah.

Aber nun war er es, der aufsprang und sporenklirrend im Zimmer auf und ab lief.

„Du wirst also von deinem Pferdekauf abstehen, Cedrik? — Vernys brauchen das Geld nötiger wie du."

„Aber Hans, siehst du denn nicht ein, daß ich das nicht kann? Ich bin Theo gegenüber durch mein Wort gebunden, wie soll ich das lösen?"

„Also unmöglich?"

„Partout unmöglich," rief er eifrig. „Siehst du das nicht selbst ein, Hans? Berta muß dann eben noch warten, oder du — du mußt Rat schaffen, alter Sohn," setzte er kleinlauter hinzu.

Nach einer längeren gedrückten Pause fing er ruhig wieder an: „Mir erscheint die Summe unverhältnismäßig hoch."

„Ich glaube nicht. Theo muß das am besten wissen.

Nun und du begreifst, Hans, ich kann bei einem derartigen Freundschaftsdienst nicht knauserig sein. Er rechnet mir dafür weder den Transport noch Verpflegung an, es geht ganz kavaliermäßig dabei zu."

„Hm! Theo wird schon auf seine Kosten zu kommen wissen."

„Natürlich, lieber Alter, er lebt ja davon. Aber sobald wir nur einmal den ersten Preis gewinnen, macht sich ja alles bezahlt."

„Für Brynken vielleicht, für dich kaum."

„So? Und weshalb nicht? Schon allein der Ehre halber."

„Ich sehe keine große Ehre darin, mit mancher doch etwas zweifelhaften Existenz um des Verdienstes willen einen Wettritt zu machen. Treibe den Sport zu deinem Vergnügen, Cedrik, aber das Erwerben überlasse anderen."

„Wie das klingt," rief Cedrik geärgert. „Gerade als ob du es nicht für gentlemanlike hieltest, sich am Rennen zu beteiligen."

„An den Rennen, die du im Auge hast, gewiß nicht."

„Dachte ich's doch, Hans, wir beide kommen einmal nicht mehr zusammen in unseren Ansichten! Wenn es dich übrigens tröstet, es ist noch gar nicht bestimmt, ob Theo oder ich reiten werde."

„Überlasse das widerspruchslos Brynken."

„Ja, ja! Also auf das Geld rechne ich bestimmt in längstens acht Tagen, und höre, Hans, kein Wort davon jemals an Brynken, es würde mir scheußlich peinlich sein. Und nun, alter Sohn, sind wir ja wohl zu Ende. Komm frühstücken."

„Ich danke dir, das ist bereits erledigt, außerdem habe ich noch Geschäfte; laß dich nicht abhalten, Cedrik."

„Gehen wir heute abend in die Oper?"

„Ja gern, vorausgesetzt, daß wir allein bleiben," schloß er zögernd.

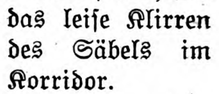
„Aber selbstverständlich; ein zweites Souper würde ich

dir nicht aufhalsen; außerdem ist morgen Stefanies Geburtstag, da müssen wir so wie so hin."

„Ich reise."

„Nun dann läßt es sich nicht ändern. Also um sieben Uhr im Opernhaus. Adieu, Hans."

Sie schüttelten sich die Hände. Bald darauf verhallte das leise Klirren des Säbels im Korridor.



Um Hans Hennings Lippen lag ein bitterer Zug, als er sich allein sah. Er hatte von seinem Bruder doch etwas mehr erwartet.

„Es ist nicht mehr der alte, impulsive Cedrik," dachte er traurig, „das Leben hat ihn schon gehörig geschliffen."

Ein Gefühl von grenzenloser Vereinsamung überkam ihn plötzlich. Für wen lebte er eigentlich! Seit fünf Jahren wuchsen Rosen und Efeu auf dem Grabe der einzigen Frau, die er je geliebt hatte. Freilich sein Töchterchen ... Er seufzte tief auf. Ja, das Leben war hart, aber es mußte eben ertragen werden! —

Sein Geschäftsgang brachte ihn auch vor verschlossene Türen, er mußte sich entschließen, morgen noch einmal zu

kommen. So schlenderte er denn allein und gelangweilt die Straßen wieder hinauf und entschloß sich zu einem Gang ins Museum.

Als er die erste Stufe der breiten Steintreppe betrat, sah er vor sich eine Dame stehen, die, ihm den Rücken wendend, in Betrachtung der rechtsseitigen Gruppe versunken schien. Etwas an der großen, üppigen Gestalt kam ihm eigentümlich bekannt vor. Er beeilte sich deshalb etwas, um ihr ins Gesicht sehen zu können, und rief nun überrascht:

„Fräulein Krüger!“

„Ja, ich bin es,“ sagte sie mit einer höflichen Verneigung, nachdem ihr seine unerwartete Anrede das Blut in die Wangen gejagt. „Überrascht Sie das so sehr?“

„Offen gestanden ja! Ich dachte, Damen brauchten länger, um sich nach einer so spät gefundenen Nachtruhe zu erholen.“

„Ich nicht, ich bin so plebejisch gesund,“ sagte sie lachend, „sehen Sie mich nur an. Stefanie hat mehr darunter zu leiden. Das Mädchen brachte mir heute morgen wenigstens den Bescheid, daß sie vor vier Uhr nicht zu sprechen sei. Nun, da wußte ich nichts Besseres mit dem Tag anzufangen, als einen Gang ins Freie.“

„Ins Museum,“ verbesserte er.

„Ach nein, daran dachte ich erst unterwegs. Leider bin ich keine so bevorzugte Natur, daß mich ein volles Aufgehen in der Kunst immer und überall befriedigt. Ich habe meine Freude daran, gewiß, aber es ist mir weder Lebenselement noch Inhalt.“

„Und das sprechen Sie so offen aus, mein gnädiges Fräulein?“ fragte er lächelnd. „Fürchten Sie nicht in — meinen Augen sagen wir zum Beispiel — dadurch etwas zu verlieren?“

Sie lächelte auch.

„Ich würde es verschmähen, mir durch Heuchelei eine bessere Meinung zu erwerben, sei es, von wem es sei.“

Er nickte bestätigend. Den Eindruck hatte sie ihm immer gemacht; an ihr war alles wahr und klar. In dem hellen

nüchternen Tageslicht gefiel sie ihm noch besser als am vergangenen Abend, der Reiz gesunder Frische lag auf ihrem hübschen, vollen Gesicht.

„Dann bin ich entschuldigt, wenn ich statt des Museums einen kleinen Spaziergang vorschlage, nicht wahr?"

„O gewiß, gern. Außerdem habe ich auch noch eine sehr wichtige Besorgung; ich will für Stefanie ein Geburtstagsgeschenk aussuchen."

„Darf ich dabei helfen?"

„Wenigstens zusehen," lächelte sie ihn freundlich an. Sie hatte Zutrauen zu dem ernsten, stattlichen Mann. Wie das kam, wußte sie selbst nicht recht, es passierte selten, daß sich ihr irgend eine Persönlichkeit aus den Reihen ihrer Bekannten sofort abhob, sei es zum Vorteil oder Nachteil.

Sie gingen, zusammen plaudernd wie zwei gute Bekannte. Die Sonne hatte sich hervorgewagt, ein frischer Wind zerriß die grauen Wolkenschleier, überall kam das kalte helle Himmelblau des Winters zum Vorschein. Dita sah so heiter in die Welt, als wäre sie nicht das heimatlose, ernste Mädchen von vierundzwanzig Jahren, sondern ein Backfisch, dem noch der ganze Himmel voll Geigen hing. Ein Glücksgefühl, eine Lebensfreudigkeit hatte sie seit gestern ergriffen, über die sie selbst staunte, die ihr aber belebend durch die Adern rann und sie unbewußt verschönte.

Jetzt blieb sie vor einem Juwelierladen stehen, auf dessen reicher Pracht die kalte Wintersonne funkelte, und sich an ihren Begleiter wendend, fragte sie: „Wollen Sie mit hineinkommen oder mich draußen erwarten, Herr Baron?"

„Wenn Sie gestatten, komme ich mit."

Sie nickte und ging ihm voran in den Laden. Er war im stillen etwas verwundert über die Größe des Einkaufes, den sie zu beabsichtigen schien.

Sie ließ sich Schildpattkämme und Nadeln mit kleinen Brillanten ausgelegt zeigen und sah mit einem so ernsten Gesichtsausdruck darauf nieder, als handle es sich um eine europäische Frage; er sah das und amüsierte sich im stillen. Als ob sie seine Gedanken ahnte, sah sie plötzlich zu ihm auf.

„Wundern Sie sich nicht, daß ich mir die Sache so angelegen sein lasse, Herr Baron. Ich möchte eben Stefanie eine wirkliche Freude machen. Nicht die Sache allein, sondern auch die merkbare Sorgfalt, die der Geber darauf verwandt, soll den Beschenkten erfreuen."

Kurze Zeit darauf war sie sich einig und bezeichnete einen ausgesucht schönen Kamm als gewählt, ohne nur einen Augenblick zu schwanken, ohne nur einmal eine ausschlagheischende Frage an ihren Begleiter zu richten.

„Ich glaube, sie hat wirklich einen starken Charakter," dachte Hans Henning interessiert, denn von allen weiblichen Mitgliedern seines Hauses war er endloses Schwanken gewöhnt.

Sie sah seinen Blick, und ihr fiel ein, daß es wohl höflicher gewesen wäre, nach seinem Rat zu fragen, in leichter Verlegenheit sagte sie:

„Hoffentlich hat meine Wahl Ihren Beifall."

„Ich an Ihrer Stelle hätte dieselbe getroffen. Aber was mir noch mehr gefallen hat, war Ihr schneller Entschluß."

„Sie dürfen nicht vergessen, daß ich immer auf mich allein angewiesen war, da wird man selbständig."

Der Verkäufer präsentierte die Rechnung auf einer silbernen Tablette. Sie zahlte ohne Überraschung, steckte ihren Schatz vorsorglich ein und verließ den Laden.

„Ich vergaß, sie ist ja die reiche Hamburger Kaufmannstochter," dachte er bei sich, gleichzeitig überlegend, daß er kaum imstande wäre, solch ein kostbares Geburtstagsgeschenk zu machen.

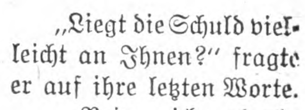
„Ich hoffe, Stefanie wird sich freuen," sagte sie nach einer kleinen Pause. „Neulich äußerte sie einmal den lebhaften Wunsch, solch ein Schmuckstück zu besitzen."

„Es ist sehr kostbar," wagte er zu bemerken.

„Ja. Aber lieber versage ich mir einmal einen kleinen Wunsch; ich habe so wenig Menschen, denen ich eine Freude machen kann."

Ihm fiel ein, daß sie schon gestern abend von ihrer

Herzenseinsamkeit gesprochen hatte, und neben dem Mitleid stieg doch gleichzeitig der Wunsch in ihm auf, sie vor jeder näheren Berührung mit Stefanie zu bewahren. Wie aber ließ sich das bewerkstelligen? Er war ihr so fremd, sie konnte übelnehmen, was ihm aus ehrlichem Herzen kam, und dem mochte er sich nicht aussetzen.



„Liegt die Schuld vielleicht an Ihnen?“ fragte er auf ihre letzten Worte.

„Nein, ich glaube nicht,“ meinte sie kopfschüttelnd, „oder — vielleicht doch. Ich kann mich so schwer anschließen! Jede Verständnislosigkeit schließt mir den Mund, denn ich weiß, daß man, um mich zu beurteilen, lediglich auf das Gefühl angewiesen sein muß. Worte finde ich so wenig.“

„Aber Handlungen.“

„Gelegenheit dazu ergibt sich selten. Ich glaube, Kinder würden mir ihr Herz schenken, die wissen instinktiv, wenn man es gut mit ihnen meint. O, und ich würde sie so lieben!“

„Wäre es Ihrem Alter nicht angemessener, Sie suchten Liebe und Verständnis wo anders? Bei einem Manne, dem Sie sich anvertrauen und der Sie hochhält und beschützt?“

Sie sah sehr betreten zu ihm auf. — Trotz des hellen Himmels taumelten einzelne kleine Schneeflocken in der Luft herum, eine schmolz sogar auf ihrer runden Wange zu einem klaren Tropfen. Hans Henning sah auf diesen kleinen feuchten Fleck als wären seine Augen hingebannt.

„Ich denke nicht,“ sagte sie nach einer kleinen Pause leiser, „Liebe von Kindern wäre mir wertvoller, sie gehören einem ganz, und keinerlei äußere Umstände sprechen da mit. Ich glaube auch nicht, daß, um ein Frauenherz ganz auszufüllen, die Liebe zum Manne notwendig ist. Nur Liebe überhaupt, das Bewußtsein der Nützlichkeit für irgendein Geschöpf . . .“

„Warum aber so resigniert, so furchtbar bescheiden in Ihren Ansprüchen an das Leben?“ fragte er erstaunt.

Sie lächelte.

„Stefanie nennt es unbescheiden. Ich stelle nämlich meine Person so hoch, daß ich durchaus Liebe will, Liebe nehmen und geben.“

„Und dann würden Sie alles ertragen, das weiß ich nun,“ sagte er mit stillem Nicken. „Nein, man soll mir dies moderne Geschlecht nicht schmähen, solange es solche Frauen aufweist.“

Dita errötete peinlich.

„Ich wollte mich gewiß nicht rühmen mit dem, was ich sagte. Wie ich dazu komme, mit Ihnen so offen zu sprechen, weiß ich nicht, Herr Baron. Es täte mir leid, wenn Sie Stefanie deshalb schroffer beurteilen würden.“

„Sie ist Ihnen doch nur eine flüchtige Bekannte.“

„Ja. Aber ich bin in ihrem Hause und habe also alle Ursache, ihr dankbar zu sein.“

„Eine seltene Tugend, die Dankbarkeit," sagte Hans Henning mit einem bitteren Beigeschmack, indem er an Cedrik dachte, „aber mein liebes, gnädiges Fräulein, ich sagte Ihnen gestern schon, hüten Sie sich vor jeder Beeinflussung durch meine Cousine, es wäre schade um Sie, und der Blütenstaub der Seele ist leicht, allzu leicht abgestreift."

„Ich fürchte," begann Dita, „sie ist nicht — nicht ganz — glücklich in der Ehe."

„Ich fürchte es auch. Um so mehr ein Grund für Sie — Sie selbst zu bleiben. Gerade diese unbeständigen, ruhelosen Naturen wirken vergiftend und zerstörend auf andere Charaktere."

„Dann müßte ich sie von Herzen bemitleiden."

Sie gingen ein Weilchen schweigend weiter. Auf dem breiten leicht beschneiten Weg längs des Parkes begegnete ihnen niemand, nur eine Krähe hüpfte vor ihnen her.

„In Antlau ist es jetzt recht still und einsam," begann er und sprach dann von dem alten, von seinen Vorfahren überkommenen Schloß, erzählte von diesem und jenem, und Dita hatte die Überzeugung, daß dieser Mann, der mit beiden Füßen so fest auf seinen alten Traditionen stand, stolz wie nur einer auf das Alter seines Geschlechtes war.

Endlich blieb Hans Henning stehen.

„Hier ist Ihr Haus, mein gnädiges Fräulein. Ich muß mich Ihnen nun empfehlen. Leben Sie mir wohl, herzlich wohl."

Er hob den Hut und streckte ihr dabei die Rechte entgegen; von einer Königin konnte er sich nicht höflicher verabschieden.

„Wir sehen uns nicht wieder?" fragte Dita, betroffen daß sie schon zu Hause war und arglos durch ihren Ton zeigend, wie lebhaft sie das bedauern würde.

„Ich fürchte nein, morgen mittag sind meine Geschäfte erledigt."

„Aber Sie sind doch zu Hause nicht notwendig, warum verschieben Sie Ihre Reise nicht bis übermorgen? Ich weiß, Stefanie rechnet morgen auf Sie . . . und daß sie



Sie gingen ein Weilchen schweigend weiter. (S. 50).

Ihnen nicht sympathisch, warum sollen das andere entgelten?“ fragte sie, schelmisch zu ihm aufsehend.

„Sie würden sich freuen, wenn ich bliebe?“

„Von Herzen,“ versicherte sie eifrig.

Er sah unentschlossen zu Boden, auf einmal drückte er ihre Hand etwas fester.

„Auf Wiedersehen also.“ —

„Welch eine Narrheit,“ murmelte er gleich darauf unzufrieden mit sich selbst. Er blieb stehen und sah sich um, Dita aber war längst in der Haustür verschwunden.

„Nun erwartet sie mich, und ich weiß doch noch nicht, ob ich komme . . . schlimmstenfalls bringt Cedrik meine Entschuldigungen. Aber sie ist ein Mädchen, wie man sie selten trifft . . . hm . . . ich freue mich doch, ihr begegnet zu sein — das verwischt etwas den unangenehmen Eindruck, den mir Stefanie immer aufs neue macht . . . hm . . . vielleicht gehe ich doch hin — nach Antlau komme ich auch übermorgen noch früh genug.“ —

Frisch von der Luft, animiert von dem langen Spaziergang trat Dita zu Stefanie ein, die noch bei verhängten Fenstern in ihrem luxuriösen Bett lag. Teilnehmend ging Dita an ihre Seite.

„Sie sind doch nicht ernstlich krank, Stefanie?“

„Nein, nein,“ wehrte diese ungeduldig ab, „es sind nur die Nerven, die Schlaflosigkeit, die mich peinigt und matt macht. Ziehen Sie einmal den Vorhang zurück und lassen Sie sich ansehen, Dita, vielleicht daß ein Funke von Ihrer robusten Gesundheit auf mich überspringt.“

Dita tat, wie ihr geheißen; mit heißem, neidischem Blick hafteten Stefanies Augen an der kraftstrotzenden üppigen Gestalt.

„Eine plebejische Gesundheit!“ sagte sie, dieselben Worte brauchend, die Dita vorher lächelnd auf sich angewandt. Das junge Mädchen erschrak, als sie die dunklen Ringe um die Augen, das verfallene Gesicht in den gestickten Kissen gewahrte.

„Wollen wir zu einem Arzt schicken, Stefanie?“

„Ach, Unsinn, das bißchen Nervosität," wehrte sie ungeduldig. „Werden Sie erst so alt wie ich, dann sehen Sie auch aus anderen Augen. ‚Wir sind nicht immer sechzehn Jahr . . .'" sang sie in ein paar abgerissenen Takten. „Wenn wir heute abend etwas vornehmen würden, wäre ich sofort gesund, aber so . . . Erzählen Sie mir etwas, Dita."

Und Dita erzählte von ihrer Begegnung mit Hans Henning.

„Cedrik war nicht dabei?" fragte Stefanie noch einmal mißtrauisch.

„Nein."

„Wie gefällt er Ihnen?"

„Wer?"

„Nun Cedrik."

„Er ist ein bestechender Mann, worin es liegt, weiß ich nicht, ich kann nur die Tatsache konstatieren, und, Stefanie, daß ich parteilos bin, können Sie mir sicher glauben," setzte sie lachend hinzu, „denn er beachtet mich gar nicht."

„Er gehört zu den Männern, die sich nur für Frauen interessieren," gab Frau von Brynken zu.

Dita dachte später ein Weilchen darüber nach, weshalb wohl. Sie machte sich gar kein Hehl daraus, daß ihr der Offizier gefiel, ausnehmend gefiel, und daß sie sich sehr gern mit ihm unterhalten hätte, aber wenn er ein Mann war, „der sich nur für Frauen interessierte", half ihr dieser Wunsch ja nichts.

VI.



Am nächsten Morgen wurden zwei kostbare Blumenkörbe in dem hochherrschaftlichen Hause der Blumenstraße abgegeben, der eine von Hans Henning, der andere von Cedrik von Antlau. In dem letzteren befand sich ein Etui mit einem sehr kostbaren Armband und ein Brief, den Stefanie sofort an sich nahm, um ihn bei verschlossenen Türen zu lesen. Das wäre nun gar nicht nötig gewesen; in dem Brief stand nichts, was nicht alle Welt lesen konnte, höchstens vielleicht die Überschrift: „Teure Stefanie". An diesen paar Worten hingen die Augen der Frau wie gebannt, und plötzlich hob sie den Brief und küßte diese Worte heiß und leidenschaftlich. Dann ließ sie ihn sinken, knitterte ihn in der zuckenden Hand zusammen und seufzte gequält auf. —

Die Einladung an die beiden Brüder war schon erfolgt, und Cedrik staunte nicht wenig, als er Hans Henning, dessen

Abreise er für gewiß ansah, auf einigen Umwegen mit der Frage herausrücken hörte: „Wollen wir zusammen zu Brynkens fahren?"

Dem Leutnant fiel die Hand mit der Bürste, die eben die letzte Verschönerung an seinen äußeren Menschen bewirkt, schlaff herab.

„Wie Hans? Höre ich recht?"

„In der Tat, Cedrik. Aber weshalb wunderst du dich denn so sehr? Ich hielt es für eine einfache Anstandspflicht."

„Lüge du und der Deubel," dachte er vergnügt, „aber einen Haken muß diese plötzliche Sinnesänderung doch haben." Und er streifte aufmerksam die abgewandte Gestalt seines Bruders.

„Hat dir die kleine Krüger etwa so gut gefallen, daß du es ihretwegen tust?" fragte er ganz unvermittelt.

„Beinahe hast du es erraten," antwortete Hans Henning, sich mit seinem ehrlichen Lächeln langsam umdrehend. „Ein Abend angenehm verplaudert, ist für einen solchen Einsamkeitsmenschen wie ich es bin immer ein Gewinn."

„Darauf muß ich mir doch diesen kleinen Käfer einmal genau ansehen," lachte Cedrik auf, „denn dich zu einem Besuch bei Stefanie zu vermögen ist ein Kunststück."

Hans Henning runzelte ein wenig die Stirn. „Du hast dir angewöhnt, recht respektlos von den Damen zu sprechen," sagte er tadelnd.

Der Wagen, der die beiden Brüder einige Stunden später vor das Brynkensche Haus brachte, hatte auf dem Rücksitz einen großen Champagnerkorb stehen, den Cedrik zu einer fröhlichen Abendsitzung stiftete. Hans, der von der morgendlichen Gabe keine Ahnung hatte, fand dies Geschenk zwar recht unpassend — es erinnerte ihn an Soupers ähnlicher Art, jedoch unter anderen Voraussetzungen, aber Cedrik lachte ihn aus.

„Gönne der kleinen Frau doch die Befriedigung dieser Passion," sagte er endlich etwas ärgerlich. „Theos Weinkeller befindet sich in einem so schwindsüchtigen Zustand, daß an Sekt nicht zu denken ist."

„Und wenn dir's Stefanie übelnimmt?"

„Dazu ist sie wirklich viel zu vernünftig, außerdem bin ich so gut bekannt, Hausfreund beinahe, daß ich die Berechtigung habe, derartigen Mängeln abzuhelfen." —

Cedrik kam noch immer nicht über die Tatsache hinweg, daß sein Bruder wirklich leibhaftig neben ihm saß, um zu Stefanie mit hinauszufahren. Er nahm sich vor, diesen Abend im stillen seine Beobachtungen zu machen, aber dazu bot sich ihm zunächst wenig Gelegenheit.

Zwar sah Dita reizend aus in ihrem grünen Tuchkleid mit dunkler Pelzgarnitur, aber doch ebensogut für ihn wie für den anderen, und Cedriks Argwohn fand absolut keine Nahrung.

Hans Henning fühlte sich angenehm enttäuscht, als er Stefanies Haus betreten hatte; er fand eine vollkommen distinguierte Lebensführung, ein komfortables Heim, dem sogar die vielerlei kleinen Extravaganzen den Stempel des Vornehmen nicht rauben konnten, da sie durchaus zu der Erscheinung der Herrin des Hauses paßten.

Selbst Stefanies Person gefiel ihm heute bedeutend besser. Sie war ruhiger in ihrer Art und Weise, und die dunkle Toilette, einzig gehoben durch Ditas Brillantkamm und einen kleinen roten Nelkenstrauß, machten sie zu einer vollkommenen Dame, so daß Hans Henning seine Antipathie schwinden fühlte.

Freilich, den Vergleich mit Dita hielt sie nicht aus, aber es war auch ein ganz eigener Zauber, der für Hans Henning von diesem jungen ruhigen Mädchen ausströmte. Er empfand ihn mit Befriedigung und gab sich dem willig hin.

Sie waren in Stefanies Boudoir plaudernd zurückgeblieben, der Schein der rot verschleierten Lampen umflutete sie, der Duft des schwülen Parfüms, in das sich Frau von Brynken zu hüllen liebte, durchtränkte die Luft. An ihnen prallten alle diese kleinen Kunstmittel der Betäubung und Aufreizung wirkungslos ab, ihre beiden Naturen waren zu fest und zu klar, um sich von solchen Dingen beeinflussen zu lassen.

Stefanie und Cedrik standen im Eßzimmer, er war ihr dorthin gefolgt, um nach dem Wein zu sehen, dessen Übergabe sie mit Ausrufen großer Freude begrüßt hatte.

Eine Portiere entzog sie unberufenen Augen und Ohren, dafür konnten sie in dem Spiegel das Paar im Nebenzimmer beobachten.

„Sehen Sie wohl, daß ich recht hatte," begann Stefanie spöttisch. „Hans Henning macht Dita die Cour. Dieses obskure Fräulein Krüger entspricht den Anforderungen, die er an eine Dame stellt, mehr wie meine Wenigkeit."

„Ich begreife gar nicht, was dem guten Hans plötzlich einfällt," gab Cedrik ganz verwundert zu. „Schon sein unerwartetes Hierbleiben hätte mir ein Licht aufstecken können; aber wenn ich dann wieder denke . . . nein, Stefanie — er will sich nur auch einmal amüsieren — das ist das Ganze, etwas Ernstes steckt nicht dahinter."

„Wäre es Ihnen ganz unverdaulich, eine bürgerliche Schwägerin willkommen heißen zu müssen?" fragte sie neugierig.

„Im großen und ganzen wär's mir vollkommen Wurscht," versicherte er ehrlich. „Mein Himmel, über den Trödel sind wir doch eigentlich längst hinweg, wenn es sich um eine sonst annehmbare Partie handelt."

„Was fällt Ihnen ein," unterbrach sie ihn schroff. „Davon kann gar keine Rede sein! Abgesehen davon, daß ich wirklich noch den alten Trödel von Abstammung, Namen, Zusammengehörigkeit hochhalte . . ."

Er zog die Augenbrauen hoch und pfiff leise durch die Zähne. Ihm stieg der Gedanke auf, daß gerade Brynkens am deutlichsten bewiesen, wie sehr sie mit diesem „alten Trödel" aufgeräumt hatten. Sowohl der Mann wie auch die Frau.

Sie sah ihn geärgert an. „Jawohl," wiederholte sie scharf, „es ist so! Oder glauben Sie etwa, Cedrik Antlau wäre mir derselbe wie Cedrik Freiherr von Antlau, dessen Name einst bis an die Stufen des Thrones gereicht hat?

Nein, lieber Freund. Wir sind einmal allesamt Kinder und brauchen ein Spielzeug."

„Um es, wenn es not tut, in die Ecke zu werfen," sagte er lächelnd.

„Um uns, wenn es not tut, dahinter zu verschanzen," wiederholte sie schnell. „Aber um auf Hans Henning zurückzukommen: welch eine absurde Idee, ihn und Dita zusammen zu nennen?"

„Weshalb?"

„Er ist reich genug, um ohne Geld zu heiraten."

„Armer Kerl," dachte Cedrik im stillen, „niemand glaubt dir deine Menschlichkeiten."

„Und dann," fuhr Stefanie fort, „liegt das auch durchaus nicht in meinem Plan, Dita soll ihren Vetter nehmen, gleichviel, ob sie jetzt auch noch dagegen ist. Eine kluge Frau kann darin manches tun, das weiß die gute Mama Krüger auch sehr genau. Nun, sie hat mir einen vorzüglichen Kuppelpelz geboten, und ich, Cedrik, ich habe die feste Absicht, ihn mir zu verdienen," schloß sie lachend.

„O Mitgefühl, dein Name ist Weib!" parodierte er amüsiert. „Na, mir kann es gleich sein, wer die Geldbeutel heimträgt, Stefanie, ich bin wirklich ein guter Kerl in diesem Punkte . . ."

Sie sah sich hastig um, sie waren allein.

„Ja, das sind Sie auch, Cedrik, wer weiß es besser wie ich," antwortete sie ihm mit weicher Stimme. „Dank für Ihr Geschenk — es war nur viel — viel zu kostbar."

Sie streckte ihm beide Hände entgegen, er ergriff sie und zog sie ein wenig an sich, ehe er sie an die Lippen hob.

„Könnte mir für Sie je etwas kostbar genug sein?" Und er küßte diese wunderschönen weißen Gebilde langsam, eines nach dem anderen und weidete sich an ihrer vollendet schönen Form.

Stefanie wußte recht gut, warum sie so stolz auf ihre Hände war; es lag ein eigener Zauber in ihnen.

Sie trat ihm um einen Schritt näher, so daß sie mit ihrem schmalen zierlichen Körper fast seine Uniform be-

rührte, dann schlug sie die Augen mit einem warmen Blick zu ihm auf.

„Sie sind der einzige, Cedrik, um den es sich für mich lohnt zu leben," sagte sie halblaut. „Bleiben Sie mir auch ferner."

„Was fällt Ihnen denn ein, Stefanie, gewiß! Noch manches Jahr, hoffe ich. Aber m'amie, wozu dieser sentimentale Anflug, er kleidet Sie nicht — gewiß nicht —" neckte er, als er ihr Zusammenzucken sah. „Bleiben Sie, was Sie immer gewesen, ein kleiner Satan, und Sie sind unwiderstehlich."



Ein schneidendes Schmerzgefühl durchzuckte einen Augenblick Stefanies Inneres. Sie hatte mit dem Herzen gesprochen, diesem so oft verleugneten, geschmähten Ding, das sich doch zuweilen an ihr zu rächen wußte. Sie senkte stumm den Kopf.

„Auf welch Niveau drückt ihr mich nur alle herab," sagte sie endlich empört. „Keiner anderen Frau hätten Sie so geantwortet, Cedrik. Aber ich — für mich ist alles gut genug."

Er sah sie mit naivem Erstaunen an.

„Herabdrücken?" wiederholte er verwundert. „Ja, wie wollen Sie denn behandelt werden, Stefanie? Man kann jeden doch nur so nehmen und beurteilen wie er sich selbst gibt!"

Sie preßte die Handflächen zusammen und sah mit einem bösen Blick zu ihm auf.

„Und wenn ich nun wirklich herabgestiegen wäre, wissen Sie denn, wer mich dazu gebracht hat?“ fragte sie mit Schärfe.

„Nein, gewiß nicht! Sie sind sonderbar, Stefanie.“

„Mein Mann!“ stieß sie kurz heraus.

Er lachte. „Der arme Theo! Zugegeben, er vernachlässigt Sie ein wenig, zugegeben, es ist unrecht, daß er Ihnen heute nicht einmal geschrieben hat, weiter aber geht sein Sündenregister doch nicht.“

„Weiter nicht?“ In Frau von Brynkens Gesicht trat ein eigentümlicher, sphinxartiger Ausdruck, während sie langsam, halblaut fortfuhr: „Das wollte ich ihm vergeben. Was ich ihm aber nie vergeben kann, ist, daß er meine Seele gemordet hat.“

Cedrik lachte wieder, er wußte nicht recht, wie er sich diesem eigentümlichen Gebahren gegenüber anders verhalten sollte.

„Sie sind heute in einer merkwürdigen Laune,“ sagte er endlich.

„Es ist keine Laune,“ rief sie, sich vergessend, halblaut, „nur das Ergebnis einer langjährigen Erfahrung, eines widerwilligen Nachdenkens. Bis an die Zähne bewaffnet kämpfen beide Geschlechter in der Ehe miteinander, und der Stärkere wird siegen. Das ist nun in den meisten Fällen der Mann, und dann macht er aus dem jungen Mädchen, nach dem er greift, weil es seine Begierden reizt, genau das, was er selbst ist, oder das, was er in ihrem Geschlecht einzig und allein sieht. Mein Mann hat mich zu seiner Geliebten gemacht, hat alles Gute und Bessere in mir getötet, langsam, systematisch, und nun wundert ihr euch, wenn ich das geworden bin, was ihr jetzt in mir seht. Die Ehe ist nicht immer eine moralische Institution, sie kann auch das Gegenteil sein, kann schmachvolle Bande bergen, von deren Existenz das Mädchen keine Ahnung hat. Euch sollte man zur Rechenschaft ziehen, euch allein, wenn aus dem Mädchen die

Frau geworden ist, denn in eurer Hand liegt es, ob ihr uns hinaufhebt, oder hinabzieht in den Schmutz."

Sprachlos starrte Cedrik sie an.

„Stefanie, ich glaube, Sie sind krank. Sie sehen ganz bleich aus. Wahrhaftig! Was fällt Ihnen nur auf einmal ein, Cousinchen? Der Umgang mit Ihrem Fräulein Krüger taugt Ihnen nicht."

„Ich glaube es selbst!" sagte sie mit einem Seufzer und wandte sich zur Seite.

Er verstand den qualvollen Aufschrei nicht, der sich ihr fast gegen ihren Willen entrungen hatte. Vielleicht war ihr wirklich neben Dita zum Bewußtsein gekommen, wie nackt und bloß sich ihre Seele im Staube wand, vielleicht wußte sie es schon lange und wollte nur blind sein, bis irgend eine Stimmung, ein Luftzug von weiß Gott woher, ihr die Binde von den Augen gerissen.

„Und was bin ich Ihnen, Cedrik?" fragte sie nach einer kleinen Pause und sah ihn mit brennenden Augen an.

„Mir? Die amüsanteste, interessanteste und fesselndste Frau, die bis jetzt meinen Lebensweg gekreuzt hat. Aber wahrhaftig, diese Laune, die Weltschmerzliche zu spielen, kleidet Sie nicht, gar nicht."

Sie sah ihm fest in die Augen.

„Einmal im Leben läßt man sich nur täuschen, nachher macht man die Augen auf und sieht! Sie wollen mich nicht einmal täuschen, Cedrik, das ist wenigstens noch ein geringes Verdienst. Können Sie mir nicht sagen, was eigentlich die Frauen an Ihnen haben? Sie sind hübsch — mein Gott ja, aber äußere Schönheit beim Mann ist doch schließlich am ersten zu entbehren. Lustig und leichtherzig — negative Verdienste! Außerdem eingebildet, gutmütig ohne tieferes Gefühl, oberflächlich, flatterhaft, gewissenlos . . ."

„Hören Sie auf — hören Sie auf!" rief er lachend und hielt sich die Ohren zu, „Ihre göttliche Grobheit als Revanche beweist mir, daß Sie wieder in Ihrem gewohnten Fahrwasser sind."

„Und doch werden Sie geliebt, wie es Besseren nicht zuteil wird,“ vollendete sie ernsthaft.

Dann nahm sie eine Nelke aus ihrem Strauß, zerpflückte sie und warf ihm die Blätter in das Gesicht.

„Da! Und nun gehen Sie und stören Sie mir Dita und Hans. Die beiden sollen nicht zusammenkommen, ich will es nicht.“

„Ein ganz verrücktes Frauenzimmer,“ dachte er, der schlanken, kleinen Gestalt nachblickend, deren schmales blasses Gesicht er soeben erst unter Seelenqualen hatte zucken sehen, ohne sie zu begreifen.

Stefanie fühlte dasselbe, als sie eilig ihr Zimmer betrat.

„Ich muß schlecht aussehen; ich bin eine Närrin, mich um Dinge aufzuregen, die doch nicht zu ändern sind! Aber er behandelte mich wie eine seiner Freundinnen aus dem Zirkus, nicht besser, nicht schlechter. Und doch bin ich mehr wie er, ihm geistig bei weitem überlegen . . . Aber was schert mich das — ich liebe ihn und will ihn festhalten, so lange ich kann. Ach —“ sie ballte die Hand und preßte sie gegen die Stirn — „es hat andere gegeben, die mehr wert waren als er, und sie ließen mich kalt, ihn dagegen liebe ich — warum? Ich fürchte, ich werde das Rätsel niemals ergründen. Was liebte ich an Theo? — Damals — es ist schon lange her. — Ja. Er war ein Mann! Rücksichtslos und brutal, wenn es seinen Willen galt, das beugte mich vor ihm, das hat mich neben ihm in den Schmutz gezogen. Pah — ich will nicht mehr grübeln, es macht häßlich.“

Sie lief an den Spiegel und sah hinein. Ihr Gesicht war bleich, ihre Augen matt, von dunklen Schatten umgeben, ein nervöser, abgespannter Zug zog eine scharfe Linie von der Nase bis zum Mund.

„Mein Gott, wie alt ich aussehe!“ sagte sie erschrocken. Und aus der Schublade eines chinesischen Schränkchens nahm sie eine kleine Spritze, füllte sie mit einer Geschwindigkeit,

die große Übung verriet, und bohrte sich die Spitze in den Arm.

„Das vertreibt die Grillen," sagte sie vor sich hin lächelnd.

Eine Viertelstunde darauf saß sie rosig, sprühend von Witz und Laune, inmitten ihrer Gäste bei der ersten Flasche Champagner. Cedrik hatte keine Ursache mehr, sich über sie zu beklagen.



Auf dem Heimwege, den die beiden Brüder trotz der späten Stunde zu Fuße machten, sagte Cedrik, in der Weinlaune noch redseliger wie sonst:

„Na, alter Hans, nun Farbe bekannt! Soll ich mich darauf vorbereiten, Fräulein Dita Krüger als Schwägerin in spe zu betrachten?“

Hans Henning blieb mit jähem Ruck stehen.

„Was fällt dir ein, Cedrik?“

„Hm! Je mehr ich darüber nachgedacht habe, je plausibler wird mir die Sache. Das Mädchen ist reich, hübsch, gebildet genug, um als Freifrau von Antlau zu repräsentieren; greif zu, alter Sohn, etwas Besseres findest du nicht.“

„Aber meine Seele hat nicht daran gedacht, Cedrik, ich versichere dich.“

„So — nun, dann bring deine Seele schleunigst auf den Trab; die Geschichte mit dem Hamburger Kaufmannsbengel, für den sich Stefanie so ins Zeug legt, ist ja Blödsinn, einen Kuppelpelz kann sie von dir auch haben, das trägt's. Eine halbe Million, Hänschen, in blankem Golde und soliden Papieren — denke nur einmal an.“

„Wie frivol du sprichst, Cedrik,“ rief Hans Henning geärgert. „Fräulein Krüger ist wert, um ihrer selbst willen geliebt zu werden.“

„Ja, sie hat eine pompöse Figur.“

„Manchmal könnte man wirklich irre an dir werden, Cedrik,“ antwortete Hans in dem nämlichen geärgerten Ton, „wenigstens an deinem Herzen, wenn man hört, wie du alles herabziehst, wie du dir den Anschein gibst, nur das Kleine zu sehen und das Große unbeachtet zu lassen. Meinst du, daß bei einer Frau allein die Figur das erwähnenswerte ist?“

„Nein, aber eine sehr angenehme Zugabe, muß ich dir gestehen. Also noch einmal: mir, Brüderchen, ist auch ein Fräulein Krüger als Schwägerin recht, besonders, wenn sie deine leidige Geldkalamität beseitigt.“

Hans Henning schwieg; er war ärgerlich und zugleich irritiert, daß sein Bleiben unter Umständen in diesem Licht

gesehen werden konnte. Das hatte er mit keinem Gedanken gestreift, und doch, als ihm sein Bruder lachenden Mundes so selbstverständlich davon sprach, blieb ein kleines Samenkörnlein in ihm hängen und folgte ihm in sein einsames Antlau.

VII.

Es war ein häßliches Wetter; der Wind pfiff durch die Straßen, und mit eigentümlich tickendem Geräusch legte sich der Schnee fest gegen die Scheiben, an die ihn der Wind preßte. So recht ein Wetter, um im wohlig warmen Bett zu bleiben.

Im Halbschlaf liegend, hörte Dita die Glocke an der Küchentür gehen, das Öffnen der Köchin und dann ein zuerst mäßig lautes Gespräch, das allmählich aber in rohes Schimpfen ausartete.

Erschrocken richtete sie sich auf. All die Wochen hindurch, die sie nun schon hier war, hätte man, ohne jede Störung von außen, bis lange in den Tag hinein schlafen können; was gab es nur heute?

Die Stimmen in der Küche schwiegen jetzt. Dita hörte das Mädchen den Korridor hinabgehen und an Stefanies Tür klopfen, dann — nach einem Weilchen kam es zurück.

„Die gnädige Frau läßt sagen, Sie müßten warten, der Herr ist verreist, wenn er zurückkommt, soll die Rechnung bezahlt werden,“ vernahm sie jetzt deutlich. Offenbar entledigte sich das Mädchen ihrer Botschaft schon auf der Küchenschwelle.

„Und ich sage Ihnen, ich warte keinen Tag, keine Stunde länger,“ erklärte der Mann in grobem Ton. „Unsereiner braucht sein Geld auch, wenn er seine Ware nicht gestohlen hat! Sagen Sie das man Ihrer Madame, bei der es so fein hergeht, und wo doch alles auf Borg ist. Glauben Sie, ich weiß nicht, daß der Bäcker, der Milchmann und der Kaufmann nebenan auch schon längst auf ihr Geld warten,

und daß es statt dessen nur Versprechungen gibt? Mir ist's nun über. Entweder Geld oder kein Fleisch."

Entsetzt war Dita aus dem Bett gesprungen und lauschte atemlos an der Tür; was sie da hörte, brachte ihr ein Grauen. Ein Mädchen wie sie, das achtlos im Reichtum auferzogen, ihn sich zunutze machte, ohne je darüber nachzudenken, was das Wort „Geldmangel" eigentlich bedeute, hatte nur eine schwache Vorstellung von dem, was ein



Haushalt verschlang. Sie sah überall bei Brynkens eine opulente Wohlhabenheit, die sie seit ihrem Hiersein teilte, und hatte nie — aber auch mit keinem Gedanken darüber nachgedacht, ob sie nicht etwa dadurch Stefanie eine Last aufbürde, die diese fühlen konnte.

Mit ihrer reichen Geburtstagsgabe hatte sie sich genügend für die Gastfreundschaft zu revanchieren geglaubt; vielleicht aber wäre Stefanie bares Geld lieber gewesen, und sie hatte nur nicht über die Lippen gebracht, es Dita offen zu sagen.

Sie machte sich bittere Vorwürfe über ihre Gedanken-

losigkeit, während sie im Nachtkleid, vor Frost und Unbehagen zitternd, an der Tür lauschte.

Als draußen die Schritte des Mannes verhallten, öffnete sie leise eine Spalte.

„Marie!“ rief sie hinaus.

Das Mädchen kam, etwas verlegen, denn sie wußte nur zu gut, daß das Fräulein in ihrem Zimmer alles gehört haben mußte, und Dita, die wieder ins Bett geschlüpft war, fragte mit erregter Stimme nach der Ursache des Lärms.

„Wer war es, Marie?“

„Der Schlächter, gnädiges Fräulein.“

„Er wollte Bezahlung, nicht wahr? Aber weshalb störten Sie die gnädige Frau, warum kamen Sie nicht zu mir herein?“

„Ach Gott . . .“ das Mädchen drehte verlegen an ihrer Schürze, „das konnte ich nicht wissen — und er ist es auch nicht allein“ — sie wurde offenbar zutraulich — „das gnädige Fräulein sollten nur wissen . . . so unrecht hat der Mann nicht — und es sind noch mehr, die da fordern — und es ist die höchste Zeit, daß der gnädige Herr zurückkommt.“

Dita lag ganz still; ihre Wangen brannten, sie kämpfte mit dem Wunsch, mehr zu hören und dem Bewußtsein, daß dieses Sich-Eindrängen in fremde Verhältnisse nicht recht sei. Aber sie meinte es ja gut, sie wollte ja helfen — das gab ihr ihr gutes Gewissen zurück.

„Was verlangte denn der Mann, Marie?“ fragte sie endlich.

„Zweihundert Mark, gnädiges Fräulein. Er hat richtig sein Fleisch wieder mitgenommen. Zu verdenken ist es ihm ja nicht, er ist noch ein Anfänger . . .“

„Schon gut. Geben Sie mir doch einmal meine Schlüssel herüber, und nach zehn Minuten kommen Sie und holen sich das Geld.“

Mit offenem Munde blickte die Köchin auf das junge Fräulein, aber sie hütete sich wohl eine Bemerkung zu machen. Ihr waren diese täglichen Szenen mit den Kauf-

leuten in tiefster Seele verhaßt und sie daher nur allzu froh, wenigstens von einer Seite fortan Ruhe zu haben.

„Die arme Stefanie," dachte Dita mitleidig, während sie eilig aus ihrer Schatulle das Geld heraussuchte. „Aber so kann das nicht weiter gehen; mir würde jeder Bissen im Munde quellen, dächte ich, er wäre unbezahlt. Ich muß durchaus mit Stefanie sprechen. Weigert sie sich, Pension zu nehmen, reise ich noch heute nach Hamburg ab."

Die elektrische Klingel aus Frau von Brynkens Schlafzimmer ertönte, sie schlief also nicht mehr. Gleich darauf kam das Stubenmädchen mit einem Brief in der Hand zurück.

Eine Viertelstunde später hatte sich Dita angekleidet und saß neben Stefanies Bett.

„Wie geht es Ihnen, liebe Stefanie?" fragte sie mit weicher Stimme und faßte nach der fieberheißen Hand auf der seidenen Decke. „Sie sind heute so früh wach."

„Der Lärm draußen ließ Sie wohl auch nicht schlafen," meinte die Frau von Brynken nach einem kleinen Zögern. „Diese Lieferanten sind so unverschämt — und Theo bleibt diesmal unerwartet lange aus."

Sie seufzte ungeduldig. Es war ihr im geheimen doch noch gar nicht sicher, ob ihr Gatte so viel Geld mitbrächte, wie sie gebrauchte, um sich nur die drängendsten Schulden vom Halse zu schaffen; es war mehr ein Hinausschieben — eine Vertröstung.

Mit einer gewissen Schüchternheit begann Dita:

„Liebe Stefanie, ich möchte einmal etwas Ernstes mit Ihnen besprechen."

Stefanie dehnte und reckte sich, ihr Stolz flammte auf und wollte nichts von dem hören, was nun kommen mußte — ein Stolz, der ihr früher viel zu schaffen gemacht hatte, der inzwischen aber erbarmungslos niedergetreten war und heute der Klugheit weichen mußte. Dennoch sagte sie:

„Muß es denn sein, Kleine? Ich finde, man peinigt mich heute ungebührlich viel."

„Aber ich will Sie nicht peinigen," fiel ihr Dita eifrig

in die Rede, „ich will Sie nur um etwas bitten — dringend bitten."

Frau von Brynken strich über die knisternde Seide der Bettdecke.

„Ich höre also geduldig zu."

„Sehen Sie, Stefanie, ich bin nun schon drei Wochen hier — Sie sind gegen mich gewesen wie eine Schwester, darf ich da nicht auch die Rechte einer solchen in Anspruch nehmen? Ich bin unerfahren und habe nicht bedacht, daß eine Person in einem Haushalt mehr . . . allmählich zu merken ist . . . seien Sie mir deshalb nicht böse! . . . Gestatten Sie mir nun aber, das gut zu machen . . . behalten Sie mich hier — aber — gegen Pension."

Sie seufzte erleichtert auf. Wie heiß und rot ihr Gesicht dabei geworden, verbarg ja zum Glück die Dämmerung.

Stefanie schwieg.

Nach einer langen, bangen Pause begann Dita unruhig:

„Sie können mir unmöglich böse sein, Stefanie," und es fiel ihr schwer aufs Herz, daß sie vorher mit dem Schlächter so eigenmächtig gehandelt hatte.

„Die Wahrheit ist," sagte Stefanie endlich, „daß mir die Sache wirklich peinlich ist. Ich habe Sie zu mir eingeladen als Gast, nicht als Pensionärin, indessen bin ich leider gezwungen, Ihr Anerbieten anzunehmen, Dita. Theo läßt nichts von sich hören und bleibt so lange aus. Die Männer sind in diesem Punkt wirklich großartig! Für sich verbrauchen sie ohne Murren Summen — das muß eben so sein! Verlangt die Frau aber Wirtschafts- oder Kleidungsgeld, dann bilden sie sich ein, man kann mit zwanzig Mark die Welt auskaufen. Im Hause kostet für sie alles nichts! Das werden Sie auch noch kennen lernen, Kind. Ich war nur ein armes Mädchen . . . da ist das Fordern noch viel peinlicher."

„Aber liebe, liebe Stefanie, warum sagten Sie mir das nicht längst?" rief Dita vorwurfsvoll und nahm liebkosend die heiße Hand in die ihrige. „Ich bin ja ein reiches Mädchen und freue mich, wenn ich jemand habe, mit dem ich

teilen kann. Im Grunde sind S i e es doch, die mir eine Güte erwies, indem Sie mir Ihr Haus öffneten!"

Diese warmen Worte, Dita so recht aus dem Herzen kommend, hatten auf Frau von Brynken den ganz entgegengesetzten Eindruck gemacht. Dieses Mädchen konnte kommen und i h r Hilfe bieten! Zwar ersehnte, notwendige Hilfe — das wußte Stefanie am besten, aber daß sie n e h m e n mußte, nicht die Gebende sein konnte, empörte sie aufs heftigste. Neidisch war sie auf Dita, neidisch aus tiefstem Herzen, wenn sie hätte ehrlich sein wollen. Und anstatt ihr die Freundschaft zu gewähren, um die das junge Mädchen, einsam wie es war, so zartfühlend warb, loderte in ihr etwas auf, das dem Haß ähnlich sah.

„Gut also," sagte sie endlich hart und machte ihre Hand frei. „Gut! Machen wir einen Preis aus. Wie hoch taxieren Sie sich, Dita?"

In die Augen des Mädchens stiegen Tränen. Wo sie um Liebe warb, fand sie jedesmal einen Stein. Sie lehnte sich in den Stuhl zurück.

„Nicht so! Nicht so, Stefanie," bat sie leise.

Frau von Brynken lachte auf.

„Schon wieder eine sentimentale Anwandlung, Kleine? Bleiben wir lieber bei der Sache; je eher sie abgemacht ist, desto besser für uns. Also?"

„Darf ich Ihnen hundert Mark für die Woche anbieten, Stefanie?" begann Dita schüchtern.

Stefanie fuhr auf und kam in dem Dämmer Dita mit ihrem blassen Gesicht und den funkelnden Augen ganz nahe.

„Ah, wie Sie großmütig sind!" stieß sie schroff heraus. „Das ist ja fast als böten Sie mir ein Almosen."

„Stefanie!"

„Ja so, Kleine, Sie sind empfindlich! Nichts für ungut. Ich bin überzeugt, Sie wollten mich nicht kränken — nun gut — ja. Das Angebot ist hoch — ich akzeptiere es aber doch, mit der Versicherung, daß ich Ihnen nach besten Kräften Vergnügen dafür bieten werde. Das ist ein vernünftiger Pakt, nicht wahr? Sie dürfen dann auch nicht

einmal den leisen Gedanken haben, S i e hätten m i r etwas geschenkt."

„Wie falsch Sie mich doch beurteilen, und wie häßlich das ist," sagte Dita kummervoll. Die weiche Herzensregung, die sie vorhin so teilnehmend und bereit gemacht hatte, Ste-



fanie von ganzem Herzen zu helfen, war verflogen; sie waren sich wieder so fremd wie nur je.

„Es ist sehr peinlich, sich etwas schenken zu lassen," preßte Stefanie zwischen den Zähnen hervor, „das werden Sie zwar nicht an sich erleben, Dita, Sie sind ja reich — reich!" Dabei ballte sie die Hand zur Faust und preßte sie fest gegen das spitzenbesetzte Jabot des Nachtkleides. „Und

nun," sie warf sich wieder in die Kissen zurück, „gehen Sie, Kleine! Ich muß noch etwas Ruhe haben."

Mit tiefem Seufzer verließ Dita das warme, dunkle, parfümierte Zimmer. Sie hatte gehofft, sich eine Freundin zu erwerben, nicht dadurch, daß sie gab, sondern dadurch, daß sie Sorgen mittragen half, aber sie nahm das Bewußtsein mit, daß es zwischen ihr und Stefanie eine unüberbrückbare Kluft gab. Daß diese Kluft Neid hieß, wußte sie aber nicht.

Frau von Brynken klingelte ihrer Zofe.

„Ist der Brief schon besorgt, Annette?"

„Ja, gnädige Frau."

Also zu spät! Sie wühlte sich ungeduldig in den Haaren, zu spät! Nun, da half es nichts mehr. Das Beste war, auch sie schwieg gegen jeden über Ditas generöses Anerbieten und ging ruhig ihren Weg weiter.

Ein paar Stunden später ließ sich Cedrik melden. Er kam wie er war, direkt vom Dienst, frisch, rosig, lächelnd wie immer.

„Sie haben befohlen, gnädigste Cousine."

„Gebeten, teurer Freund, gebeten!"

Sie lag in ihrem scharlachroten Morgenrock auf dem weißen Bärenfell und streckte ihm die Hand entgegen. Er setzte sich dicht an ihre Seite.

„Liebe Dita, wollen Sie so gut sein, den Portwein zu bestellen? Und Sie, Ärmster, sind sicher hungrig. Ein wenig Lachs, etwas Kaviar zum Frühstück, nicht wahr?"

Er nahm bereitwillig an.

„Wenn er ahnte . . ." dachte Dita und schämte sich ihrer Gedanken.

„Cedrik, ich bin in großer Verlegenheit," sagte drinnen eilig Stefanie, den Augenblick des Alleinseins benutzend. „Theo läßt nichts von sich hören — mein Geld ist zu Ende — Sie müssen mir aushelfen. Darum mein Brief. Voilà tout! Sind Sie dazu imstande?"

„Und wenn ich es nicht wäre — für Sie bin ich stets hilfsbereit. Wieviel?"

„Tausend Mark."

„Heute nachmittag um sechs Uhr stehen sie Ihnen zur Verfügung."

„Dank! Tausend Dank," sagte sie, ihm mit einem heißen Blick die Hand drückend. „Es ist das erstemal, Cedrik, daß ich darum bitte, Theo wird es mit Ihnen regulieren."

„Soll ich es Ihnen herbringen?"

„Nein, ich fürchte Ditas Augen. Es ist so beschämend für eine Frau, von einem Manne Geld zu nehmen."

Er sah ihr lustig in das Gesicht. „Skrupel? Schaffen Sie sie ab, Stefanie. Wir sind ja so gute Freunde."

„So gute Freunde!" wiederholte sie nachdenklich, und unwillkürlich fragte sie sich, ob Theo nicht auch oft genug diese gute Freundschaft in seinem Interesse ausgenutzt haben mochte.

„Also, wohin befehlen Sie?"

„Bringen Sie es mir heute nachmittag um sechs Uhr in die kleine Konditorei, in der wir uns schon getroffen," flüsterte sie und drückte seine Hand. „Da belauscht uns niemand. O, Cedrik, ich wünschte, ich hätte Dita nicht hier!"

„Schicken Sie sie fort," schlug er vor.

Sie schüttelte den Kopf.

„Das kann ich nicht, Sie wissen ja weshalb."

Ihm blieb keine Zeit zum Antworten, Dita trat wieder ein, hinter ihr die Zofe mit einer Tablette. Dita hatte draußen einen Blick in den Spiegel geworfen und die Versuchung empfunden, sich schnell noch etwas hübscher zu machen. Aber sie unterdrückte den Wunsch.

„Er kümmert sich ja doch nicht darum, wie ich aussehe," dachte sie mit einem kleinen Funken Unzufriedenheit in sich. Diese Nichtbeachtung von seiten eines Mannes, der wußte, daß sie das verwaiste, reiche Fräulein Krüger war, erfuhr sie zum erstenmal in ihrem Leben. Zuerst hatte es sie stutzig gemacht, dann für ihn eingenommen, und nun — nun ärgerte es sie allmählich.

Am Nachmittag saß Dita allein in Stefanies chinesi-

schem Boudoir auf ihrem Lieblingsplatz, dem vergoldeten Bambusstuhl. Wohin Frau von Brynken gegangen, hatte sie ihr nicht gesagt, auch keine Aufforderung zur Begleitung an sie gerichtet, und Dita saß da, mit einem Buch auf dem Schoß, doch ohne zu lesen.

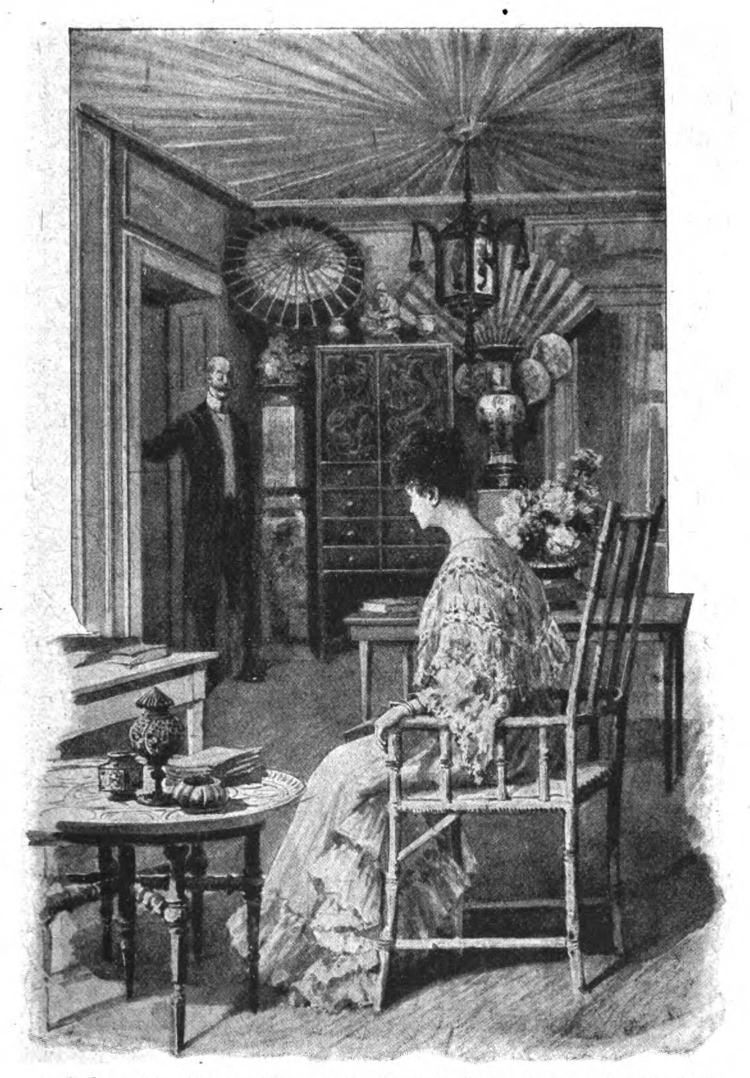
Ganz regellos liefen ihr die Gedanken durcheinander, doch immer wieder tauchte in ihnen das Bild des jungen Offiziers auf, dessen heiteres Temperament, da es in so schroffem Gegensatz zu ihrer eigenen, stillen Art stand, sie immer fester in Banden schlug. Das war aber auch alles echte Natur, kein plötzliches Auf und Nieder wie bei Stefanie, kein Gesuchtes und Gewolltes. Dita war felsenfest davon überzeugt, daß sie Cedriks Charakter so klar durchschaute als wäre der ganze Mensch von Glas, und gerade deshalb wuchs ihre Sympathie für ihn immer höher, wenn auch ihr selbst kaum bewußt. Es freute sie, wenn sie seinen Schritt hörte, obgleich er sich so wenig um sie kümmerte; der Duft seiner Zigaretten war ihr sogar angenehm, und das Gefühl der Hochachtung, das sie für ihn empfand, wuchs gerade aus der Vernachlässigung hervor, die er ihr, dem reichen Mädchen, angedeihen ließ.

Während sie jetzt saß und grübelte, überlegte sie, wie wohl das Mädchen beschaffen sein müßte, das dieser Mann einmal erwählen würde, und sie konnte ihr gar nicht gut und vortrefflich genug sein für ihn, dem sie das größte Glück gönnte, von dem sie überzeugt war, er würde das seligste Glück in ein Frauenleben tragen.

Es war allmählich dunkel geworden, die Schneeflocken glitten in ihrem Tanz schattenhaft aber unaufhörlich hinter den Scheiben durch die Luft.

Die Glocke des Vorplatzes schlug an; es wurde geöffnet, ein paar kurze Worte, — Dita achtete nicht darauf. Irgend ein Besucher, der sich wieder entfernt haben mußte; denn draußen war es still geworden.

Plötzlich ging die Tür des Boudoirs auf, in der letzten sinkenden Tageshelle stand ein Herr auf der Schwelle. Ein



unbekannter Herr; Dita sah es mit Erstaunen, als sie sich aus ihrer liegenden Stellung aufrichtete.

„Pardon, wenn ich störe — Pardon, Gnädigste.“

Er kam näher, seine Stimme klang lässig, lässig waren seine Bewegungen, und ein Etwas an ihm sagte Dita sofort, daß sie den Herrn des Hauses vor sich habe.

„Da ich niemand habe, der das Amt des Vorstellens übernimmt, gestatten Sie, daß ich es selbst tue — von Brynken," sagte er mit einer tiefen Verbeugung. „Mit wem ich die Ehre habe, weiß ich bereits und kann Ihrer Güte nur danken, daß Sie sich meiner Frau während meiner Abwesenheit gewidmet haben."

„Der Dank ist ganz auf meiner Seite," sagte Dita verlegen. Diesem Manne gegenüber genierte sie alles; ihr langes Bleiben in seiner Häuslichkeit, ihr loses Hauskleid — denn nach dem Essen, einen vollkommen einsamen Nachmittag vor sich, hatte sie es sich bequem gemacht. Sie hatte sich erhoben und stand vor ihm, bereit ihr Zimmer aufzusuchen, ja mit dem stillen Wunsch, daß das möglichst bald geschehen könne, aber Theo, der sie inzwischen gemustert hatte, die volle hohe Gestalt, das hübsche, jetzt etwas errötete Gesicht, schien ganz andere Absichten zu haben.

„Gestatten Sie, daß ich mich setze?" fragte er, in seine lässige Art zurückfallend. „So eine im Eisenbahnwagen durchschüttelte Nacht spürt man, ich komme direkt aus Budapest." Er griff hinter sich, nach der Lehne des ersten besten Stuhles und zog ihn zu sich. Dita errötete heftiger.

„O, aber ich bitte — ich will keinesfalls stören — Stefanie muß gleich zurückkommen — ich — ich . . ."

Sie war tödlich verlegen, die Überraschung, der fremde Mann, der sie so ohne alle Scheu prüfend ansah, nahmen ihr die Fassung.

„Ich möchte gehen und Sie jetzt allein lassen," vollendete er seelenruhig ihren Satz. „O ja, das habe ich Ihnen bereits angemerkt, aber damit ist mir nicht gedient. Ich habe das Alleinsein gründlich satt und freue mich, zu Hause nicht auch ins leere Nest zu kommen. Also — bitte!" — Er machte eine einladende Handbewegung nach ihrem verlassenen Sitz und Miene, sich selbst zu setzen.

Dita stand noch immer zögernd, zweifelnd.

„Ich hoffe Sie fürchten sich nicht vor mir. Für ein derartig in Ihnen erregtes Gefühl würde ich Stefanie wenig Dank wissen. Bitte."

Wieder jenes Deuten auf den Stuhl; es blieb Dita wahrhaftig nichts anderes übrig als sich zu setzen.

„Sie kommen überraschend, Herr von Brynken," sagte sie endlich nach einer kleinen Pause, „Stefanie wäre sonst gewiß nicht ausgegangen."

„Sie wird wohl ihre Gründe gehabt haben," entgegnete er gleichgültig, mit einem Blick durchs Fenster. „Gewichtige Gründe, wenn man das Wetter sieht."

„Ich glaube wohl." Dita antwortete verlegen, unruhig, es kam ihr vor als müsse sie Stefanie rechtfertigen, und wußte doch nicht wie.

„Desto erfreuter bin ich durch Ihre Anwesenheit, Gnädigste. Hoffentlich spiele ich nicht den Wolf in der Fabel, bei dessen Erscheinen alles flieht, obgleich es vorhin fast den Anschein hatte. Sie bleiben — jetzt — und später — nicht wahr?"

„Ich hatte freilich nur die Absicht, bis zu Ihrer Rückkehr —"

„Aha, dachte ich es doch!" fiel er ihr in die Rede. „Nein, daraus wird nichts! Und nicht einmal hinter meine Frau stecke ich mich, sondern bin Mannes genug, meinen Wunsch selbständig zu befürworten." Er hatte sie unablässig angesehen, Ditas Wangen brannten.

„Er mustert mich wie ein Pferd, das ihm zum erstenmal vorgeführt wird," dachte sie ärgerlich. „Und diese dumme Toilette — und dies dumme Rotwerden."

„Ich bitte Sie also hiermit in aller Form, geben Sie jeden Reiseplan gutwillig auf."

„Das hängt nicht allein von mir ab. Stefanie . . ."

„Stefanie und ich sind in diesem Punkte eine Person."

„Aber eine dritte Person ist so störend."

„Ja, in den Flitterwochen, darüber sind wir aber längst hinaus," gab er lachend zu. „Sie bleiben also — abgemacht. Ich will auch etwas von dem liebenswürdigen

Besuch meiner Gattin profitieren. Hoffentlich haben Sie sich gut unterhalten bisher?"

„Vortrefflich."

„Es sieht mir nicht danach aus," sagte er, das Mädchen mit seinen Blicken überfliegend, „das wird nun anders. Bei mir langweilt man sich nicht."

„Das haben wir auch nie getan," widersprach sie lächelnd.

„Ah, Cedrik! — Ich vergaß Cedrik! Hat er mich würdig vertreten?"

„Gewiß!"

„Dann soll ihm viel vergeben sein. — Also, Gnädigste, Sie bleiben — auf ganz unbestimmte Zeit."

„Wenn ich Ihnen wirklich nicht lästig falle . . ."

Er machte eine Bewegung, als verscheuche er ein Insekt, dann, beide Hände um die Seitenlehnen seines Sessels geklammert, bog er sich vor und küßte ihre Hand, ohne sie anders als mit den Lippen zu berühren.

„Das war besiegelt," sagte er, sich aufrichtend, und ließ nun den langen, roten Schnurrbart zufrieden durch die Finger laufen. „Ich hasse alle unsicheren Konstellationen, freier Blick, offenes Wort, das ist Reitermanier. Müssen sich bei mir auch daran gewöhnen."

„Mein Gott, Herr von Brynken," rief Dita plötzlich erschrocken auffahrend, „Sie kommen von der Reise, sind sicher müde und hungrig. Darf ich — in Stefanies Abwesenheit — dafür sorgen, daß Ihnen etwas zu essen gebracht wird?"

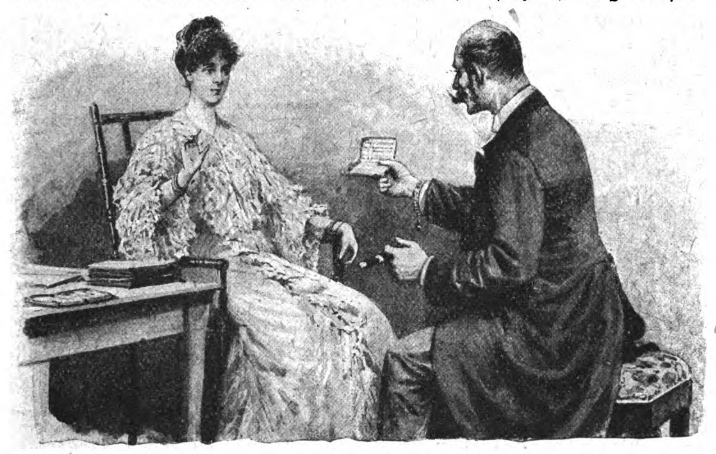
Er lachte. „Das ist bereits geschehen, ich fuhr vom Bahnhof in ein Restaurant, in diesem Punkt bin ich zu Hause nicht verwöhnt. Übrigens Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Statt dessen wollen wir uns Licht bringen lassen."

Er ging und schellte. Dita sah, daß er nicht groß, aber von auffallender Schlankheit war, sie hatte sich seine Person anders gedacht.

Bald darauf brannte zwischen ihnen die Lampe, und wieder ruhte Theos Blick indiskret, fast beleidigend auf Ditas Gesicht und Gestalt; es trieb ihr das Blut stets aufs

neue in die Wangen, wenn sie ihm begegnete. Aber auch sie wagte ihn jetzt verstohlen zu betrachten.

Mit den Manieren der vornehmen Welt verband er etwas Gleichgültiges. Es schien ihm wenig darauf anzukommen, welchen Eindruck er mache. Sein Gesicht war interessant; die eckige Stirn, die gerade, weit hervorspringende Nase, das flache Kinn, alles dies in Konturen wie aus Stein gemeißelt, die Augen nicht groß, aber von so bewußtem Ausdruck, daß Dita im stillen dachte, solchen Blick müßten Tierbändiger haben. Kurz, sie fühlte, daß dieser



Mensch einen Einfluß auf seine Umgebung haben konnte, der unbegrenzt war, sobald er es wollte. Kühnheit, Mut, Entschlossenheit bis zur Gewalttätigkeit, alles sprach aus diesem Mann, dem sie bisher nach Stefanies Andeutungen eine direkte Abneigung entgegengebracht hatte, die nun verschwand, wenn auch ein gewisses Unbehagen blieb.

„Eine Zigarre geniert Sie doch nicht?“ fragte er, sein Etui herausziehend und neben sich legend, man sah ihm an, er zog eine abschlägige Antwort gar nicht in den Bereich der Möglichkeit.

„Gewiß nicht.“

„Zigarette gefällig?“

„Ich danke sehr, ich rauche nicht."

„O, da müssen Sie bei mir noch viel lernen," sagte er, den Kopf hin- und herwiegend. „Zu einer schicken Frauenerscheinung gehört meinem Geschmack nach auch die Zigarette. — Abbruch der Weiblichkeit? Pah! Unsinn! Ich finde es nicht. Lassen wir also die Philister schreien."

Draußen klang die Korridorglocke, Stefanie stürzte ins Zimmer.

„Was? Du, Theo? Was soll denn das heißen? Warum schicktest du mir keine Depesche?"

Ihre Stimme klang erregt und zornig, nichts von Wiedersehensfreude, kein herzlicher Ton lag darin, und Dita fühlte Mitleid mit dem Manne, dem Haus und Frau gleich ungastlich entgegenkamen.

Er streckte Stefanie die Hand entgegen. „Ehrlich gestanden, ich habe es vergessen. Da ich aber nicht den Anspruch machte, dich zu Hause zu treffen, hatte es ja weiter keinen Belang. Auf eine so angenehme Überraschung" — mit einer kleinen Verbeugung zu Dita — „war ich allerdings am wenigsten vorbereitet."

Die Gattin legte flüchtig ihre Hand in die des nach monatelanger Abwesenheit Heimgekehrten; schnell zog sie sie zurück, aber doch nicht schnell genug, daß Theo nicht ihr Beben gemerkt hätte. Aufmerksam blickte er ihr in das Gesicht.

„Du siehst blaß aus und zitterst; fehlt dir etwas, Kind?"

„Nein, nicht das Geringste. Aber deine unerwartete Ankunft erschreckte mich. — Ich bin nervös, wie du weißt." Das kam alles stoßweise, abgerissen; kaum beherrschte üble Laune klang daraus hervor.

„Du solltest bei solchem Wetter nicht ausgehen."

Nun sprühten ihre Augen lodernden Zorn.

„Daß du daran denkst! Deine Sorgfalt ist rührend! Daß du mich aber bisher vergessen hast, macht auch nachträglich nichts mehr gut."

Dita erhob sich. Das Gespräch der beiden Gatten schien

ihr nicht vor die Ohren eines dritten zu gehören, statt Wiedersehensfreude ein regelrechter Zank. Wie häßlich! — Aber Stefanie hatte sich schon wieder gefaßt.

„Wo wollen Sie hin, Dita? Bleiben Sie ruhig, Sie stören uns nicht! Ich will nur erst hinüber und Hut und Mantel ablegen, es mir bequem machen, dann bin ich auch wieder hier. Unterhalten Sie meinen Mann bis dahin. Wir sind nun nicht mehr zu zweien, wir sind zu dreien jetzt; daran müssen Sie sich gewöhnen."

Hinaus war sie. Mit scheuem Blick streifte Dita den Zurückbleibenden — der sah ganz unbewegt aus.

„Recht erheiternd, meine liebe Frau!" sagte er nach einer kleinen Pause.

„Sie war überrascht — erschrocken —" stammelte Dita entschuldigend, die im Innern Stefanie ihren Mangel an Selbstbeherrschung sehr übelnahm.

Er blickte auf, starr in ihre Augen hinein.

„War es für Sie das erstemal?" fragte er gleichmütig.

Dita schwieg. Wie oft hatten sich auch gegen sie unmotivierte Gereiztheiten gerichtet, sobald Stefanie übler Laune war. Schweigend war sie darüber hinweggegangen, hatte ihre Empfindlichkeit bezwungen, aber die Erinnerung daran trieb sie auf seiten des Mannes.

Er lachte kurz auf:

„Das Gewitter verzieht sich wieder."

Es hatte sich schon verzogen als Stefanie zurückkam. Sie ging auf ihren Mann zu:

„Nun, Theo, sollst du deinen Begrüßungskuß haben."

Aber er drückte nur flüchtig seine Lippen auf ihren Arm, und Dita wünschte sich weit, weit fort, ohne doch einen Vorwand zu finden, denn augenscheinlich sehnten sich beide Gatten durchaus nicht nach einem Alleinsein.

Erst am Abend, als sie ihr gemeinsames Schlafzimmer betraten, warf sich Stefanie auf die Chaiselongue, und ihren Gatten mit großen Augen anblickend, fragte sie:

„Nun?"

„Es ist alles ganz gut gegangen. Der Herzog war zufrieden.“

„Bringst du Geld mit?“

„Allerdings, aber lange nicht so viel wie du vielleicht glaubst.“

„Natürlich nicht,“ rief sie, zornig auf den Tisch trommelnd; „deine Diners, Soupers und sonstigen Vergnügungen — ich begreife das ja. Nur unbequem, daß du hier eine Frau sitzen hast, die auch leben will, die den Haushalt erhalten soll . . . Wovon? Willst du mir sagen wovon? Der kleine Rest, den du mir hierließest, ist längst verbraucht — ohne einen Pfennig war ich die letzte Zeit! Sorgenvoll, verzweifelt! Meine Schmucksachen habe ich ins Pfandhaus geschickt — aber du — du fragtest natürlich nicht danach, wenn du dich nur amüsiert hast.“

„Erlaube,“ unterbrach er sie gleichgültig, „wenn sich das alles so verhält, warum liehest du nicht von Cedrik — von deiner Freundin — das kann doch jedem passieren.“

„Um dich als Bürgen hinzustellen, nicht wahr?“ fragte sie verächtlich. „Andere trauen dir vielleicht noch — ich nicht mehr, ich weiß, wie du nur an dich denkst, nur für dich hast . . . Ich wußte deine Antwort auf meine Bitte um Geld im voraus.“

„Du bildest dir immer ein, ich bringe die Schätze Golkondas mit nach Hause,“ antwortete er nun auch gereizt. „Was für Unkosten ich zu tragen habe, veranschlagst du nicht. Unsere ganze Existenz ist eine tönerne, das wissen wir beide zur Genüge, wozu also diese Vorwürfe. Richte den Haushalt kleiner ein, spare, wenn es nicht anders geht, ich kann nicht helfen.“

„Ich — ich! Immer nur ich! Warum soll nur ich mich einschränken, nicht auch du?“ fragte sie gehässig. „Du kannst das in größerem Maße, aber das beliebt dir nicht, das hieße ja deine Vergnügungen opfern.“

Er pfiff ein paar Takte. „Langweile mich nicht, Kind, das verstehst du nicht,“ sagte er endlich von oben herab. „Hat dir Cedrik nicht ausgeholfen?“

„Jawohl, ich habe von ihm geborgt,“ stieß sie empört

heraus und ballte die Fäuste. „Aber du wirst ihm das wiedergeben — ich verlange es."

„Wieviel?"

„Tausend Mark. Du gibst es ihm wieder, Theo," drängte sie.

„Einstweilen ist Cedrik noch in meiner Schuld, ich habe ihm ein Pferd gekauft."

„Das weiß ich. Was gabst du?"

„Neuntausend Mark. Der Gaul ist unter Brüdern mehr wert, es war ein sehr guter Kauf. Die Farbe, den Bau, die Gangart solltest du sehen! Echtes Halblut." — Er war ordentlich warm geworden, zum erstenmal heute abend.

„Dann ist er dir nur noch achttausend schuldig. Ich werde es ihm sagen."

„Kind, in unsere Geldangelegenheit mische dich nicht, sei so gut. Das ist Männersache. Ich kümmere mich ja auch nicht um die deinen."

„Aber Theo — du sollst Cedrik nicht ruinieren — das — wäre gemein," sagte sie langsam mit tiefen Atemzügen. „Er vertraut dir — er hat dich gern . . ."

Brynken lachte kurz auf. „Ich glaube, du hast das Fieber, Stefanie."

„Theo! Ich kenne dich!" beschwor sie ihn. „Und sieh — Hans Henning war hier — und ich müßte mich schämen — schämen, wenn er mit seiner Furcht recht behielte . . ."

Er löste vor dem Spiegel Kragen und Krawatte, drehte sich jetzt um und sah sie an.

„Der alte Philister! Was hat der bei uns noch zu suchen! Dir aber, Stefanie — damit du doch ganz genau weißt, wie weit meine Gläubigkeit geht, will ich nur sagen, ich verstehe die Beweggründe, die dich für Cedrik bitten heißen, recht gut. Du bist verliebt in ihn. Mon Dieu, er ist nicht der erste und wird nicht der letzte sein."

„Und du denkst das und tötest mich nicht?" schrie sie empört auf.

„Liebes Kind, der Luxus der Eifersüchteleien ist in unseren Verhältnissen unerschwinglich, das weißt du so gut wie ich, darum sind auch alle deine Deklamationen lächerlich. Im übrigen beruhige dich, ich habe Cedrik nicht angeborgt so lange wir uns kennen, und ich werde ihn nicht anborgen — das überlasse ich dir."

Sie preßte die Zähne zusammen.

„Mein Gott," rief sie wild, „du bist ein Teufel! Sein und mein Verderben!"

„Nein, nur ein armer Mann mit den Neigungen und Gewohnheiten eines Kavaliers und einer leichtfertigen Frau. Übrigens — wer ist Dita Krüger? Hast du etwas mit ihr vor? Wie in aller Welt kommst du dazu, dir einen Gast einzuladen, wenn deine Mittel derartig sind wie du mir vorhin vorlamentiertest."

„Sie ist nicht mein Gast, sie ist meine Pensionärin," antwortete sie scharf. „Aus Ditas Portemonnaie geht unser ganzer Haushalt."

„Sapristi! Desto besser. Dann sind wir ihr also alle möglichen Rücksichten schuldig. Meine Frau ist doch ein kluges Weib, das sicher auch einen weiteren Plan mit ihr hat."

„Ja, das hat sie!" stieß sie hart heraus. „Wenn es mir gelingt, Dita zu einer Heirat mit ihrem Vetter zu überreden, hat er sich zu einer Zahlung von zwanzigtausend Mark verpflichtet."

„Und wäre es ein anderer, gäbe er vielleicht mehr," sagte er mit einem langen Pfiff.

Sie fuhr auf.

„Du denkst an Cedrik!"

„Und wenn schon?"

„Nein, höre, das darf nie geschehen." Sie packte seinen Arm und sah ihm zornig in das Gesicht. „Die Antlaus bleiben aus diesem Handel heraus. Oder willst du dich von ihnen bezahlen lassen? Zu einem schönen Dank ist die Sache aber doch zu lukrativ; nicht wahr, das siehst du ein?" Sie atmete kurz und hastig vor unterdrückter Erregung. „Wenn wir auch durch unsere Mittellosigkeit gezwungen sind mit den Tatsachen zu rechnen, so brauchen wir uns doch nicht mehr zu degradieren als notwendig. Wenigstens vor den Antlaus nicht."

„Du hast recht," sagte er nach kurzem Besinnen, „diesmal völlig recht."

Er nahm sie in den Arm und küßte sie. Sie widerstrebte nicht, aber ein furchtbarer Ekel vor dem Dasein, dem Weiterleben überkam sie unter seinen Zärtlichkeiten.

VIII.

Schloß Antlau lag im Schnee vergraben; nur hier und da leuchteten die roten Quadern der Toreinfahrt aus dem weißen Mantel heraus, und der hünenhafte Germane darüber, nur umgürtet mit einem Tierfell, in der Hand die Keule, auf seinen Schild gestützt, der jenen alten Wappenspruch des Geschlechtes trug: „Hier stehe ich, hier falle ich", machte ein ganz kurioses Gesicht durch den Schnee hindurch.

Hans Henning stand am Fenster der weiten Halle, die ihm in seinen Mußestunden als Aufenthalt diente, und sah in den einsamen Schloßhof hinaus.

Merkwürdig, wie er auf einmal die Einsamkeit empfand!

Um das Schloß nichts als das Heulen des Windes, das Rauschen der kahlen Ulmen im Park, drinnen nur zuweilen das zirpende Auflachen einer Kinderstimme, der Schall

seiner eigenen Schritte ... Hans Henning begriff gar nicht, daß diese Einsamkeit ihm nicht schon früher aufgefallen war. Jetzt machte sie ihn auf einmal ruhelos, melancholisch. Er war nicht mehr derselbe seit seiner Reise.

Und damit stand nicht etwa Ditas Bild allein im Zusammenhang, so deutlich sein Gedächtnis es auch bewahrt hatte, mehr noch die leichtfertigen Reden seines Bruders auf ihrem Heimweg an Stefanies Geburtstag.

Daß ein Mensch wirklich denken konnte, es gebe noch ein zweites Lebensglück, nachdem das erste in Trümmer gegangen war!

Dieser Gedanke kam ihm schon vor wie eine Treulosigkeit gegen die arme Verstorbene, und dennoch konnte er die Erinnerung an die klare, süße Mädchenstimme nicht verbannen, die ihm gesagt hatte: „Ich glaube, ich könnte Kinder lieben, kleine, hilflose Geschöpfe, die auf mich allein angewiesen wären ..."

In seine Gedanken hinein tönte plötzlich Schellengeläute; Hans Henning horchte auf. In seine Einsamkeit kam selten jemand, er hatte nicht viel Beziehungen mit den Nachbarn; wer es aber auch sein mochte, er war ihm willkommen.

In dem Schlitten saß eine große, stattliche Dame, die fröhlich nach dem Hallenfenster hinaufspähte.

„Berta!" rief Hans Henning, der kaum seinen Augen trauen wollte. „Berta! Du wirklich?"

„Leibhaftig! Gelt, Brüderchen, das freut dich."

Sie warf die Schlittendecke beiseite und eilte leichtfüßig die breiten Stufen empor, die direkt in die alte Halle führten, aus der selbst an den hellsten und heißesten Tagen niemals ganz Dunkel und Kühle wichen. Hans Henning war liebevoll besorgt um sie; die Freude, von den Seinigen jemand um sich zu haben, leuchtete ihm aus den Augen.

„Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt, kommt eben Mohammed zum Berg," sagte sie, sich vor dem Kaminfeuer in einen der alten geschnitzten Stühle ausstreckend, den



In dem Schlitten saß eine große, stattliche Dame, die fröhlich nach dem Hallenfenster hinaufspähte. (S. 86).

Decken und Kissen nicht modern aber bequem gemacht hatten. „Du läßt dich ja gar nicht mehr sehen."

„Ich war vor vierzehn Tagen in Berlin," entschuldigte er sich.

„Ach! Und hast Cedrik gesprochen?"

„Gewiß. Er ist der alte noch, leichtsinnig und munter wie der Vogel in der Luft."

Sie sah ihn aufmerksam an. „Wirklich? Ist er noch der alte?" fragte sie mit Betonung.

„Warum, Berta? Hast du irgend etwas auf dem Herzen, so sprich offen."

„Ja, dir gegenüber kann man das, Hans Henning," antwortete sie, ihm zunickend. „Botho sprach vor wenigen Tagen den Birkenwalder, du weißt, dessen Sohn in Cedriks Regiment steht, und da hat der ihm denn auf Umwegen beigebracht, daß sich das Offizierkorps über seinen intimen Verkehr mit Brynken verwundert und verletzt fühlt. Theo soll zu den Männern gehören, die in der öffentlichen Achtung auf der Schneide des Messers stehen, und wer etwas Besonderes auf sich hält, weicht ihm lieber aus, ehe er einen Gruß mit ihm tauscht. Du siehst also, unser Empfinden im vergangenen Jahre war das richtige. Freilich hat man bis jetzt keinerlei Beweise gegen ihn, man kann ihn nicht öffentlich bloßstellen, aber er ist häufig Cedriks Gast — die Kameraden sind außer sich darüber, — Cedrik begleitet ihn auch in den Klub, in dem ein sehr hohes Spiel an der Tagesordnung sein soll, kurz — Cedrik ist leichtsinnig. Botho meinte, du solltest doch da einmal zum Rechten sehen."

„Das ist geschehen, beste Berta. Aber Cedrik ist empfindlich und mir gegenüber zum Mißtrauen geneigt. Er wittert aus meinen ehrlichsten Worten stets den älteren Bruder."

„Aber du hast wenigstens Recht und Pflicht für dich, Botho richtet da erst recht nichts aus," meinte Berta nachdenklich.

„Das glaube ich auch. Übrigens, Schwester, so schlimm ist die Sache keinesfalls, sonst hätte sich wohl der Regimentskommandeur schon ins Mittel gelegt. Daß Cedrik spielt,

habe ich ihm vorgehalten, ihn gewarnt — mehr kann ich nicht tun. Es muß doch auch noch immer in gewissen Grenzen bleiben, denn er verlangt nicht zu viel Kapital."

„Schlimm genug, daß es überhaupt geschieht. Brynken verführt ihn. Ich bitte dich, an solchem Menschen ist die Ehre doch nur noch ein blinder Zierat! Ich begreife nicht, was Cedrik an seiner Gesellschaft findet."

„Der Sport ist wohl das Band, das sie verbindet. Sie leben beide darin."

„Und — die Frau, diese Stefanie!" ergänzte Berta wegwerfend.

Hans Henning beugte sich vor und stieß mit dem Schüreisen in die Glut, um sein Unbehagen zu verbergen.

„Wie meinst du das, Berta?" fragte er dabei.

„Wie ich das meine? Hm, Hans, das ist eine heikle Frage. — Es soll ein Verhältnis zwischen ihnen bestehen, das geradezu skandalös ist. Zu Theos Ehre nehme ich an, daß er nichts davon weiß."

„Verleumdung!" sagte Antlau ruhig, sich aufrichtend. „Elende Verleumdung, vielleicht provoziert durch die Art und Weise ihres Verkehrs, das gebe ich zu; aber meine Augen, ganz abgesehen von Cedriks Versicherung, haben mich eines Besseren belehrt. Man muß vorsichtig im Verurteilen sein, Berta."

Du? du?" rief Frau von Berny außer sich, ihren Ohren nicht trauend, „du hast sie zusammen gesehen, Hans? Ja, wie in Gottes Namen ist denn das möglich gewesen?"

Er erzählte, knapp, kurz, aber mit dem sichtlichen Bestreben, Cedrik und Stefanie zu entlasten. Als er geendet, seufzte Berta unzufrieden auf.

„Du bist ein Mann," sagte sie endlich, „und magst tun, was du entschuldbar findest, ich aber werde mich n i e — nie wieder daran erinnern, daß ich Brynkens jemals gekannt habe. Mag alles sein wie du sagst, wenn aber eine Frau so unklug ist, nicht den Schein zu wahren, kann sie sich auch nicht wundern, wenn sie so beurteilt und behandelt wird. Du bist mir doch unverständlich, Hans! Wie konntest du in ihr

Haus gehen! Wie konntest du! — Übrigens hat sie in letzter Zeit ja wieder eine Gesellschafterin bei sich — ein hübsches Mädchen soll es sein! — Du mußt sie ja auch gesehen haben, der Birkenwalder erzählte auch von der . . . Es wird übrigens wohl dasselbe Genre sein. Dieser Schutz kommt für Frau von Brynken etwas zu spät."

Hans Henning kam in Erregung.

„Was erzählte der Birkenwalder von der jungen Dame?" fragte er scharf.

„Mein Gott, das alte Lied! Überall zu sehen — auffällig — kokett; das genügt, um eine Frau in meinen Augen zu richten."

„Sie ist weder das eine noch das andere, Berta," bemerkte Hans Henning geärgert. „Eine Dame im besten Sinne des Wortes, die nur einen guten Einfluß auf Stefanie ausüben kann, und die jeder — ausnahmslos, Berta — mit Freuden in seinem Hause empfangen darf. Graf Birkenwalde soll in Zukunft etwas vorsichtiger sein, sage ihm das in meinem Namen."

Frau von Berny riß ihre Augen ganz rund auf, während sie sich mit der Hand über den glatten Scheitel fuhr. Einen Augenblick fehlten ihr die Worte, ein furchtbarer Verdacht tauchte in ihr auf.

„Gut, Hans, ich weiß, du bist ein Mann, der stets für den Schwächeren den Schützer abgeben muß. Mag es also so sein wie du sagst. Ich werde Botho die Sorgen um Cedrik ausreden — bedenke aber, es ist unser Bruder, unser guter alter Name, für den wir fürchten. Und nun — wie steht es mit dem Gelde . . ."

Er war blaß geworden, mit gepreßter Stimme sagte er:

„Ich k a n n es euch jetzt nicht geben, Berta, so gern ich auch wollte — erst im Herbst."

„Cedrik ist uns also zuvorgekommen."

„Diesmal ja, und ich k a n n nicht, meine Kasse ist aufs äußerste erschöpft."

Frau von Berny seufzte.

„Das wird ein Schlag für Botho sein."

„Für mich noch viel mehr. Ich schwöre dir, Berta, wenn es nicht Schloß Antlau wäre ...“ Er brach ab und starrte schweigend ins Feuer.

Seine Schwester streckte ihm die Hand entgegen.

„Armer Kerl, ich kann mir's denken, daß du zu kämpfen hast! Na, dann muß es bei uns eben gehen — mach' dir deshalb keine Sorgen. Es ist ja die Heimat, die du uns erhältst, dafür kann man schon einmal einen Wunsch opfern. Meinem armen Ältesten geht es vielleicht einmal ebenso, da müssen die Geschwister zusammenstehen. Also kein Wort mehr davon.“



Hans Henning hielt die Hand seiner Schwester fest und sah ihr ergriffen in die strahlenden Augen.

„Dank, tausend Dank, Berta, du hast mir eben unendlich wohlgetan.“

Und er dachte an Cedrik, wie der das aufgenommen. Ach ja, das Gift der Großstadt, das Gift seines Umganges war ihm schon ins Blut übergegangen und begann zu wirken.

„Wo ist Genia?“ fragte seine Schwester.

Da kam es schon hereingeflogen, gestolpert, ein kleines zierliches, blondes Mädchen von fünf Jahren, aber es steckte in einem dunklen Wollkleid, hatte die Zöpfe straff geflochten und eine glänzende Haut, die den Gebrauch scharfer Seife verriet.

Sie sah aus wie ein kleines Dorfmädchen, nicht wie das Schloßfräulein von Antlau, trotz des liebreizenden Kindergesichts.

„Hans," sagte sie, die Kleine auf den Schoß nehmend, „weißt du, die alte Melcherten taugt nicht mehr für Genias Erziehung, sie verbauert dabei, so gut sie auch sonst gepflegt ist. Du mußt dir eine Dame hernehmen, eine Leiterin deines Hauses, eine Erzieherin deines Kindes."

„Schon?" fragte er betroffen.

Sie stand auf. Mit dem Kinde an der Hand trat sie auf ihn zu. — Merkwürdig, wie diese beiden hohen Gestalten, diese Gesichter einander ähnlich waren.

„Hans, es tut mir in der Seele weh, wenn ich an dich denke. Einsam, freudlos und nun noch in Sorgen. Ist es nicht ein Unrecht, dem Vergangenen nachzutrauern in dieser Art? Gott, der es gegeben und genommen, will nicht, daß du nun mit einem toten Herzen auf dieser schönen Erde bleiben sollst. Das Vergessen — nein, nur das allmähliche Verschmerzen hat er uns als Trost mitgegeben, den dürfen wir uns zunutze machen. Noch hast du Pflichten gegen deine Tochter, gegen dich selbst. Mache die Augen auf, mein Bruder, es gibt Mädchen, die dir eine gute Gattin, Genia eine gute Mutter werden. Soll ich dir suchen helfen?"

Er schüttelte hastig den Kopf und wandte sich zur Seite.

„Du sollst deine verstorbene Frau nicht vergessen, aber schließlich blüht überall neues Leben aus Staub und Asche."

„Haben wir ein Recht, unseren geliebten Toten treulos zu werden?" fragte er mit gesenkter Stirn, wie im Zweifel.

„Wenn es das Leben fordert! Du bist noch zu jung, mein lieber Hans Henning."

Zum zweitenmal zeigte man ihm ein lockendes neues Glück, und diesmal war es sogar seine so streng denkende Schwester, nicht nur der leichtsinnige Bruder, der aus vollem Lebensgenuß heraus vielleicht kein Verständnis für treue Entsagung hatte. — — —

Bertas Mahnung ließ sich noch viel weniger vergessen;

und wenn er Genia betrachtete, sein mutterloses, kleines Mädchen . . .

Nach acht weiteren Tagen sagte er sich: „Du willst hinfahren, sehen, prüfen — vielleicht ist es nur die Einsamkeit, die dir ihr Bild so hartnäckig festhält, die ihm einen Nimbus verleiht, den die Wirklichkeit zerstört . . . Es ist am besten, du siehst, aber mit offenen Augen, denn nicht dir allein, auch deiner Tochter bist du für deine Wahl verantwortlich."

So stand er am Tage vor seiner Abreise wieder an dem Fenster der großen Halle und sah auf die Wolken, die dunkel und schwer über den Schloßhof zogen, und machte sich Vorwürfe darüber, daß er seiner Reise mit freudigen Empfindungen entgegensah. Diesem Gefühl nachgebend, zündete er, in sein Arbeitszimmer hinübergehend, einen Leuchter an und hob ihn hinauf zu dem Bilde seiner Frau, das in breitem Rahmen über seinem Schreibtisch hing. Unruhig flackernd huschte die Helle über das einfache liebliche Gesicht, die offenen blonden Haare, die großen blauen Augen.

„Eugenie!" rief er leise und innig.

Dumpf klang der Ton zurück, niemand hörte ihn, nur er, der Einsame, in seinen einsamen Räumen. — Schrecklich diese Stille und Öde um ihn!

„Verzeihst du mir?" fragte er wieder.

Das Gesichtchen droben schien ihm zuzulächeln, so lieb und freundlich wie im Leben. Stöhnend stützte er den Kopf in die Hand . . .

In der Nacht weckte ihn die alte Melcherten plötzlich aus tiefem Schlaf.

„Das Kind, gnädiger Herr, ich glaube, das Kind ist krank geworden."

Hans Henning sprang auf. Eine Stunde später rasselte ein Wagen vom Schloßhof nach dem Arzt, und der geängstigte, gebeugte Vater nahm den Platz am Bett seines Lieblings ein.

Er sollte ihn vorläufig nicht wieder verlassen. — Tage-

lang schwebte das Kind in Lebensgefahr; tage- und nächtelang lauschte Hans Henning bebend auf jeden Atemzug, sein ganzes Herz, sein ganzes Empfinden klammerte sich an das einzige, was ihm geblieben. Er schlief nicht, er aß kaum, hatte überhaupt nur ein geringes Bewußtsein der Außendinge. Berta Verny kam um ihn zu trösten, er schüttelte stumm den Kopf und bat sie heimzukehren, um ihren Kindern nicht den Ansteckungsstoff zuzutragen. Blutenden Herzens gehorchte sie der Vernunft.

Und so saß der gebeugte Vater denn einsam am Lager seines Kindes, während der Sturm das Schloß umtobte, der Wetterhahn kreischte und die Eulen schrien. Die alte Melcherten duselte die Nächte in einem Zustand zwischen Schlaf und Wachen hin, auch Hans Hennings Lider wurden zuweilen schwer, und seine Gedanken verwirrten sich. Dann war es immer, mit merkwürdiger Deutlichkeit wiederkehrend, dasselbe Bild, das sich seinen nur halbbewußten Sinnen vorspiegelte: Dita über das Bett der Kleinen gebeugt, leise zärtliche Worte murmelnd, und die großen klaren Augen zuweilen mitleidig auf ihn richtend. Sie liebte ja Kinder und wußte, daß dieses kleine Mädchen seinem armen Herzen alles war.

Von diesem Traumbild schon ging eine gewisse Beruhigung aus, die er dankbar fühlte. Abgemattet und abgespannt, wie er war, sehnte er sich sogar danach. Er meinte, ihre süße Stimme zu hören, ihre ruhigen Bewegungen zu sehen, und die gräßliche Einsamkeit am Bette seines Kindes dünkte ihm in diesen Augenblicken weniger trostlos. Er nahm sich dann vor, wenn Genia gesundete, seinem Schwanken ein Ende zu machen, vor Dita, die ihm jetzt lieb und vertraut geworden, als habe er in Wirklichkeit täglich mit ihr verkehrt, zu treten und die Frage an sie zu richten, ob sie seine Einsamkeit teilen, Genia eine liebevolle Mutter sein wolle. —

Wochenlang schwankte das Zünglein der Wage hin und her, endlich siegte das Leben, Genia genas, langsam, lang-

sam kehrten ihr die Kräfte zurück, und in dieser Zeit wollte sie von niemand anders gepflegt sein, als vom Papa.

Frühlingslüfte zogen schon über das Land, als Hans Henning endlich seinen Koffer von neuem schloß, um die so lange verschobene Reise anzutreten; er tat es mit einem freudigen, hoffnungsfrohen Herzen.

IX.

Der Vormittag nach Brynkens Ankunft sah die beiden Vettern bereits draußen auf dem Rennplatz, wo Cedriks neue Errungenschaft in den dortigen Ställen untergebracht worden war.

Theo weidete sich an dem Entzücken des Kavalleristen, der die Wahl seines Vetters nicht genug loben konnte, und ohne mit der Wimper zu zucken, ja, augenscheinlich mit dem größten Vergnügen den bedungenen Preis zahlte, obgleich er sich etwas höher belief, als die erste Veranschlagung gewesen. Stefanies Tausend wurde natürlich mit keiner Silbe Erwähnung getan. Cedrik schwieg aus Feingefühl, und weil es ihm wirklich auf eine derartige Lappalie, sobald er sie nur hatte, nicht sonderlich ankam, Theo, weil er der Ansicht huldigte, daß es für einen Ehemann durchaus klüger sei, sich nie in die kleinen Scherze seiner Gattin zu mischen, sei es zum Guten oder Bösen.

„Bist doch ein guter Junge," sagte er jetzt, ihm in einer Anwandlung von Anerkennung auf die Schulter klopfend. „Wenn jemand, so gönne ich dir allein diese Perle von einem Gaul. Denke nur, aus der Libussa von Diable! Mehr kann man wahrhaftig nicht verlangen, und wir werden auf jeden Fall Glück mit Walvater haben, nicht nur einer — nein, mancher erste Preis ist unser und schon so gut wie in der Tasche! Und nun wollen wir unseren Kauf begießen — komm mit zu einem solennen Frühstück zu Gruhl, heute bist du mein Gast."

Eine Stunde später saßen sie in einer gemütlichen Ecke in sehr heiterer Stimmung hinter einer Flasche Moët, mit dem beschäftigt, was ihnen außer leiblicher Nahrung am interessantesten war: Pferde, Spiel, Weiber.

„Wenn ich so könnte, wie ich wollte,“ sagte Cedrik, mit den aufsteigenden Schaumperlen in seinem Glase liebäugelnd, das er prüfend gegen das Licht hielt, „so wäre für mich der Gipfel des Glücks ein auserlesener Rennstall. Walvater ist ja prachtvoll, aber trotzdem — ich glaube, ich würde der Menge in diesem Punkt niemals überdrüssig. Auch das Züchten würde mir eine wahre Passion sein, aber leider — leider . . . wie soll sich solch kleiner Kavallerieleutnant, wie ich doch nun einmal bin, so hoch versteigen!“

„Ich habe dir schon oft gesagt, ich sehe das nicht ein,“ gab Brynken zur Antwort. „Wenn du dein ganzes Kapital flüssig machtest, hättest du genug zu einem immerhin annehmbaren Anfang, das andere kommt dann später nach. Ich würde dir nicht allein mit Rat und Tat zur Seite stehen, sondern auch gern in Kompagnie mit dir treten, dazu reicht es bei mir auch.“

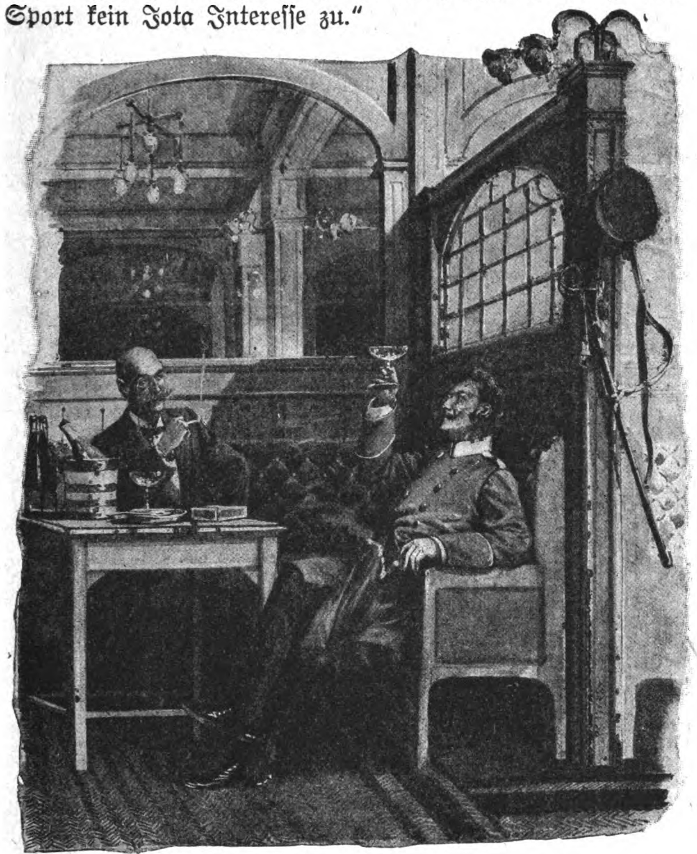
Cedrik zerstückelte sein Weißbrot.

„Mach mir das Herz nicht schwer, Theo, es ist trotz der scheinbaren Geringfügigkeit der Hindernisse ein Ding der Unmöglichkeit. Ich muß meinem Lieblingswunsch eben entsagen. In drei Deibels Namen, ich m u ß eben! Hans Henning . . .“

„Hans Henning ist doch nicht dein Vormund! So viel ich weiß, ist dein Vermögen nicht unkündbar auf Antlau eingetragen. Well — kündige es, und ich stehe dir für den Erfolg. Der Name Cedrik von Antlau soll ein Stern und Schrecken aller Rennplätze werden.“

Cedrik seufzte. „Du hast gut reden, Theo, du brauchst eben niemand zu fragen, aber ich — ja, sieh, daß ich es eigentlich nicht brauchte und dabei doch muß, will ich ein anständiger Kerl bleiben, das steigt mir manchmal zu Kopf. Dir kann ich es ja sagen, du kennst unsere Verhältnisse.“

„Hans Henning ist ein Philister, der nicht gelernt hat unsere Zeit zu erfassen; ich bin überzeugt, er bringt dem Sport kein Jota Interesse zu.“



„Nun, darin irrst du doch, obgleich — na ja, ehrlich — er findet es unpassend, damit an Verdienen zu denken.“

Theo lachte hart auf. „Da sieht man den großen Herrn, dem alles auf seiner Scholle zuwächst! Aber verdient er nicht auch? Ist er nicht auch auf allerlei Chancen angewiesen, die er ausnutzen muß, will er auf seine Kosten kommen? Ha, überall dieselbe Geschichte! Was ich tue, so denkt auch

er, ist erlaubt, ja groß, tu du es, und ich sage pharisäisch: Herr Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie jener."

„Das ist es bei Hans nicht. Nur ein übertriebenes Ehrgefühl, Stolz auf unsern Namen — unsern Stand!"

„Ja, ja, ihm ist es so bequem gemacht. Er sollte sich nur auch etwas Wind um die Nase wehen lassen müssen."

„Nein, nein, du irrst, Theo, Hans Henning hat es nicht so gut wie du glaubst. Da liegt ja gerade der Hund begraben . . . aber lassen wir das unerquickliche Thema, reden wir von etwas Amüsanterem."

„Gewiß. Was macht Bella und Nina?"

Der Leutnant blickte auf. Zwischen zwei Austern antwortete er lakonisch: „Aus! — Zu kostspielig auf die Dauer . . . ich muß mal ein Weilchen solide werden, fürchte ich."

„Warum denn? Das kommt mir vor, als wenn der Fisch tanzen lernen wollte."

„Na, eben der vertrackten Verhältnisse wegen, über die ich nicht reden mag. Schenk ein, Theo . . . Prost."

„Prost! Ich glaubte wahrhaftig, dir wäre etwas Ernstliches über den Weg gelaufen . . . verliebt . . . und so weiter."

Dabei blickte er sein Gegenüber prüfend an, aber Cedrik lachte lustig auf.

„Kein Gedanke! Ernstlich verliebt! Ich glaube gar, — das sollte mir fehlen."

„Male den Teufel nicht an die Wand, my boy; so etwas kommt über Nacht. Weißt du, wen ich im Verdacht hatte?"

Die blitzenden blauen Augen sahen ihn verwundert an.

„Du? In bezug auf mich? — Wäre neugierig!"

Aber er mußte doch nicht so neugierig sein, denn ohne die Antwort abzuwarten fuhr er gleich fort: „Weißt du, Theo, ich glaube, ich bin liebesmüde. — Liebe! . . . Was das überhaupt für ein vertracktes Wort und ein noch viel vertrackterer Begriff ist! Die ganze Sache kommt mir vor wie ein Schwefelholz; reißt du es an, wunderhübsch! Es

flammt auf, leuchtet, macht dir Vergnügen — hältst du es zu lange, brennt es dir die Finger."

Brynken lachte unmäßig. „Wenn du — du, Cedrik, solche Hypothesen aufstellst, muß es allerdings katzenjämmerlich um dich stehen. Also wirklich kein Gedanke an die kleine Krüger?"

„Dita Krüger?" wiederholte der Leutnant und legte Messer und Gabel hin vor Überraschung. „Ja, um Gottes willen, was veranlaßt dich dazu?"

„Einfach die Überzeugung, daß sie eine ganz entzückend schöne Person ist."

„Wirklich? Findest du?" fragte Cedrik nachdenklich.

„Ich finde das, und andere sicher auch. Übrigens in bezug auf Pferde und Frauen sollte ich meinen, als Kenner anerkannt zu sein."

„Darum mein Erstaunen. Ich — ich habe — das heißt . . . ich — ja, hübsch ist sie ja wohl."

„Ich sage dir schön — entzückend schön! Ich denke, ich falle um, als ich da gestern hineinschneie in mein Haus und stehe diesem Mädchen gegenüber. Hast du sie jemals im Hauskleid gesehen?"

„Nicht daß ich wüßte," gab Cedrik, sich besinnend, zurück.

„Wenn — würde sich dir das unauslöschlich eingeprägt haben. Das war so ein Mittelding zwischen Schlafrock und Toilette, notabene ein Machwerk, in dem die Frauen immer am verführerischsten wirken. Eine Kokette weiß das genau, diese Prachtperson schien aber keine Ahnung davon zu haben, ich brachte sie durch meine Anwesenheit offenbar in die abscheulichste Verlegenheit. Da war so ein Gehänge und Gewoge um sie herum, hellfarbig, ohne direkten Taillenabschnitt, verhüllend und doch in der Verhüllung verratend, daß eine junonische Figur sich darunter barg."

Cedrik drehte schweigend an dem Fuß seines Sektglases, noch niemals hatte er Theo so entzückt gesehen, und weil ihm dieser wirklich als maßgebend in bezug auf Frauen galt, begriff er seine eigene Kurzsichtigkeit nicht.

„Ich bewundere übrigens wirklich deine Kühle, doppelt, weil diese reizende Person doch auch noch nebenbei ein ganz anständiges Vermögen mit sich vereinigt. Graf Gerlach hätte nicht an deiner Stelle sein dürfen, der hätte längst den Goldfisch geangelt."

„Du denkst doch nicht im Ernst daran, daß ich etwa heiraten könnte?" sagte Cedrik ganz erschrocken und setzte das Glas ab, ohne es geleert zu haben.

„Liegt die Torheit nicht am Ende auf der anderen Seite? Der Zufall setzt dir, ohne dein Zutun, ein Mädchen vor die Nase: reich, schön, jung; du hast Gelegenheit, täglich im Hause mit ihr zu verkehren, und du handelst wie ein Stockfisch, der du doch sonst gar nicht bist."

„Aber erlaube — ich bin nicht so wahnsinnig, jetzt schon an heiraten zu denken."

„Das ist nun müßiges Geschwätz. Besonders du, mit deinen Liebhabereien . . . du könntest ganz gut eine reiche Frau brauchen. Unser Rennstall brauchte *dann* keine Phantasie mehr zu sein."

Cedrik sah schnell auf.

„In dem Punkte hast du recht. Aber denke nur, eine Frau! Gefesselt auf ewig an dieselbe Person ohne Hoffnung auf Abwechselung, Sklave ihrer Launen — unausgesetzt voll Rücksichten . . ."

„So spricht nun ein Lebemann!" unterbrach ihn Theo achselzuckend. „Ja, wenn du dein Bruder wärst . . . für den passen derartige Ansichten, aber wir, mein lieber Cedrik, sind längst darüber hinaus! Unsere Frau wird das, was wir aus ihr machen — darin liegt der ganze Witz. Für uns ist die Ehe keine Fessel, nur ein leichtes Band, dehnbar wie Gummi, wenn wir wollen. Die Unbequemlichkeiten der Ehe gehören der Frau. Ich will meine Ehe im allgemeinen gewiß nicht als ein Muster hinstellen, aber in diesem einen Punkte nimm dir ein Beispiel daran. Stefanie ist gut genug gezogen, um mich die Freiheiten meines Junggesellenstandes nicht entbehren zu lassen."

Cedrik warf einen schnellen Blick über den Tisch in

seines Vetters Gesicht, das in diesem Augenblick den Stempel voller Zufriedenheit trug. Er antwortete nicht, die Situation war ihm scheußlich peinlich. Brynken blickte ebenfalls auf.

„Du denkst doch nicht etwa ich renommiere?“ fragte er, „keineswegs! Eheliche Szenen aus Eifersucht gibt es zwischen uns nicht!“

„Bin davon überzeugt, aber jede Frau ist am Ende auch keine Stefanie,“ gab Cedrik endlich widerwillig zu.

„Gott sei Dank, nein, es gibt bequemere, zum Beispiel diese kleine Krüger denke ich mir.“

„Ich weiß wirklich nicht, was ihr an ihr habt! Obendrein bin ich überzeugt, Hans machte ihr hier die Cour.“

„Gönnst du sie ihm wirklich?“

„Aber natürlich — scheußlich gern.“

„Das nennt man brüderliche Liebe,“ höhnte Theo. „Dein Kapital wagst du nicht zu kündigen, das reiche Mädchen überlässest du ihm freiwillig, den größten Wunsch deines Lebens gibst du seinetwegen auf . . . du hast wirklich Anlagen zum Heiligen, mein Junge.“

„Nimm an, die Idee mit Dita läge mir deshalb so fern, weil ich anderweitig gebunden wäre,“ entgegnete Cedrik zögernd.

„Bah, Unsinn, das gibt es einfach nicht!“

„Es könnte doch sein — Ehre — Gewissen —“

„Laß mich damit zufrieden. Keine Frau verdient, daß wir uns ihretwegen von Dingen abhalten lassen, die uns gut scheinen. Keine, sage ich dir! Nimm sie als das, was sie sind, halbe Kinder, die weinen und schreien wenn etwas anders kommt als sie voraussetzen, sich nachher aber mit einem neuen Spielzeug schnell trösten. Deshalb ist mir auch das Gewicht unbegreiflich, das ein vernünftiger Mann auf die Ehe legt. Wenn du mich fragst, sage ich dir, heirate Dita Krüger, schaffe dir einen Rennstall an, lebe wie es dir paßt, und laß im übrigen den lieben Gott einen guten Mann sein.“

Cedrik sah nachdenklich in den perlenden Wein. Theos

Argumente waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Stefanie hatte ihn gegen Dita eingenommen, leise, unmerklich; sie ließ ihm gar nicht recht Zeit, sich um sie zu kümmern. Theo zeigte sie ihm in anderem Licht, auch das hatte etwas für sich, um so mehr, da sich an ihre Person die Erfüllung eines heißen Wunsches knüpfen ließ. Er wurde ordentlich neugierig auf den Eindruck, den sie ihm nun machen würde. Und doch mußte er an Stefanie denken, und was er ihr schuldig sei, und daß Theo davon natürlich keine Ahnung habe . . .

„Ich würde den Teufel tun und mich immer von Hans Henning gängeln lassen," begann Brynken verächtlich. „Allemal deine Schulden beichten, um jedes lumpige Tausend erst betteln müssen . . . nein, mein Junge, die Selbstständigkeit eines Mannes ist dann erst beneidenswert, wenn sie einen goldenen Hintergrund hat. Mit dem Gelde der Krüger wäre das alles vereinigt."

„Aber ich habe mich bis jetzt gar nicht um sie gekümmert," sagte Cedrik in gelinder Verzweiflung, „aber gar nicht!"

„Desto besser. Das hat sie sicher verblüfft. So ein reiches Mädchen ist das Gegenteil gewöhnt. Und dann, unterschätze dich nicht, ich wäre gar nicht verwundert, wenn sie im stillen verliebt in dich wäre. A propos, wollen wir die Damen telegraphisch herrufen? Es ist jetzt vier Uhr, Zeit zum Diner; wir verlängern auf diese Weise sehr angenehm unser Frühstück und gönnen ihnen auch einen kleinen Teil daran."

Eine Stunde später traten Stefanie und Dita in den Speisesaal. Beide mit frischen Blumen geschmückt, beide in ihrer Art auffallende, elegante Erscheinungen.

„Wer hat denn diese gloriose Idee gehabt?" rief Stefanie schon von weitem, mit raschem, leuchtendem Blick Cedrik streifend.

„Ich, mein Kind! Bitte den Dank an meine Adresse zu richten," erwiderte Theo, dabei Dita prüfend betrachtend,

die mit ihrer königlichen ruhigen Haltung sich etwas hinter seiner Frau hielt.

„Dann, Dita, ist es Ihre Sache zu danken," warf Stefanie rasch über die Schulter ihrer Begleiterin zu. „Theo hat immer nur Aufmersamkeiten für andere."

„Damit du siehst, wie unrecht du mir tust," entgegnete er gut gelaunt, „komm her, der Platz an meiner rechten Seite ist für dich bestimmt, mag sich die Jugend mit sich selber abfinden."

Sie setzte sich heiter. „Als ob ich mich schon zum Alter rechnen müßte! Was meinen Sie, Cedrik? Ehemänner sind doch immer ungalant."

Ihr lachender Blick streifte ihn, es kam ihr vor, als erwidere er ihn zerstreut. „Um Gott, Theo wird doch nichts mit ihm vorgehabt haben?" dachte sie beunruhigt.

Aber nein, die beiden Vettern waren augenscheinlich im besten Einvernehmen, auch lag es wohl nur an dieser Partie zu vieren, daß sich Cedrik so auffallend mit Dita beschäftigte. Stefanie wünschte im stillen ihren Mann wieder nach Ungarn zurück.

Wieder und immer wieder schweifte ihr Blick zu dem Paar hinüber und haftete lange an dem Gesicht des jungen Offiziers. Woher auf einmal diese geflissentliche Liebenswürdigkeit gegen Dita? Sie sah prüfend zu Theo auf. Sollte doch etwa ein Wort — hatte eine flüchtige Bemerkung seinerseits vielleicht genügt, Cedrik vorsichtiger zu machen?

Sie war netter zu ihrem Manne als seit Jahren, sie neckte sich mit ihm und scherzte; er ging bereitwillig darauf ein.

„Ein liebenswürdiger, bestechender Mensch ist er doch immer noch," dachte sie, „ich begreife, daß man sich in ihn verliebt. Wenn ich ihn nur nicht so sehr genau kennen würde! Schade — ach, schade!"

„Du siehst hübsch aus, Stefanie," sagte er, während sie mit lachenden Augen zu ihm aufsah, „dies Kleid steht dir vorzüglich."

„Und dir die seltene Liebenswürdigkeit. Es ist wirklich schade, Theo, daß wir verheiratet sind, ich dachte es eben."

Währenddessen war Dita das Bukett bei einem Vorwärtsbeugen aus der Taille gefallen, ein prächtig duftender, ziemlich großer Veilchenstrauß, Cedrik hob ihn auf.

„Darf ich zum Lohn daran riechen?"

Sie bejahte lächelnd. Auf ihren Wangen lag warmes Rot, so gut wie heute hatte sie sich lange nicht amüsiert, selbst ihre Augen waren lebhafter als sonst.

Und nun roch er nicht nur an den Blumen, streifte sie auch flüchtig mit den Lippen und bot sie ihr dann wieder. Dita hatte es wohl bemerkt, und nun nahm sie auch noch jener lange, beredte Blick gefangen, in dem Cedrik Meister war. Ihr Herz begann zu klopfen; verwirrt nestelte sie den Strauß wieder fest.

Aber auch Stefanie war der kurze Vorgang nicht entgangen. Sie lehnte sich vornüber an den Tisch, und indem sie die Fingerspitzen leicht gegeneinander schlug und ihre Augen in die des Offiziers bohrte, sagte sie mit unruhigem Atemzug: „Ihr habt wohl schon eine lange Sitzung hinter euch, mes amis."

„Warum?" fragte Theo schnell.

„Weil Cedrik entweder die Freude über seinen Walvater oder der Champagner zu Kopf gestiegen zu sein scheint."

„Aber Stefanie, ich bin vollkommen nüchtern," verteidigte sich der Angegriffene.

„Es ist ja eine alte Sache, daß es niemand zugesteht, wenn er einen Rausch hat."

„Vielleicht," scherzte Theo, „ist dieser Rausch nur ein idealer."

Sie zuckte die Achseln und schwieg. Die Freude war ihr vergällt. Was fiel denn Cedrik plötzlich ein, Dita so auffallend die Cour zu machen? Und ihr war es nicht möglich, ihn mit einem Wort von seinem taktlosen Beginnen zurückzuhalten, obgleich sie nur der Tisch trennte.

In Theo war heute der reine Vergnügungsteufel ge-

fahren. Nach dem Diner schlug er den Besuch des Zirkus vor, und niemand widersetzte sich.

„Aber erst etwas frische Luft — nur ein paar Atemzüge," machte er zur Bedingung.

So gingen sie in der Dämmerung die Straße herab, in der soeben das Licht der Laternen aufflammte. Paarweise, Arm in Arm, Brynkens voran, Cedrik mit Dita hinterher. Stefanies Herz krampfte sich in wilder Eifersucht zusammen.

„O, ich durchschaue dich," zischte sie.

Brynken sah freundlich verwundert aus. „Was denn? Wir waren doch einig, der kleinen Krüger etwas Vergnügen für ihr Geld zu gewähren, und da ich dir die Einnahme ungeschmälert überlasse, mich aber den Ausgaben unterziehe, so hast du doch wahrhaftig keinen Grund dich aufzuregen."

Sie ballte die Hand in dem Muff zur Faust. „O Gott," dachte sie verzweiflungsvoll, „das erträgst du nicht auf die Dauer, wenn das so fortgeht! Denn Dita — nein, Dita darf ihm nichts werden." Aber sie schwieg. —

Mit diesem Tage hatte für Stefanie ein Martyrium begonnen. War es wirklich nur der Zufall, der immer und immer wieder Dita und Cedrik zusammenführte? War es Plan von Theo, ein Aufsuchen von seiten Cedriks? Sie konnte es nicht ergründen, so viel Mühe sie sich auch gab. Infolgedessen wurde ihre Stimmung Dita gegenüber manchmal unerträglich, manchmal, von der Klugheit diktiert, desto freundlicher.

Eines Tages als Theo sie wieder bei einem gemeinschaftlichen Ausgang an seine Seite zwang, indem er ihr den Arm reichte, sagte sie zitternd vor Zorn: „Ich finde, wir machen uns nachgerade lächerlich, Theo, so das ideale Ehepaar zu spielen! Widme du dich einmal Dita, Cedrik kann mich unterhalten."

Theo lachte. „Ich denke, wir geben diesen beiden jungen Herrschaften hier ein glänzendes Beispiel," meinte er heiter. „Übrigens kannst du doch nicht glauben, daß das gnädige Fräulein an meiner Gesellschaft so viel Vergnügen findet wie

an der meines liebenswürdigen Vetters. Also opfere dich, gutes Weib!" —

Jeder Tag brachte jetzt etwas Neues. Theater, Konzerte, Diners, Soupers folgten sich in buntem Wechsel, aber jedes führte Cedrik an Ditas Seite, und wenn jemals ein Mädchenherz glücklich war, so das ihre in dieser Zeit.

Sie leugnete es sich gar nicht mehr, was sie von Anfang an gewußt, daß dieser Mann ihr gefährlich werden könne, sobald er nur wollte. Sie wußte, daß sie ihn liebte. Heiß, innig, in ihrer stillen, intensiven Art, die wenig zutage trat, aber dafür desto vollkommener ihr ganzes Herz ausfüllte. Der erste Mann, von dem sie das sagen konnte.

An die Zukunft dachte sie nicht. Mochte kommen was da wollte. Ewig und unveränderlich würde sie im Herzen die Seine bleiben, wenn auch das Leben trennend zwischen sie trat. —

Trotzdem war Cedrik nicht ganz behaglich in seiner neuen Situation. Freilich gefiel ihm Dita täglich mehr. Er begriff längst Hans Hennings und Theos Geschmack, aber — Stefanie! Er sah ihre bald zornigen, bald flehenden Blicke und verstand sie genau, ihre Unruhe, dies täglich ungeduldigere Ziehen und Zerren an dem Zügel, den Theos stete Anwesenheit ihr anlegte.

Sie hatte ihm geschrieben und ein Rendezvous verlangt, aber was sollte er ihr sagen? Noch war ihm ja seine Bewerbung um Dita nicht Ernst, aber wenn sie nun ein Versprechen von ihm verlangte? Und auf der anderen Seite Theo! Natürlich hatte Theo vom Standpunkt der Vernunft aus recht, das sah er ja ein ... Und dann der Rennstall ... Dieser Wunsch war in der letzten Zeit mit der Möglichkeit seiner Realisierung so gewaltig emporgeschossen, daß er fürchtete, er könne ihm gar nicht mehr entsagen; und schließlich war es wirklich nicht so gefährlich, Dita und der Rennstall lockten eigentlich mehr als die Freiheit. Theos Prinzipien von der Ehe waren ja nicht schön, Hans Henning und Berta hätten sie empörend genannt, aber — er lebte danach und fühlte sich sehr zufrieden. Freilich, seine Frau durfte keine

Stefanie werden, aber dazu hatte Dita auch keinerlei Anlagen.

Während er eines Vormittags langsam die Friedrichstraße entlangschlenderte, vorsichtig, denn es war Glatteis, sah er plötzlich Dita auf der anderen Seite gehen — allein! . . . Schnell war er an ihrer Seite.

„Mein gnädiges Fräulein, welch unerwartetes Glück.“

Sie reichten sich die Hände und sprachen zusammen, Nichtigkeiten, belanglose Dinge, aber Ton und Blick, in dem sie gesprochen, gaben ihnen einen besonderen Reiz. Dita hatte einige Einkäufe zu machen, Cedrik erwartete sie vor dem Laden stehend und studierte während der Zeit ihr hübsches Profil.

Plötzlich erinnerte sich Dita der Essenszeit im Brynkenschen Haus, die jetzt immer pünktlich innegehalten wurde, seitdem der Herr zurückgekommen war. —

„Ich denke, ich nehme eine Droschke,“ sagte sie, den Damm überschreitend.

Sie hatte zu ihm aufgesehen und nicht acht auf den Weg gegeben, plötzlich glitt sie aus auf dem glatten Asphalt der Straße. Er griff zu und hielt sie fest. Mit Behagen spürte er den vollen, elastischen Körper in seinen Armen; als aber Dita weitergehen wollte, verzog sie ein wenig ihr Gesicht.

„Haben Sie sich wehe getan?“ fragte er besorgt, ihr vorsichtiges Auftreten beobachtend.

„Ja, ein wenig, es wird bald vorüber sein.“

„Oder auch nicht. Hier ist eine Droschke, gestatten Sie, daß ich Ihnen hineinhelfe.“

Er winkte dem Kutscher. Sie widerstrebte lächelnd seiner allzu eifrigen Fürsorge, dennoch tat sie ihr wohl.

Er stand und sah dem Wagen nach als er fortrollte, dann kam ihm plötzlich ein Gedanke. In einen anderen springend, jagte er in rasender Eile ihr nach.

Als Dita vor der Wohnung ankam, traute sie ihren Augen nicht. Vor der Tür stand Cedrik in seiner leuchtenden Uniform und bot ihr die Hand zum aussteigen.

„Ja, um des Himmels willen, Herr Baron, wo kommen Sie denn her?“ rief sie ganz erschrocken.

„Es ist keine Hexerei, nur ein wenig Geschwindigkeit im Spiel,“ versicherte er mit strahlenden Augen. „Wenn Ihr Fuß schlimmer wurde, wer sollte Ihnen denn hier beim Aussteigen behilflich sein? Das bedachte ich, fuhr Ihnen auf kürzerem Wege vor, und — hier bin ich.“

Er drückte warm und innig die Hand, die in der seinen lag, und in Ditas Herz ergoß sich der ganze Strom ihrer Liebe mit elementarer Gewalt, die Sprache versagte ihr, ein feuchter Schimmer stieg in ihre Augen.

„Ich danke Ihnen,“ flüsterte sie kaum hörbar.

Ihre Erregung teilte sich ihm mit, er drückte die Hand an die Lippen, stumm und wortlos wie sie.

Aus dem Portal trat ein Dienstmädchen und musterte sie neugierig. —

„Was macht denn der Fuß, Gnädigste?“ fragte er sofort, „darf ich Sie führen?“

„Danke, ganz gut, ich glaube, ganz gut. Wollen Sie nicht hinaufkommen?“

„Bedaure, ich muß zum Diner ins Kasino. Empfehlen Sie mich Brynkens, bitte.“

Er öffnete ihr die Tür und sie trat ein, dann sprang er wieder in den Wagen und fuhr davon. Sie blieb auf der Treppe stehen und lehnte sich an die Marmorwand des Flures. Nicht des Fußes wegen, der schmerzte nicht, nur um das selige Herzklopfen zu mäßigen, das ihr fast die Brust zu zersprengen drohte. —

„Soll ich dem Zufall nun dankbar sein oder grollen, daß er mich eben nicht zu Worte kommen ließ,“ dachte währenddessen Cedrik, „ich glaube, ich war im besten Zuge eine — Dummheit zu machen!“ Und in der Freude seines Herzens pfiff er einen lustigen Gassenhauer halblaut vor sich hin.

Droben hatte Stefanie am Fenster gestanden. Sie sah Ditas Wagen vorfahren und dann Cedriks Uniform. Mit einem gewaltigen Ruck riß sie das feine Spitzentuch mitten

durch und grub die Zähne stöhnend in die Unterlippe. Aber wenn er jetzt kam, dann wollte sie ihm sagen — alles sagen, was sie auf dem Herzen hatte — ihm seine Grausamkeit und



Treulosigkeit entgegenschleudern — alles — alles! Sie war außer sich vor Wut und Schmerz.

Es schellte draußen; sie warf sich in den Bambusstuhl. Gott sei Dank, noch war Theo nicht zu Haus. Dita mußte sich umkleiden, ein paar Minuten blieben ihr, genügend, um

über Leben und Tod zu entscheiden. Aber, was war das? Draußen blieb es still — nur Ditas Schritt, der sich entfernte. War sie denn allein gekommen? Sie hatte doch Cedrik gesehen . . .

Lauschend bog Stefanie das Ohr an die Tür, nichts rührte sich nachdem Ditas Schloß eingeschnappt war, und da hielt sie es nicht länger aus, sie stürmte hinüber in das Zimmer des jungen Mädchens, in einer Gemütsverfassung, in der ihr alles gleich war — alles!

Als sie die Türe aufriß, stand Dita, die sich gerade ihrer schweren Winterkleider entledigt hatte, entblößt vor ihr; sie faßte hastig nach einer Matinee, aber nicht schnell genug, daß Stefanie nicht doch mit neidischen Blicken die ganze prächtige Schönheit des weißen Nackens, der üppigen Arme überschauen konnte.

„Gott sei Dank," dachte sie ergrimmt, „daß ich sie nicht auf einen Ball zu führen brauche, das überlebte ich nicht." Laut fragte sie: „War das nicht Cedrik, den ich eben vor unserer Türe stehen sah? Warum kam er nicht mit herauf?"

Dita wandte sich zur Seite, um ihr Gesicht vor den prüfenden Blicken so gut es ging zu verbergen; sie fürchtete, Stefanie möchte ihr die namenlose Seligkeit, die sie fühlte, von den brennenden Wangen lesen.

„Ja, es war Baron Antlau. Er mußte zum Diner ins Kasino," antwortete sie einsilbig.

„Und wie kam er denn gerade hierher? Ich sah Sie doch allein im Wagen sitzen?" inquirierte Stefanie weiter.

„Ich traf ihn in der Stadt, glitt aus und empfand Schmerzen im Fuß. Trotzdem er mich in eine Droschke brachte, fuhr er mir doch nach, um mir beim Aussteigen behilflich zu sein, für den Fall . . ."

„Das ist ja sehr liebenswürdig, aufopfernd liebenswürdig," höhnte Stefanie, außer sich vor Zorn. „Aber wissen Sie, was ich finde, Dita?" Sie sah sie herausfordernd an, ihr Gesicht war bleich von der unterdrückten Erregung.

„Nun?“ fragte Dita ruhig, sanft, denn nichts lag ihr in diesem Augenblick ferner, als Zank und Streit.

„Sie kokettieren — Sie kokettieren un—un—unsagbar mit Cedrik.“ Unverschämt hatte sie sagen wollen, hielt das Wort aber doch noch rechtzeitig zurück.

Dita hielt ihre Augen fest auf die Aufgeregte geheftet, ihre Wangen waren erblaßt. Das natürliche Mitteilungsbedürfnis des liebenden Mädchens hätte sie vielleicht zu einer unvorsichtigen Vertraulichkeit gegen die einzige Frau hingerissen, in deren Gesellschaft sie sich täglich befand, aber die offenbare Feindseligkeit, die aus Worten und Ton ihr entgegenklang, hinderte sie daran.

„Ich bin mir dessen nicht bewußt,“ sagte sie abwehrend.

„Bewußt oder nicht,“ fuhr Stefanie zornig auf, „darum handelt es sich nicht, sondern nur um den Eindruck, den es auf jeden Beobachter macht. Glauben Sie denn, daß nicht auch Cedrik ganz klar sieht? Ich wette, er lächelt oft im stillen über Ihr vergebliches Bemühen, liebe Dita, denn den fängt man nicht so leicht, Kleine! Er ist es eben nicht anders gewöhnt, als daß man ihn mit verliebten Augen ansieht und seinetwegen alle Geschütze ins Treffen führt, das stumpft aber allmählich ab und verliert an Reiz.“

„Stefanie!“ rief Dita, mit einem solchen echten Ausdruck schmerzlicher Empörung, daß Frau von Brynken etwas zu sich kam. Selbst aus Ditas Lippen war die letzte Spur von Farbe gewichen, ihre Hand umklammerte bebend die Lehne eines Stuhles. „Großer Gott! Nach dem, was Sie mir eben gesagt haben, kann ich nicht länger in Ihrem Hause bleiben.“

„Bah! Das ist einfach kindisch! Ich als ältere Frau habe nicht allein das Recht, nein, sogar die Pflicht, Ihnen meine ehrliche Meinung zu sagen, zu hindern, daß Sie sich in eine so aussichtslose Liebelei einlassen und Ihren Vetter dadurch endgültig vor den Kopf stoßen. Denn Cedrik denkt nicht daran Ernst zu machen, und nehmen wir an, er täte es wirklich — Sie sind ja ein reiches Mädchen — so wäre das kein Glück, sondern ein Unglück für Sie. So tolerant

wir heutzutage auch sein mögen, Sie würden es doch stets empfinden, daß Sie nicht zu uns gehören, obgleich Sie ja das fehlende Wörtchen vor Ihrem Namen reichlich mit Gold ersetzen können; aber — das genügt doch nicht immer. Ihnen geht so manches ab, das uns mit der Muttermilch zugeführt ist, dessen Macht und Gewalt sie niemals verstehen noch begreifen werden. Kommen Sie mir nicht mit Bildung! — Bildung — recht schön! Aber das, was ich meine, steht auf einem ganz anderen Blatt. Es ist die festgeschlossene, ob bewußt oder unbewußt aufrechterhaltene Theorie des Noblesse oblige, das ihr niemals begreifen werdet, denn bei euch kommt zuerst der Verstand. Und so wiederhole ich Ihnen denn nochmals, Dita, Sie würden unglücklich, kreuzunglücklich mit Cedrik werden."

Dita hatte den ganzen Redestrom ungehemmt über sich ergehen lassen, ja selbst jetzt, als Stefanie innehielt, schwieg sie noch immer. Ihr war sterbenstraurig zumut, als hätte Stefanie mit rauher Hand alle Blumen aus ihrem Leben gerissen.

„Sie sind empfindlich," begann diese nach einer kleinen Pause und preßte leidenschaftlich die Handflächen zusammen, „aber Sie täten besser, meine Worte zu beherzigen. Cedrik ist kein Mann, der lieben kann. Ihn beherrscht immer nur das liebe Ich, oder ein anderer, der gerade kraftvoller ist als er. Seine Haupteigenschaften heißen: Genußsucht, Leichtsinn, Eitelkeit und Wankelmut."

Sie stand vor Dita, faßte sie am Arm und schüttelte sie, am liebsten hätte sie sie erwürgt. Und Dita hob ein Paar tränenschwere Augen zu ihrer Peinigerin auf, so traurig und gekränkt, daß jede andere mit ihr Mitleid gehabt hätte, nur nicht diese eifersüchtige Frau.

„Lassen Sie uns dies Gespräch abbrechen," sagte Dita endlich ruhig, obgleich mit bebender Stimme. „Wenn ich Ihnen wirklich Grund zu all diesen häßlichen Anschauungen gegeben habe, mein Wort darauf, es ist ohne meinen Willen geschehen; aber es hat alles ein Ende, morgen verlasse ich Ihr Haus."

„Recht wie ein eigensinniges Kind," brauste Stefanie auf. „Meinen Sie wirklich, es gibt keinen anderen Ausweg? Zeigen Sie Cedrik, daß Sie seine Liebenswürdigkeiten für das nehmen, was sie sind, für kleine Münze, zahlbar im Verkehr der guten Gesellschaft; glauben Sie mir, er erwartet nichts anderes. Und dann entschließen Sie sich endgültig zu einer Heirat mit Ihrem Vetter, nachdem Sie den ersehnten kleinen Herzensroman gehabt haben, das ist das Klügste, was Sie tun können."

Dita schwieg noch immer beharrlich; Stefanie ahnte nicht, daß ihr das Herz beinahe brach als sie wieder auf sie zufuhr.

„Dita! Herr des Himmels, sitzen Sie nicht so verstockt da! Glauben Sie, Sie machen mir dadurch weis, daß Ihnen an Cedrik nichts gelegen ist? Nein, Kleine, das verfängt nicht bei mir! Ich bin eine Frau, folglich weiß ich ganz genau, wie es um Ihr Herz steht, und ich wette, er weiß es ebenso."

„Hören Sie auf, Stefanie!" schrie Dita in der Qual des Schmerzes, „ich ertrage es nicht mehr."

Sie schlug die Hände einen Augenblick vor das Gesicht und prüfte in wahnsinniger Angst ihr Benehmen, ob es möglich war, daß Cedrik zu demselben Schluß kommen konnte wie diese schreckliche Frau, vor der sie ihr Empfinden immer gewarnt. Hatte sie sich wirklich mit einem Blick, einem Wort verraten? Mein Gott, es gab nur ein Mittel: schleunige Flucht.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Dita," begann Stefanie nach einer Pause wieder, „sehen Sie die Sache einmal mit den nüchternen Augen eines Unparteiischen an und handeln Sie danach. Da ist ein junges Mädchen, über beide Ohren in einen schönen jungen Mann verliebt, oder wollen Sie das etwa leugnen?" fragte sie herausfordernd. Dita schwieg. „Nun, er treibt also sein Spiel mit ihr, nicht einmal sehr eifrig — zugegeben, aber er hat es eben auch nicht nötig, sie liebt ihn ja schon so. Will sie sich etwa durch ihn kompromittieren lassen? Ist es nicht besser, sie beugt vor und

reicht ihre Hand einem geduldig Harrenden, der ihr gerade durch sein Schweigen und Warten den Beweis liefert, wie ernst es ihm ist?"

„Niemals!" sagte Dita sich aufrichtend mit der unbeugsamen Entschlossenheit eines festen Willens. „Einem Glück entsagen, das kann das Leben fordern — gegen seine Überzeugung zu handeln, nicht. Ich werde Tante Auguste noch einmal erklären, daß nie und nie davon die Rede sein kann. Nie!"

„Sie sind eine Närrin, Dita . . ." Stefanie kam nicht weiter, ein leises, diskretes Klopfen an der Türe störte sie, dann Theos Stimme.

„Wollen die Damen sich gütigst erinnern, daß wir noch nicht gegessen haben? Ich bin unmenschlich hungrig."

„Gleich, gleich!" rief Stefanie ungeduldig, und Dita bat: „Gehen Sie allein, ich kann nicht essen."

„Wollen Sie mir eine Szene machen? Theo ist so wie so immer gleich auf Ihrer Seite, er braucht nicht zu wissen, was wir sprachen." —

Es war Dita unmöglich, auch nur einen Bissen zu genießen, stumm saß sie am Tisch und spielte mit Messer und Gabel; stumm blieb Stefanie, und bald gab auch Brynken jeden Versuch zum Sprechen auf.

Nach dem Essen stand Dita allein in Stefanies japanischem Boudoir am Fenster.

Wieder einmal eine Stunde, in der sie die ganze Einsamkeit und Haltlosigkeit ihres Daseins erkannte, wo sie sich verzweifelt nach einem Herzen sehnte, das ihr gehörte. Sie liebte Cedrik! Es half nichts, sich dagegen zu wehren. Es war über sie gekommen ohne ihren Willen, ohne ihr Zutun, aber die Unerfahrenheit, es sich merken zu lassen, das war es, was sie niederdrückte und beschämte. Das Taschentuch selbstvergessen unter das Kinn gedrückt, nichts anderes fühlend als ihre große Scham und tiefe Betrübnis, daß der kurze, schöne Traum nun ein Ende habe, hatte sie nicht gehört, daß Brynken das Zimmer betreten. Daher fuhr sie erschrocken zusammen als plötzlich Theos harte, eigen-

tümlich akzentuierte Stimme an ihr Ohr schlug. Instinktiv fuhr sie mit dem Taschentuch über das Gesicht, ihre Tränen zu trocknen.

„Geben Sie sich keine Mühe, mir's zu verbergen, ich wußte, daß Sie weinten," sagte er ruhig.

Sie schwieg und ballte krampfhaft ihr Taschentuch zum Knäuel; von allen Menschen war ihr Brynken in diesem Augenblick der unangenehmste.

„Meine liebe Frau hat Ihnen eine Szene gemacht," fuhr er in demselben Tone fort, „das war unschwer zu erraten. Auch über das Warum bin ich mir ziemlich klar. Ich hoffe aber, Sie sind klug genug, sich nichts daraus zu machen."

Eine Blutwelle schoß in Ditas Gesicht. Hatte Stefanie gesprochen? Hatte er selbst seine Beobachtungen gemacht? Er wußte jedenfalls, was die Ursache war, und diese Erkenntnis brachte sie außer sich.

Mit großen, von Tränen halb verschleierten Augen, aus denen Betrübnis mit aufflammendem Stolz gepaart hervorleuchtete wie verhaltenes Feuer, sah sie ihn an.

„Es bleibt mir nur übrig, Ihnen herzlich für die mir erwiesene Gastfreundschaft zu danken und morgen abzureisen," sagte sie mit Festigkeit.

Er zuckte zurück und sah sie an.

„Also so arg hat sie es Ihnen gemacht? Armes Kind! Aber das soll Sie trotz alledem nicht bestimmen."

„Herr von Brynken," sagte Dita mit Würde, „Sie sind sehr gütig, und ich danke Ihnen dafür, aber es gibt doch Dinge, bei denen allein das Gefühl entscheiden muß. Das meinige heißt mich gehen."

Er ließ nachdenklich den langen Schnurrbart durch die Finger laufen.

„Sind Sie mit der Genugtuung zufrieden, daß meine Frau Sie in aller Form um Verzeihung bittet und selbst die Einladung wiederholt?"

Sie sah ganz erschrocken aus.

„Um Gottes willen, Stefanie würde denken, ich hätte mich beklagt!“

„Ich schätze Ihr Zartgefühl, Gnädigste, es ehrt Sie; aber ich will nicht, daß Sie reisen, ich will es einfach nicht.“ Er hatte seine Stimme auch nicht um eine Spur erhoben, aber es lag etwas so Zwingendes in der Art und Weise wie er sprach, daß sie fühlte, es sei schwer ihm zu widerstehen.

„Herr von Brynken!“ sagte sie bittend und sah ihn flehend an, „hindern Sie mich nicht — ich will — ich muß gehen.“

„Nein, Sie müssen nicht!“ Er war ihr ganz nahe getreten und legte seine Hand leicht auf ihren Arm. „Es gibt nichts, was Sie dazu veranlassen kann. Ich könnte Ihnen ja sagen, mein Haus ist mir lieber geworden seit ich Sie darin sehe, aber das sind alles dumme Redensarten, die sich für einen Ehemann nicht schicken. Aber haben Sie bei Ihrem Plan auch bedacht, daß mein Vetter dadurch sehr, sehr schmerzlich berührt werden wird?“

Jede Spur von Farbe wich aus Ditas Gesicht, sie antwortete nicht.

„Oder haben Sie gedacht, er könne sich meine Frau als Dolmetscher gewählt haben? Ich glaube es nicht.“

„Ich muß fort!“ stammelte sie mit ihrer letzten Kraft, „fragen Sie mich nicht warum.“

„Hätte ich nur das Recht, Sie zu schützen,“ begann er wieder, „kein Dorn sollte Sie verletzen, kein Mensch Sie ungestraft kränken! Da ich es aber nicht habe, nie haben werde, und da ich doch für Sie empfinde wie — wie ein Freund — so gönnen Sie mir wenigstens einen gewissen Einfluß auf Ihre Entschließungen, ich meine es gut mit Ihnen, Dita.“

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich,“ sie faltete ratlos die Hände, Tränen drängten sich aufs neue in ihre Augen und rannen über ihre Wangen.

„In fünf Minuten wird Stefanie kommen und Sie um Verzeihung bitten, ich hoffe, Sie sind nicht unversöhnlich,“

sagte er und verließ in seiner gewohnten lässigen Art das Zimmer. —

Brynken fand seine Frau auf der Chaiselongue liegend, mit heißen, offenen Augen zur Decke starrend, ohne ihn zu beachten.

„Bist du wahnsinnig," fragte er hart, an ihre Seite tretend, „daß du eine Szene provozierst, die die Krüger veranlaßt, morgen abzureisen? Sofort gehst du hin und applanierst die Sache; ich habe mich dafür verbürgt, daß du dich entschuldigst."

Sie fuhr empor und sah ihn haßerfüllt an. „Gestatte, daß ich dir die Frage zurückgebe. Bist du wahnsinnig, dergleichen von mir zu verlangen?"

„Du glaubst wohl, ich weiß den Grund nicht?" lachte er höhnisch. „Deine bodenlose Eifersucht ist es, die dich unvorsichtig und unvernünftig macht."

„Und wenn?" fragte sie herausfordernd, nach kurzer Überlegung.

„Dann wirst du mir, als deinem Gatten, gestatten, der Angelegenheit etwas näher zu treten."

Sie lachte jetzt auch schrill auf. „Seit wann hast du dafür Interesse?"

„Seitdem ich mich doch fragen muß, ob ihr das Vertrauen, das ich in euch setzte, auch nicht mißbraucht habt."

Er stand ihr gegenüber, die Hand auf die Plüschplatte des kleinen Tisches gestemmt; sie blickte unruhig in seine kalten, klaren Augen.

„Cedrik wird dich auslachen." Aber ihre Sicherheit war dahin, etwas Unruhiges, Flackerndes hatte sich ihrer bemächtigt.

„Du weißt ganz genau, daß es Dinge gibt, die man unter Männern nicht mit einem Lachen abtut."

Sie sprang auf. „So willst du ihn töten? Warum? Warum?"

„Weil er meiner Frau Veranlassung gegeben hat, sich als — hm — als — seine zu enragierte Freundin zu fühlen."

Sie fuhr mit beiden Händen in ihr dunkles Haar und strich es zurück, dabei lachte sie. „Aber Theo, das ist doch alles Unsinn. Du weißt ja, ich will Dita für Mr. James behalten, die dumme Courschneiderei von Cedrik alteriert mich, weil sie mir meinen Plan erschwert."

Seine Lippen verzogen sich spöttisch, während er den Bart strich.

„Wenn das der Fall ist, wird es dir nicht schwer werden, die Krüger zum Bleiben zu veranlassen."

Sie warf sich wütend auf die Chaiselongue zurück. „Nein, ich tue es nicht! Ich! Abbitten!"

Er zog die Uhr und legte sie auf den stahlblauen Sammet vor sich.

„Fünf Minuten gebe ich dir Zeit zum Besinnen," sagte er kaltblütig. „Mir ist es gleich, was du wählst."

Die Uhr tickte weiter, eilig, eilig, als hinge nicht Tod und Leben von ihr ab. Verzweiflungsvoll sah Stefanie auf den zitternden Sekundenzeiger. Wenn Dita blieb, ein fortgesetzter, marternder Kampf mit dem eigenen Herzen und vielleicht ein Unterliegen; wenn sie ging, die Möglichkeit, den Mann wiederzugewinnen, den sie mehr liebte wie ihr Leben. Aber Theo! Theo! Sie sah in sein unbewegliches, grausames Gesicht . . . Wenn er Ernst machte . . . Noch zwei Minuten . . . noch eine . . . Stefanie biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten — sie konnte ihn nicht opfern — sie durfte nicht . . . Gewaltsam sprang sie empor, und ohne ihren Mann anzusehen ging sie aus dem Zimmer.

Der lachte hinter ihr her als er seine Uhr einsteckte. „Dummheit, dein Name ist Weib!" sagte er vergnügt. „Ich werde mich hüten und mich mit Cedrik überwerfen! Aber es ist vorzüglich, daß ich Stefanie damit gängeln kann."

Ungestüm riß Frau von Brynken die Türe zu ihrem japanischen Boudoir auf, aber keine sieghafte Gegnerin erwartete sie da wie sie geglaubt. Den Kopf in die Hände gedrückt, ganz zerschmettert lag Dita im Bambusstuhl und schluchzte laut. Das erleichterte Stefanie etwas die schwere

Aufgabe. Sie weidete sich an dem Schmerz der Verlassenen, Gekränkten, während sie langsam auf sie zu ging.

„Dita?“ rief sie endlich.

Das Mädchen zog die Hände vom Gesicht und sah in das Antlitz ihrer Peinigerin, ohne ihre Tränen zu verbergen; ihr war alles gleichgültig. Aber Stefanie lachte, lachte heiter und harmlos, während sie sich neben sie auf die Chaiselongue setzte.



„Was für eine Törin Sie doch sind, ein paar in der Erregung gesprochene Worte so ernst zu nehmen, Dita, und Sie bilden sich ein, Sie sind nicht empfindlich? Aber sehr, sage ich Ihnen. Mein Mann spricht von Ihrer Abreise. Unsinn, Kleine, so weit wollen wir's doch nicht kommen lassen, das wäre ein häßlicher Abschluß einer sonst so netten Zeit. Bin ich ein wenig schroff gewesen — meine Nerven sind in der letzten

Zeit ganz dahin — es deshalb tragisch zu nehmen, lohnt nicht der Mühe. Theo würde mir ja Ihre Abreise nie verzeihen."

Ungewiß, schwankend in ihren Entschlüssen, blickte Dita auf die Frau, die ihr vor kurzem so wehe getan, und der sie doch nicht Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, für den Fall, daß sie vorher recht empfunden, daß Theo mehr für die Freundin seiner Frau übrig habe, als sie dulden durfte.

„Reden Sie mir nicht zu, Stefanie, lassen Sie mich reisen — Sie ahnen nicht, weshalb ich mehr denn je darauf dringen muß."

Frau von Brynken warf einen schnellen Blick in Ditas verlegenes Gesicht. „Ach, Kleine," sie zuckte die Achseln, „Theo hat gewiß etwas sehr warm seinen Wunsch, Sie hier zu behalten, ausgesprochen, das kann ich mir denken, und nun macht Ihnen Ihr zartes Gewissen Skrupel. Das ist nicht nötig. Aber da kommen wir wieder auf den Punkt, den ich Ihnen überhaupt zum Vorwurf mache, Sie sind zu sentimental, zu schwerfällig in Ihrer Auffassung. Man muß das Leben nehmen wie es ist, leicht, leichtherzig, etwas anderes lohnt nicht der Mühe. Und ich gebe Ihnen nur nochmals den guten Rat, sehen Sie auch Cedrik mit diesen Augen an. Also, ich darf meinem Mann die Freudenbotschaft bringen, daß Sie bleiben?"

Dita rang die Hände. „Ich weiß es nicht — ach, ich weiß nicht, was ich tun soll!"

Ein spöttisches Lächeln kräuselte Stefanies Lippen. „Ich weiß genug," sagte sie, sich erhebend. „Aber Dita, weinen Sie nicht mehr, es entstellt Sie nur. Beherzigen Sie manches, was ich Ihnen gesagt, und im übrigen . . . Bah, glauben wir an ein Kismet."

Theo schlug die Portiere zurück und streckte den Kopf hinein. „Ah! Also Frieden geschlossen," sagte er zufrieden, „das erfreut mein Herz unsäglich. Da ich aber doch fürchten muß, die Damen sind heut in einer Stimmung, die es einem normalen Sterblichen unmöglich macht, ihnen auch nur im geringsten anders als lästig zu sein, werde ich mein

Zelt im Klub aufschlagen, morgen hoffe ich auf desto helleren Himmel."

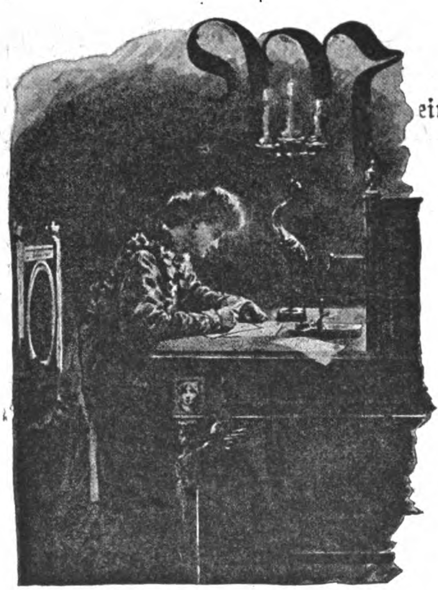
„Das Klügste, was er tun konnte," sprach Stefanie, ihrem Gatten nachblickend, „nicht, Dita? Mein Kopf schmerzt ohnehin zum Zerspringen, ich muß Ruhe haben."

„Auch ich möchte mich zurückziehen."

„Bien! Und morgen keine verschwollenen Augen und tragischen Blicke mehr, Kleine, hören Sie? Auf Wiedersehen, ich lege mich gleich zu Bett."

Aber Dita war es allein, die ihren schmerzenden Kopf auf dem weißen Kissen bettete und sich leise, sehnsüchtig in den Schlaf weinte, Stefanie hatte keine Ruhe. Lange lief sie ruhelos in ihrem Zimmer auf und ab, und endlich setzte sie sich hin und schrieb bis spät in die Nacht hinein. Ihre Augen brannten, ihr Kopf glühte, aber stärker als die körperlichen Schmerzen quälte sie die Furcht, Cedrik zu verlieren, den Mann, an den sich alles klammerte, was noch gut in ihr war.

X.



Meine teure, hochverehrte Freundin!

Diesmal kommen meine Mitteilungen an Sie aus bekümmertem Herzen, doppelt deshalb, weil ich mich nicht ganz unschuldig fühle und doch nach allerbestem Ermessen gehandelt habe. Bisher konnte ich Ihnen nur schreiben, daß Dita sich nach wie vor jedem meiner Versuche, eine Änderung ihres Entschlusses bezüglich Ihres Herrn Sohnes, eigensinnig widersetzt; jetzt ist leider noch etwas anderes hinzugetreten — es will mir scheinen, als habe sie ihr Herz verloren. Daß dies gerade in meinem Hause, an einen Vetter meines Mannes geschehen ist, drückt mich Ihnen gegenüber tief nieder, verehrte Frau.

Ihre Wahl ist auf einen Menschen gefallen, dessen Äußeres allerdings besticht, dessen landläufige Liebenswürdigkeit auch achtzehnjährige Herzen entflammen mag,

der aber sonst an Gediegenheit des Charakters viel, viel zu wünschen übrig läßt. Ja, ich stehe nicht an, Ihnen zu bekennen, daß wenn ich eine Tochter hätte, ich nicht wagen würde, sie ihm anzuvertrauen; seine moralische Qualität würde mir nicht genügen, was mir doppelt im Vergleich zu Ihrem Herrn Sohn in die Augen springt. Mein Vetter macht ihr den Hof — Sie kennen das ja — er wird auch vielleicht weitergehen und um sie werben — ich wasche meine Hände in Unschuld — denn Dita ist ein reiches Mädchen. Das allein scheint mir aber seinerseits maßgebend zu sein. Er ist Offizier, zwar wohlhabend, aber die brauchen zu ihren noblen Passionen immer Geld; es wäre doch schade, käme das Kapital der alten, ehrwürdigen Firma in leichte Hände. Mein Vorschlag geht nun dahin, lassen Sie das Testament prüfen, ob sich nicht doch irgend eine Klausel findet, die Dita zu einer Wahl zwingt, die, was Vernunft und auch Pietät anbelangt, die einzig richtige ist. Oder aber, findet sich da nicht der geringste Anhalt, lassen Sie Ihren Herrn Sohn sobald wie möglich herkommen, damit er noch einmal seine Sache vertritt und mit eigenen Augen sieht und hört, vielleicht auch Dita zu einer Abreise bewegt, falls meine Befürchtungen begründet sind. Das ist alles, was ich noch tun kann; Sie sehen daraus, wie ehrlich ich es meine.

Ihre treu ergebene

Stefanie von Brynken."

Sie biß die Zähne zusammen, als sie das geschrieben, und ballte die zarte Hand zur Faust.

„Vielleicht werfe ich euch doch noch einen Stein auf euren Weg," dachte sie ingrimmig.

Zwei Tage später — Cedrik hatte während der Zeit über keine Stunde zu verfügen gehabt, so daß Ditas und Stefanies Zusammenleben wenigstens äußerlich friedlich verlaufen war — tönte Frau von Brynkens Stimme zu einer verhältnismäßig frühen Stunde durch den Korridor: „Dita! Dita!"

Diese saß in ihrem Zimmer, beschäftigt ein losgegan-

genes Band wieder festzunähen; sie legte Schere und Fingerhut beiseite, um eilig dem Rufe zu folgen. Als Dita die Tür öffnet, bleibt sie erstarrt auf der Schwelle stehen, denn neben Stefanie steht niemand anderes als Vetter James, lang, schmalschulterig, mit dem dünnen blonden Haar und dem impertinenten Gesichtsausdruck, der ihm eigen.

„Guten Tag, Cousine."

Zögernd nur nimmt sie die Hand, die er ihr bietet, und erstaunt sieht sie von einem zum anderen.

„Diese Überraschung, Dita, nicht wahr?" sagt Stefanie unbefangen. „Nun, ich hoffe, Herr Krüger findet Sie nicht zum Nachteil verändert durch den Aufenthalt bei mir. Ein Glück, daß ich gerade heut so früh aufgestanden bin! Und nun werden sich die beiden Verwandten manches zu erzählen haben, ich verschwinde also auf ein Weilchen."

„Nein, bitte, Stefanie — nicht!"

Aber diese ist schon davon, und sie stehen sich allein gegenüber. Langsam geht Dita, da sie sieht, daß kein Entrinnen möglich ist, in das Boudoir auf den vergoldeten Bambusstuhl zu und läßt sich darauf nieder; sie lächelt im stillen bei dem Gedanken, daß Stefanie Tante Augustes Pläne durch dies Tete-a-tete zu fördern glaubt, und da es doch kein Ausweichen gibt, ist sie zu einem letzten Wort fest entschlossen.

Er sieht sie an, wie sie durch das Zimmer geht. Sie ist noch in ihrem Hauskleid, demselben, das Theo so entzückt hat. Zum erstenmal erscheint sie ihm schön und begehrenswert. Die grauen Augen tiefer, der Mund weicher, die Haltung vornehmer, selbstbewußter, und das kaum wahrnehmbare Lächeln um ihren Mund niederschmetternder als die härtesten Worte. Sonst hat sie wenigstens ihr „Nein" in Erregung ausgesprochen, unter Tränen und Beteurungen, da verließ ihn die Hoffnung noch nicht ganz — heute wird es wirksamer sein und seine Eitelkeit ganz zu Boden treten.

„Was macht Tante Auguste?" fragt sie ruhig kühl, „und was führt dich so unerwartet her, James?"

„Geschäfte. Und Mutter geht es gut, Dank. Aber sie

meint, daß du nun wohl lange genug hier gewesen sein kannst."

Sie blickt ihn überrascht an. „Wirklich? Du weißt ja am besten den Grund, der mich zwang, Hamburg zu verlassen. Dieser Grund besteht immer noch."

„Und wird so lange bestehen, Dita, bis du ihn selbst aus dem Wege räumst."

Es ist immer noch dasselbe kalte, blasse Gesicht mit den hellen Augen, der feinen, etwas spitzen Nase. Auch im Anzug nicht wesentlich verändert. Weite Beinkleider, überlange Schuhe, sackähnlicher Rockschnitt und auffallende Farben.

„Die Antwort darauf habe ich dir und Tante schon wiederholt gegeben. Wozu wieder von Dingen sprechen, die uns beiden nur unbequem sein können."

„Du irrst, Dita, mir sind sie nicht unbequem. Dita Krüger gehört in das Haus ihrer Väter, nur da ist sie an ihrem richtigen Platz."

„Ich fühle mich überall an meinem Platz."

„Mißverstehe mich nicht. Ich bin überzeugt, daß du dich völlig gleichbedeutend mit all diesen Leuten hier fühlst, es auch bist. Wir dürfen auch unseren Stolz haben, sind wir doch eins der alten Patriziergeschlechter Hamburgs. Nur ob sie hier dasselbe denken, das ist die Frage. Die Entscheidung darüber überlasse ich dir selbst, du bist ja feinfühlig genug dazu."

In Ditas Gesicht stieg allmählich tiefe Röte. „Bist du hergekommen, um mir das zu sagen, James?"

„Nein."

Sie sah ihn aufmerksam an, es lag kaum verhehlte Erregung in dem kurzen, hervorgestoßenen Wort.

„Laß mich also beim Ende beginnen," fuhr er fort und warf einen Blick in den Spiegel, als müsse er sich vergewissern, daß seine Miene auch nicht zuviel verriet. „Ich bin hergekommen, um dir noch einmal vorzustellen, daß es der letzte Wunsch deines Vaters gewesen, dich und mich verbunden zu sehen. Man pflegt in der ganzen Welt solchen Wünschen Rechnung zu tragen. Was mich anlangt, so bot ich dir sofort

meine Hand, damals ich gestehe es, aus Pietät für den Onkel, für das Bestehende. Du schlugst mich aus. Heute wiederhole ich meinen Antrag, füge aber jetzt hinzu: nicht allein aus Pietät, sondern um deiner selbst willen, Dita. Meine Werbung mag dir hölzern und steif klingen, ich habe vielleicht nicht so schöne Worte wie andere, mein Geschäft hat mich nüchtern und überlegend gemacht, aber das, was ich dir sage, ist vielleicht ehrlicher gemeint als die hochtrabenden Redensarten glänzender Offiziere, die in dir nur das reiche Mädchen sehen. Erfülle also meinen, meiner Mutter, deines seligen Vaters Herzenswunsch, werde mein Weib, und kehre als meine Braut nach Hamburg zurück, wo du hingehörst, denn es ist doch einmal echtes, rechtes Kaufmannsblut in dir."

Er sieht sie prüfend an. Sie hält die Augen auf die Stickerei des Fußkissens geheftet und atmet einmal tief auf. Dann sagt sie ruhig:

„Du hättest uns beiden diesen peinlichen Moment ersparen sollen, James. Meine Antwort wird immer dieselbe bleiben: ich kann nicht, denn ich liebe dich nicht. Ein Leben ohne Liebe ist schrecklich, aber doch immer noch zu ertragen, so lange wir frei sind; an deiner Seite aber bedeutete es für mich seelischen Tod. Das klingt unhöflich, ist aber nicht so gemeint, und wenn du nachdenkst, findest du sicher auch heraus, weshalb mir die Ehrlichkeit gebietet, so zu sprechen. Ich kann dir nichts sein als Frau, du mir nichts als Mann, und doch muß die Ehe nach meinen Begriffen ein vollkommenes Aufgehen ineinander, ein gegenseitiges Sich-Heben, Dulden und Lieben sein, sonst erscheint sie mir ein Handel, ein unmoralischer dazu, und weder äußere Vorteile, noch auch Pietät für einen Verstorbenen können imstande sein, meine Ansicht zu ändern."

„Wie hart du bist in deiner Anschauungsweise, und — daß ich es nur sage — deine Ideen über die Ehe sind nie zu verwirklichen."

„Dann bleibe ich einsam, sobald ich diese Überzeugung gewinne," sagte Dita resigniert, aber fest.

Ihm stieg das Blut in das Gesicht.

„All right! Du bist dir doch selbst völlig klar, daß das nur Redensarten sind," begann er endlich beißend. „Sollte jemand kommen, der dir gefiele, der es verstände, dich mit schönen Phrasen zu bestechen, deine Worte würden wohl anders lauten. Ich gebe dir noch einmal zu bedenken, daß uns vieles verbindet, obgleich du es jetzt hochmütig verachtest. Die Firma, die unsern Namen seit hundert Jahren trägt, das alte Haus deiner Vorfahren, meine Mutter, die dich erzogen, dieselben Gewohnheiten und Ansichten, dasselbe Blut, dem der Adel solche Macht einräumt ... Auch verspreche ich dir, dich als Gatte nicht allzusehr zu belästigen."

„Und du glaubst, daß mir das genügt?" fragte sie leidenschaftlich. „Du meinst, damit sei ein Menschenleben ausgefüllt? Die Natur hat uns Frauen nicht zu einer Ware gemacht, und niemals — hörst du, James — niemals werde ich mich so erniedrigen."

James sprang auf, und fragte dann kühl:

„Da du mich in dieser Weise abweist, Dita, ist wohl die Vermutung nicht unbegründet, du habest jemand gefunden, der bereit ist, deine Träume zu verwirklichen?"

„Du hast kein Recht, mich danach zu fragen."

James pfiff den Yankee-Doodle zwischen den Zähnen. Er tat das gewohnheitsmäßig, wenn ihn etwas ärgerte und er es wortlos verwinden wollte.

„Natürlich irgend einen vornehmen Nichtstuer, der dein Geld braucht, um seine Schulden zu bezahlen," nahm er das Gespräch nach einer Pause wieder auf.

„Du irrst, James, es ist niemand da, der nach meinem Gelde oder meiner Person Verlangen trägt." Aber sie errötete dabei.

„Hm?" räusperte er sich scharf. Eine ganze Skala von Zweifel, Hohn und Zorn lag in dem ausdrucksvollen Ton. „Ich will dir nur noch einen Rat auf deinen Lebensweg geben, Dita: Sei vorsichtig! Mir bist du abgeneigt, aber in den Augen aller dieser Menschen hier, bist und bleibst du

doch immer nur Dita Krüger, die Tochter des Kaufmanns, des Kaffeehändlers — nichts weiter."

Sie nickte verloren vor sich hin, das wußte sie ganz genau seit ihrer Szene mit Stefanie.

James erhob sich und zog bedächtig seine roten Handschuhe an, ohne einen Blick auf seine Cousine zu werfen; er ärgerte sich.

„So spiele ich nun hier die lächerliche Rolle eines abgewiesenen Freiers," sagte er endlich mit einem spöttischen Blick auf die luxuriöse Umgebung, als könne sie etwas für seine Niederlage. „Eins kann man dir nicht nachsagen, Dita, daß du nämlich sehr rücksichtsvoll bist. Und nun kann ich ja wohl wieder abreisen."

„Warum sollte deine längere Anwesenheit mir peinlich sein, wenn du in mir nur die Cousine sehen willst, James?"

„Wenigstens verabschieden möchte ich mich doch von Frau von Brynken," meinte er zögernd, „das scheint mir Anstandspflicht."

„Ich wiederhole dir noch einmal, mir ist dein Bleiben keineswegs unangenehm, im Gegenteil, man wird dann nichts vermuten, nur bitte ich dich, knüpfe daran keine Hoffnungen."

„Ich bin völlig kuriert," versicherte er ironisch mit einer hochmütigen Verbeugung.

Stefanie trat ein, ein harmloser Beobachter konnte auf die Idee kommen, sie habe gelauscht.

„Sie wollen gehen, mein lieber Herr Krüger? Aber davon kann gar keine Rede sein! Mein Mann würde mir niemals verzeihen, wenn ich Sie nicht miteinander bekannt machte. Also bitte, ziehen Sie die Handschuhe wieder aus, und folgen Sie mir zu einem einfachen Frühstück. Wo wollen Sie denn hin, Dita? Toilette machen? Bitte, bleiben Sie nicht zu lange! — Mein armer Freund," sagte sie im Speisezimmer zu James, als sie ihn zum Sitzen nötigte, „ich brauche nicht zu fragen, wie Ihre Mission verlaufen ist."

Er sah sehr gereizt aus. „Nein, wahrhaftig nicht, gnädige Frau, unter diesen Wunsch muß ich endgültig einen Strich ziehen."

„Das Herz kostet es Sie nicht,“ entgegnete sie mit einem prüfenden Blick in sein Gesicht.

„Nein, aber es ist nicht angenehm, abgewiesen zu werden.“

„Mir dürfen Sie keinen Vorwurf daraus machen,“ sagte sie bekümmert, „auch Ihre teure Frau Mutter nicht; wenngleich es mich drückt, daß Dita gerade in meinem Hause ihr Herz verloren hat.“

„Wir sind weit entfernt davon, gnädige Frau.“

„Sie täten mir einen großen Gefallen, wenn Sie sich uns heute abend anschlössen, wir wollen ins Opernhaus. Da können Sie dann mit eigenen Augen sehen, ob ich zuviel gesagt — ob ich mich vielleicht getäuscht habe — Baron Antlau wird mit von der Partie sein.“

„Ich weiß doch nicht recht ...“ brachte er zögernd heraus.

„Wollen Sie den Eifersüchtigen — den Zerschmetterten spielen?“ fragte sie mit einem naiven Lächeln, „ich glaube nicht, daß es sich lohnt. Nein, zeigen Sie Dita, daß sie in Ihnen einen ganzen Mann verschmäht hat.“

James sagte zu, und Theo lächelte zufrieden, als er von der Verabredung für den Abend erfuhr.

„Merkwürdig,“ dachte Stefanie, „ich glaubte, er würde unangenehm werden.“ —

Cedrik wunderte sich nicht wenig über die kühle Art und Weise, in der Dita seine Begrüßung erwiderte. Seit ihrem letzten Zusammentreffen vor dem Brynkenschen Hause hatte er sich in Gedanken viel mit ihr beschäftigt und war schließlich zu dem Resultat gekommen, sie und sich als zu-

sammengehörig anzusehen. Stefanie mußte sich schließlich mit der vollzogenen Tatsache abfinden. Er war in diesem Punkt grausam, wie es Männer stets gegen Frauen sind, von denen sie sich zwar geliebt wissen, die ihnen aber hinderlich auf dem Wege des Glückes sind, den sie für sich einzuschlagen wünschen. Der Dank für alles das, was Stefanie ihm je gewesen und noch war, erstarb völlig in dem Bewußtsein der Unbequemlichkeit, die jetzt daraus für ihn erwuchs, da er beabsichtigte, um Dita zu werben. Mit den Gefühlen eines Siegers war er heut abend in die Oper geeilt, und nun fand er Dita so schroff verändert und Mr. James Krüger in ihrer Begleitung, Grund genug, ihm die Laune zu verderben.

„Was führt denn diesen spitznasigen Halunken aus seinem Kaffeesackheim zu euch?" fragte er wütend seinen Vetter, „das ist doch eine sonderbare Art, in solcher Weise jemand zu überfallen."

Theo lachte. „I, den Deubel, lieber Junge, so würdest du nicht reden, wenn du an seiner Stelle wärst und ahntest, daß dir jemand eine reiche Cousine vor der Nase abfangen wollte. Ich habe meine gute Frau da im Verdacht, etwas das Prävenire gespielt zu haben; ihr Herz hing ja an diesem Projekt."

„Und sie scheint ihren Schützling bekehrt zu haben," meinte Cedrik, sich ärgerlich auf die Lippe beißend. „Wenigstens unterhält sich Dita ganz vorzüglich mit diesem hergeschneiten Herrn Vetter, was sie doch kaum täte, wenn sie ihm einen Korb gegeben hätte oder geben wollte?"

Brynken zuckte die Achseln. „Du hast auch unsinnig lange Zeit zum Besinnen gebraucht."

In der Tat bestand Ditas ganze Unterhaltung mit James in der Beantwortung einer direkt an sie gerichteten Frage, denn ihr war es ebenso peinlich mit dem abgewiesenen Freier zu sprechen, als Cedriks Blicken zu begegnen. Jenen bittenden, zornigen, werbenden Blicken, die ihr beim erstenmal das Blut in die Wangen getrieben, und nun ihr Herz beständig in höherem Klopfen erhielten, obgleich sie

entschlossen war, ihm durch ihr jetziges Verhalten keinen Grund zu geben, sie etwa für kokett zu halten.

Als die Oper begann, sicherte sich Cedrik den Platz hinter Dita. So sehr er über ihre geflissentliche Nichtbeachtung empört war, so reizte ihn dies Spiel doch auch wieder. Daß er im Ernst nur die Hand nach ihr auszustrecken brauchte, um sie sich zu gewinnen, glaubte er seit ihrer letzten Begegnung ganz bestimmt. Während der Ouvertüre beugte er sich zu ihr herab. „Darf ich Sie auch einmal gelegentlich an meine Gegenwart erinnern, gnädigstes Fräulein?“ fragte er halblaut.

Sie sah flüchtig an ihm vorüber. „Wir haben uns ja schon vorhin begrüßt.“

„Ja; aber so kühl, so förmlich! Warum?“

Sie schwieg und blickte auf ihre Armbänder herab.

„Ich hatte mir unser Begegnen anders gedacht.“

Wieder Schweigen.

„Ich hatte mich darauf gefreut und so manches auf dem Herzen, das mir kaum Ruhe ließ bis heute.“

Immer noch kein Wort.

„Womit habe ich mir denn Ihr Mißfallen zugezogen? Sind Sie mir böse?“

Sie schüttelte leicht den Kopf, aber immer noch ohne ihn anzusehen, ohne zu sprechen.

„Aber aus welchem Grunde sind Sie denn heute so anders wie sonst? Ist etwa der Herr Vetter . . .“

„Stille doch, Cedrik! Welch eine Ungezogenheit, während der Aufführung Konversation zu machen und andere zu stören!“ rief Stefanie scharf.

Ihre Augen trafen ihn, ein wahres Feuerwerk von Zorn sprühte ihm daraus entgegen.

„Teufel,“ sagte er sich betroffen. Und dann kam er der Wahrheit sehr nahe, indem er dachte, daß Stefanie vielleicht in derselben liebenswürdigen Art mit Dita gesprochen und ihn zum Gegenstand ihrer Erörterungen gemacht haben könne. Ein heftiger Ärger durchfuhr ihn, nahm ihm allen Dank, alles Mitleid und beherrschte ihn ganz.

„Was klammert sie sich so an mich?“ dachte er erzürnt. „Sollte sie nicht froh sein, ein Ende zu machen? Immer kann ich doch nicht an ihrer Schleppe hängen.“

Er sah so ärgerlich und gekränkt aus, daß Ditas Herz sich in freudigem Schreck zusammenzog, als sie einen flüchtigen Blick in sein Gesicht warf. Daß ihm ihre geflissentliche Nichtbeachtung so nahe gehen würde, hatte sie doch nicht gedacht.

Im Zwischenakt, als sie ihre Loge verließen, machte er noch einmal den Versuch, sich Dita zu nähern.

„Es geht Ihnen doch gut?“ fragte er, sich in der zärtlich besorgten Art zu ihr beugend, die ihm so leicht das Herz der Frauen gewann. „Ihr Fuß hat sich nachher doch nicht verschlimmert? Es kommt mir vor, als sehen Sie blaß und abgespannt aus.“

Sie blickte schüchtern errötend zu ihm auf.

„Nein, danke, ganz und gar nicht.“

„Kommen Sie fort, Dita, es zieht hier abscheulich,“ rief Stefanie, ihren Arm ergreifend, „lassen Sie diesen Allerweltscourmacher hier stehen und opfern Sie ihm nicht Ihre Gesundheit.“

„Hier zieht es?“ wiederholte Cedrik ungläubig

„Jawohl, es zieht. Wenn Sie es nicht empfinden, so sind Sie eben dickhäutiger als wir,“ gab sie ihm ungezogen zurück.

„Gnädigste Cousine, möchten Sie Ihre Ungnade nicht an einem würdigeren Gegenstand auslassen als an meiner Wenigkeit?“ fragte er, durch ihren Ton in Gegenwart des Fremden geärgert. „Ich eile, Theo zu finden, der zweifellos das erste Anrecht darauf hat.“

Sie lachte boshaft hinter ihm her und wandte sich befriedigt an James, ohne sich weiter um Dita zu kümmern, die langsam hinter dem Paar herging.

Auf einmal tauchte Brynken an deren Seite auf.

„Was haben Sie denn nur mit meinem armen Vetter gemacht, gnädiges Fräulein? Eben ist er so rabiat an mir vorübergestürzt, daß er mich gar nicht sah.“



„Darf ich Sie auch einmal gelegentlich an meine Gegenwart erinnern, gnädiges Fräulein?“ fragte er halblaut. (S. 131).

„Ich? Nichts! Da müssen Sie Stefanie fragen.“

Sie lächelte ein wenig, aus Höflichkeit für den Gatten, obgleich sie das Benehmen Stefanies auch entrüstet hatte.

Brynken blieb ernst; langsam zog er den langen Schnurrbart durch die Finger.

„Man soll niemals wissentlich ungerecht sein, gnädiges Fräulein.“

Sie schüttelte leicht den Kopf. „Ich glaube, Sie sehen da mehr als selbst Baron Antlau.“

„Hm,“ brummte er. Aber er sah aus Ditas Gesicht, daß sie beunruhigt war und ihr Gewissen sich mit dem Herzen verbunden hatte, mehr wollte er nicht. —

„Wie gefällt Ihnen Ihr Nebenbuhler?“ fragte Stefanie inzwischen spöttisch ihren Begleiter.

Er zuckte die Achseln. „Einer von denen, die die Welt zu beherrschen glauben,“ sagte er geringschätzig.“

„Das ist ja ein phänomenales Kompliment, sofern Sie es im Ernst meinen.“

„Gewiß meine ich es im Ernst. Diese Herren mit ihren leuchtenden Farben, blitzenden Knöpfen und der gewohnheitsmäßigen Miene des Siegers, sind vom Staat, von der Gewöhnung der Massen einmal an den ersten Platz gestellt, gleichviel, ob sie ihn verdienen; uns anderen bleibt nichts übrig, als sich dem Unabänderlichen zu beugen.“

„Sie lieben das Militär nicht?“

„Aus Naturnotwendigkeit nicht, gnädige Frau.“

„Aber —“ begann sie zögernd, „wenn nun Dita wirklich Ernst macht, würden Sie etwa dann ja sagen?“

„Ich bin ihr Vormund nicht,“ entgegnete er mit der Miene eines Mannes, der endgültig mit einem Plane gebrochen. „Mag sie es immerhin mit einem dieser breitspurig auftretenden Vertreter des bevorzugtesten Standes in Deutschland versuchen — die Dornen wird sie selbst am besten finden. Übrigens gestehe ich Ihnen gern, daß dieses Exemplar hier wenigstens äußerliche Vorzüge besitzt.“

„Sehr gütig, daß Sie das anerkennen! Er ist aus dem edelsten Blut, gehört einem der vornehmsten Regimenter an

— deshalb, mein lieber Herr Krüger, da wir einmal in Deutschland leben, ist Dita trotz ihres Reichtums für ihn eine Mesalliance."

„Wir aus dem freien Amerika haben darin unsere eigenen Anschauungen; knechtisches Sichbeugen kennen wir nicht. Selbst ist der Mann."

„Ganz gut, ganz gut," wehrte sie gereizt, „aber Sie sprechen zu einer Aristokratin, die nichts von Ihrem freien Amerika wissen will.

Er verbeugte sich stumm. „Gnädigste Frau, ich habe Sie für freieren Geistes gehalten."

Unwillig krauste sie die Stirn. „Nein; ich bin gar nicht frei, in diesem Punkt nicht! Etwas muß der Mensch haben, woran er sein Herz hängt. Mir sind es Tradition, Name, Stellung. Und wenn mir das Leben einmal alles nehmen sollte, wenn ich elend zugrunde ginge, das Bewußtsein, zu den Bevorzugteren des Landes gehört zu haben, kann mir doch niemand rauben."

Er sah sie mit seinen hellen, kühlen Augen erstaunt an, ohne zu ahnen, daß dies die einzige Stelle im Herzen der Frau war, die sie sich rein erhielt, um in der Verzweiflung doch nach etwas greifen zu können, was sich nicht als Zunder und Plunder erwies, sobald sie es prüfte.

Cedrik von Antlau war inzwischen zu zwei Kameraden getreten, die die Loge ihnen gegenüber inne hatten; lebhaft stürzte der jüngere, Graf Gerlach, auf ihn zu.

„Wer ist das schöne Mädchen drüben, Antlau?"

„Fräulein Krüger," antwortete er lakonisch.

„Ewig schade, daß sie bei Brynkens ist. Da muß man sich doch besinnen, ehe man sich vorstellen läßt . . . Sie wissen, ich kann Brynken nicht leiden . . ." entschuldigte er sich vor dem Kameraden.

Cedrik lachte gereizt. „An Ihnen, mein lieber Gerlach, scheitert die Sache weniger als an mir, Sie würden am Ende selbst Brynken mit in den Kauf nehmen, wenn Sie hören, daß diese junge Dame zum mindesten eine Million ihr eigen nennt."

Graf Gerlach kniff sein Monokel ein. „Verstehe, verstehe, Sie sind in der Vorhand. Na, da gratuliere ich Ihnen übrigens aufrichtig. Ein Prachtmädel, wert, daß man sich auch ohne ihre Million den Hals um sie bricht, wahrhaftig, wunderhübsch, vornehm, ganz mein Geschmack."

Cedrik wehrte lachend mit der Hand. „Zu früh, viel zu früh, lieber Gerlach! Ich setze in meine Qualifikation als Ehemann sehr wenig Vertrauen."

„Pah! Um die lohnte es sich schon, solid zu werden!"

Diese Anerkennung hatte noch gefehlt, um Cedrik auch des letzten Zweifels zu entheben; mit der unerschütterlichen Absicht, womöglich noch heute das letzte Wort zu sprechen, kam er in die Loge zurück. „Und," dachte er mit einem gewissen Gefühl des Trotzes, „selbst Stefanie soll mich daran nicht hindern."

Aber nicht Stefanie allein erwies sich seinem Vorhaben ungünstig, sondern die ganze Situation war nicht dazu angetan; selbst als man nachher noch ein gemeinsames Souper einnahm, fühlte sich Cedrik doch keinen Augenblick unbeobachtet, und Dita war bedrückt, die Anwesenheit des Vetters hatte zweifellos eine gewisse Langeweile im Gefolge. Erst beim Aufbrechen gelang es Cedrik, einen unbewachten Augenblick zu erspähen; das war als er Dita den großen hellen Pelzmantel umlegte. Da beugte er sein Gesicht tief zu dem ihrigen herab und flüsterte halblaut, ganz erregt von der langen Pein:

„Geben Sie mir nur eine Stunde — eine einzige Stunde, in der ich Sie allein sprechen kann, Dita, liebe Dita."

„Es ist unmöglich," stammelte sie erschrocken.

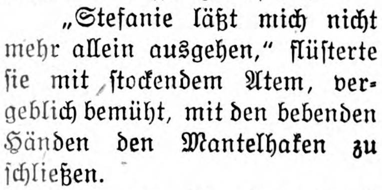
„Unmöglich? Wenn ich mit dem Einsatz meines ganzen Lebens darum bitte? Wenn Sie mich lieb haben — und ich hoffe es sehr — dann, Dita, dürfen Sie es mir nicht abschlagen. Seien Sie morgen mittag um zwei Uhr im Park, am Denkmal."

Sein heißer Atem streifte ihre Wange, ihren Nacken, seine Hände ruhten auf ihren Schultern, einen Augenblick nur und doch kamen sie ihr schwer wie Blei vor, wie eine

gewaltige Last, die sie fast zu Boden drückte. Aber zugleich mit diesem zu Boden drückenden Gewicht war eine Seligkeit in Ditas Herzen erwacht, so gewaltig, so himmelhoch jauchzend, daß sie bereit gewesen wäre, dafür freudig alles zu ertragen. Was galten ihr jetzt noch Stefanies Vorwürfe! Er liebte sie, er wollte es ihr sagen — ihr blieb nur noch eins — die Arme zu öffnen und zu sagen: „Ich bin dein — nimm mich hin — für die Ewigkeit — mache mit mir, was du willst . . .“

Aber noch sagte sie es nicht, sie zitterte nur, und er fühlte ihr Zittern.

„Dita!“ flüsterte er noch einmal. Und in diesem Augenblick dachte er wahrhaftig weder an Mitgift noch an Rennstall, er liebte sie wirklich, dies warme, lebenatmende Geschöpf, das er halb im Arme hielt, mit dem rasenden Wunsch, sie an seine Brust zu pressen und mit Küssen zu ersticken.



„Stefanie läßt mich nicht mehr allein ausgehen,“ flüsterte sie mit stockendem Atem, vergeblich bemüht, mit den bebenden Händen den Mantelhaken zu schließen.

Er murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen, dann kam ihm plötzlich ein Gedanke. „Tun Sie alles, was Theo Ihnen rät,“ raunte er ihr noch zu, dann schlossen sie sich unter Stefanies mißtrauischen Blicken den anderen an.

Brynken hatte genug gesehen, und stets imstande, den Augenblick richtig zu erfassen, sagte er rasch:

„Wollen wir morgen alle zusammen essen? Cedrik, hast du Zeit? —

Desto besser, dann um drei Uhr bei Müller, wir erwarten einander vor der Tür. Sie schließen sich doch auch an, Herr Krüger?"

„Bedaure sehr, ich will den Morgenzug nach Hamburg nehmen. Geschäfte, Herr von Brynken."

„O, das bedauere ich auch sehr," entgegnete Brynken höflich, aber innerlich froh.

James Krüger verabschiedete sich äußerst kühl von seiner Cousine; sie merkte es nicht, ihr war als trügen sie Wolken, und ihre Augen glänzten wie Sterne. Beim Abfahren beugte sich Theo noch einmal aus dem Wagen.

„Sei pünktlich, Cedrik, lieber etwas früher," rief er ihm noch zu. „Ich schicke dir die Damen genau auf den Augenblick, wenn ich selbst auch etwas später kommen sollte." —

Am nächsten Morgen, nach einer schlaflosen, in Glück und Liebe durchwachten Nacht, die Ditas Züge förmlich verklärt hatte, war sie sehr erstaunt, von Brynken die Bemerkung zu hören, sie sähe blaß und abgespannt aus.

„Wenn es für uns kein so großer Verlust wäre," sagte er beim Frühstück, „würde ich Ihnen den Rat geben, gnädiges Fräulein, etwas zu ruhen und unser Diner lieber nicht mitzumachen. Sie sehen mir ganz nach Migräne aus. Nicht wahr, Stefanie," wandte er sich an seine eben eintretende Frau, „Fräulein Dita hat Kopfschmerzen, man sieht es ihr an, und ich finde zu meinem großen Bedauern keinen Widerspruch, wenn sie uns nachher nicht zu Müller begleiten will."

Stefanie strich leicht mit der Hand über die Stirn des jungen Mädchens. „Wahrhaftig, Kleine, Sie fiebern, Ihr Kopf glüht. Natürlich müssen Sie zu Hause bleiben."

Dita war im stillen erstaunt; augenscheinlich wollte das Ehepaar sie nicht mithaben, und da ja keins von ihnen wußte, was zwischen ihr und Cedrik gestern abend noch geschehen, so hatte sie keinen Grund, auch nur mit einem Wort gegen ihr Zuhausebleiben zu revoltieren, so leid es ihr tat! Schon der Gedanke, Cedrik wiederzusehen, seine Stimme zu hören, seine Augen auf sich gerichtet zu wissen, hatte sie während der ganzen Nacht in einen Rausch versetzt, und nun dem ent-

sagen zu sollen . . . Unruhig bröckelte sie an ihrem Weißbrot, nach Worten suchend, um doch ihr Mitgehen zu ermöglichen; aber sie fand nichts. Noch hatte sie ja kein Anrecht an Cedrik. Mit einem Seufzer tat sie es. Doch die Erinnerung an gestern konnte ihr niemand mehr rauben; in der Einsamkeit des heutigen Nachmittags würde sie sich unausgesetzt wiederholen, wie namenlos glücklich sie sei. —

Brynken war längst fort. Nun trat auch Stefanie ein, elegant gekleidet. Eilig drückte sie Dita in den Sessel nieder, aus dem sie sich erheben wollte, und sagte mit strahlendem Gesicht: „Flink gesund werden, Kleine, Sie sehen, was beim Kranksein herauskommt: Einsamkeit und Langeweile."

Damit war sie zur Tür hinaus, und Dita sah mit Erstaunen, daß die Uhr auf dem Kamin erst ein Viertel nach zwei zeigte.

Stefanie wußte wohl, warum sie so eilig gewesen. Sie kannte Cedriks ritterliche Gewohnheit, wenn es sich um eine Verabredung handelte, immer einige Minuten früher da zu sein. —

In Ewigkeit hatten sie einander nicht mehr unter vier Augen gesprochen! Vieles hatte sich zwischen sie gelegt: Dita, Theo, die ganze Eifersucht, die Angst ihres gefolterten Herzens, und gestern abend war sie ungezogen gegen ihn gewesen.

Daß er es übel genommen, hatte sie an seinem Wesen gemerkt.

Da kam ihr Ditas Unwohlsein wie ein Schicksalswink.

Dreiviertel auf drei war sie vor Müller und ging langsam dort auf und ab. Fünf Schritte rechts, fünf Schritte links über das Lokal hinaus, weiter wagte sie sich nicht, um ihn ja nicht zu verfehlen. Sie fieberte vor Ungeduld. Aber Cedriks Uniform tauchte nirgends auf.

Drei Uhr! — Stefanie preßte ihr Taschentuch zum Knäuel zusammen. Nichts!

Plötzlich stand Theo an ihrer Seite.

„Du!" stieß sie in bitterster Enttäuschung heraus.

„Cedrik läßt sich entschuldigen, ich sprach ihn eben, vor fünf Uhr kann er kaum hier sein."

„Du sprachst ihn?" fragte sie mit instinktivem Argwohn. „Warum kann er denn nicht eher kommen?"

„Ich weiß es nicht. Er gab sich sehr geheimnisvoll. Aber da ich Hunger habe, laß uns hineingehen."

Sie folgte ihm schweigend, darüber nachgrübelnd, wie sich doch jetzt alles gegen sie verschwor. Ihre Heiterkeit war längst verschwunden.

Theo aß und trank, es schmeckte ihm augenscheinlich vorzüglich, zum Schluß bestellte er eine Flasche Champagner. Als der Eiskühler zwischen ihnen stand, aus dem die goldhalsige Flasche einladend heraussah, sagte er scherzend: „Ich sehe gar nicht ein, warum wir uns das nur in Gesellschaft anderer leisten sollen. Allein schmeckt es uns ebensogut. Auf dein Wohl also, Kind."

Sie nickte ihm zerstreut zu, ihre Augen wanderten zwischen dem Zifferblatt der Uhr, die sie erspäht hatte, und dem tiefen, breiten Fenster, das Cedrik passieren mußte, rastlos hin und her. Erbarmungslos lief der Zeiger weiter. Ein unaussprechliches Gefühl von Furcht und Enttäuschung schnürte ihr das Herz zusammen.

Theo trank sein Glas bis zum letzten Tropfen aus, dann stellte er es wieder hin und wandte sich an seine Frau. „Du wunderst dich, wo Cedrik bleibt," sagte er nach einem flüch-

tigen Blick in das mäßig besetzte Lokal, „jetzt brauche ich kein Hehl mehr daraus zu machen. — Er kommt nicht, weil er in diesem Augenblick in unserer Wohnung neben Dita sitzt und sich mit ihr verlobt hat.“



Sie stieß einen unartikulierten Laut aus, schnellte auf und sah ihn mit funkelnden Augen an, ihre Lippen öffneten sich und schlossen sich dann wieder, ehe ein Laut sich ihnen entrang. Theo hatte mit eisernem Griff den Arm seiner Frau erfaßt und hielt ihn fest.

„Menagiere dich, wenn ich bitten darf, und bedenke,

daß wir unter Menschen sind! Darum gerade wählte ich diesen Ort, um mit dir zu sprechen."

„Teufel! — Teufel du!" stieß sie zwischen den zusammengepreßten Zähnen heraus, buchstäblich flammten ihre Augen, aber dann sank sie leichenblaß in den Stuhl zurück.

Er lockerte den Druck ein wenig.

„Wenn du das unter einem vernünftigen Menschen verstehst, der genau zu überlegen, Konsequenzen zu ziehen und danach zu handeln weiß, selbst auf Kosten kindischer Sentimentalitäten, dann soll mir diese Bezeichnung nicht unlieb sein," gab er vollkommen ruhig zurück. „Sei vernünftig, Stefanie. Deine Idee, Dita an ihren Vetter zu verkuppeln, nachdem sie ihm schon einmal einen Korb gegeben, war einfach töricht. Zwanzigtausend Mark klingen ja ganz schön, aber was sind sie denn in Wahrheit? Für uns nicht mehr als ein Tropfen auf einen heißen Stein. Unsere Existenz steht auf tönernen Füßen. Zwischen heut und morgen kann man uns auf die Straße setzen. Was dann? Weder dir noch mir bietet sich die geringste Chance zu einem neuen Aufbau. Ich spiele im Klub mit Glück, nun ja! Aber ich kann doch das Glück nicht immer an meine Fersen heften, und magst du von mir denken wie du willst, für so anständig wirst du mich doch noch halten, daß meine Hände rein sind vom corriger la fortune, wenn ich dir auch zugebe, daß dieser ewige Kampf ums Dasein moralisch nicht sehr erhebend wirkt. Not tut uns eine geregelte Existenz; eine Existenz, die uns ermöglicht, sorgenlos zu leben wie es unseren Gewohnheiten entspricht, nicht mit der kleinlichen Angst um das Morgen. Dazu hatte ich mir Dita ausersehen, und mein Plan ist geglückt, Gott sei Dank, sage ich!"

Sie hatte im Stuhl gelegen, teilnahmlos, bleich, mit erloschenen Augen und Händen, schwer und kalt wie Blei. Wenn sie nur hätte aufstöhnen können, laut hinausschreien, um die wahnsinnige Last los zu werden, die sich ihr auf die Brust gewälzt hatte. Aber es war ja ihr Gatte, vor dem sie ihren Schmerz, ihre Verzweiflung vor allen Dingen geheimhalten mußte.

Erst als er aufhörte zu sprechen, wandte sie ihm ihr blasses Gesicht zu. Die enge Gemeinschaft der Ehe, die ja auch zwischen den ungleichartigsten Wesen ein Band der äußeren Interessen schlingt, mag sonst zwischen ihnen stehen, was will, verleugnete sich nicht.

„Was meinst du?“ fragte sie, und der Ton ihrer Stimme klang heiser, als ringe sie mit dem Ersticken.

„Dita ist ein reiches Mädchen, und ein gutes Ding dazu,“ fuhr er fort, froh, seine Frau gefaßt zu finden, „ewig kann Cedrik doch nicht an deiner Schleppe hängen, da ist es dann besser, wir verheiraten ihn und behalten die Hand im Spiel. Du kennst seine Sportpassion; ein Rennstall war der Traum seines Lebens. Mit Ditas Vermögen kann er sich diesen Wunsch erfüllen und wird es tun. Aber der Dienst kostet ihn eine gewaltige Menge Zeit, deshalb trete ich mit ihm in ein Kompaniegeschäft, verstehst du das?“

„O ja, das heißt er bezahlt die Differenz,“ entgegnete sie aufhorchend.

„Nicht doch! Er bezahlt und hat das Vergnügen, ich die Last, indem ich Pferde kaufe, Trainer engagiere und reite. Der Profit kann nicht ausbleiben, da wir es aushalten können. Mir hat ja nur das Kapital gefehlt, um im großen arbeiten zu können, mit Ditas Geld hinter uns hat das keine Schwierigkeiten mehr. Unsere Existenz ist gefestet. Du brauchst dann keine Similibrillanten mehr mit dem Aplomb der großen Dame zu tragen, mein erstes wird sein, dir echte zu Füßen zu legen. Sei jetzt also vernünftig, Stefanie, handle in unserem Interesse.“

„Was soll ich tun?“ fragte sie leise. Alles in ihr war zerbrochen.

„Nicht viel, Kind. Sei liebenswürdig gegen das Brautpaar, erwecke in Dita die Überzeugung, daß sie dir dankbar sein muß, da sie dir ihr Glück dankt.“

„Du glaubst, daß er sie liebt?“ fragte sie wie abwesend und wischte sich mit dem Tuch die Stirn und die ausgetrockneten Lippen.

Er zuckte die Achseln. „Lieben! Kind, das ist auch eine

jener überflüssigen Sentimentalitäten, die nur da sind, um die Vernunft zu verwirren. Momentan ist er natürlich verliebt in sie. Aber nach der Brautzeit kommt die Ehe mit ihrer Alltäglichkeit, Cedrik ist ein Mensch ohne alle Energie, dem Eindruck des Augenblicks preisgegeben, für seine Treue stehe ich nicht, wenn er erst seinen Rennstall hat."

Sie atmete auf. Langsam gewannen ihre Augen wieder Leben, ein schwacher, schwacher Hoffnungsstrahl zeigte sich ihr, aber doch genügend, um sie nicht ganz verzweifeln zu lassen.

„Wollen wir jetzt nach Hause gehen?" fragte er, die Uhr ziehend. „Zu früh kommen wir in keinem Fall mehr."

„Er wird ihn ruinieren," dachte sie, als sie schweigend im Wagen lehnte, „aber das wird sie mittreffen, die Verhaßte, und ich . . . ich werde auf die Zukunft warten, hoffen, und darum alles ertragen." Und gewaltsam drückte sie die Hand auf das verwundete Herz.

XI.

Aus dem Traumzustand, in den Dita die Erinnerungen versenkt hatten, war ein leichter Schlaf geworden. Die Aufregung der letzten Tage, die Stille ringsum machten sich geltend.

Aus dem Bambusstuhl aufstehend, hatte sie sich auf die Chaiselongue gelegt, wohlig die weiche Wange in das weiße Fell drückend und sich ganz einer süßen Mattigkeit hingebend.

Hartnäckig hafteten ihre Gedanken allerdings immer nur an einem Gegenstand, ob wachend oder schlafend: Cedrik. Sie sah ihn vor sich, so leibhaftig, daß sie die Augen schloß, um das liebe Bild ja recht festzuhalten.

Und nun fuhr sie plötzlich auf, mit schlagendem Herzen und fiebernden Pulsen, gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie die Tür sich öffnete und er wirklich auf der Schwelle erschien. War es kein Traum?

Sie hatte kein Klingeln gehört, niemand hatte ihr eine

Meldung gemacht, so blieb sie halb aufgerichtet, die Hand in das Fell gestützt, unbeweglich sitzen und sah ihn an mit vom Schlaf geröteten Wangen, halb geöffneten Lippen, und Augen, in denen es vor seliger Überraschung glänzte und flimmerte, als sähe ein Kind zum erstenmal den Weihnachts-



baum. Er hatte noch den Säbel umgeschnallt, die Mütze in der Hand, mit einem Scherzwort hatte er zuerst seinen Überfall erklären wollen; plötzlich aber entschwand ihm der Gedanke an das alles. Er stürzte vorwärts, kniete neben der Chaiselongue nieder, umfaßte das bebende Mädchen und flüsterte:

„Dita! Dita! Endlich habe ich dich! Endlich halte ich dich! Mein nun — mein fürs Leben.“

Und dann küßte er sie und preßte sie an sich mit dem ganzen Ungestüm seiner erwachten Leidenschaft.

Sie regte sich nicht. Ganz willenlos ergab sie sich dem Zauber, der so berauschend über sie hinstürmte. Ihr Empfinden war so rein, so heilig, ein stummer Schwur, das große ungeahnte Glück zu verdienen, ein heißer leidenschaftlicher Dank an den Mann, der es ihr schuf — daß sie kein Maß, weder für die Zeit, noch für dasjenige hatte, was seine Liebkosungen ausdrückten. Er küßte ihre blühenden Lippen, hielt sie immer fester und fester.

Endlich ließ er sie los, richtete sich auf und sprang auf die Füße.

„Dita, Liebling," sagte er mit einem frohherzigen Lachen. „Der infame Säbel! Braun und blau hat er mich gedrückt, während ich auf den Knien neben dir lag, daran kannst du die Stärke meiner Liebe zu dir ermessen, daß ich dies Martyrium ohne zu zucken aushielt. Aber nun soll er mich nicht länger stören."

Er schlug den Waffenrock empor und löste die Koppel; sie sah ihm zu, schweigend, mit einem Lächeln auf den Lippen, ohne ihre Stellung zu verändern, noch immer wie berauscht von dem großen Glück, das ihr zuteil geworden war. Nun setzte er sich neben sie, nahm ihre Hand und küßte sie, tändelnd, neckend, einen Finger nach dem andern.

„Sprich doch ein Wort, Dita, mein Liebling, liebst du mich?"

Ihre Augen erweiterten, ihre Lippen öffneten sich, heißes pulsierendes Leben kam in ihre bewegungslose Gestalt.

„Mehr als ich dir sagen kann. Mehr als mein Leben."

Welch ein seltsamer, vibrierender Ton das war! Cedrik blickte betroffen auf. An ihren Wimpern hingen zwei schwere klare Tropfen. Er küßte die feuchten Augen. Die eigentliche Ursache dieser Tränen, das plötzliche, überwältigende Glück, die Heimat, die die Verlassene, Einsame vor sich erstehen sah, ausgefüllt von dem geliebtesten Menschen der Erde, die begriff er nicht.

„Weinen, Liebling?“ fragte er neckisch und strich über ihr dichtes, rotbraunes Haar. „Das ist nicht nötig. Aber wissen möcht' ich, wie lange du mir eigentlich gut bist, und warum du gestern so ausgesucht abscheulich gegen mich warst.“

Sie lehnte ihren Kopf an seine Brust. „Wie lange ich dich liebe?“ flüsterte sie bewegt. „Ach, ich glaube, so lange ich dich gesehen . . .“

„Halt!“ unterbrach er sie lachend. „Jener erste Abend — weißt du es noch? Du wolltest mir nicht einmal zu trinken geben.“

Sie richtete den Kopf auf und sah ihn errötend an. „Es ging gegen mein Gefühl, verzeih, Cedrik, ich konnte nicht anders.“

„Es gefiel mir eigentlich von dir! Unter zwanzig hätten es fünfzehn getan. Aber meine Dita vergab ihrer Würde nichts.“

„Ach, das ist nur mein Gefühl, das mich so handeln lehrt.“

„Und dein Gefühl hat dir geboten, mich dann zu lieben?“ fragte er wieder neckend.

„Bis in die Ewigkeit — bis in den Tod!“ sagte sie tief aufatmend. „Auch wenn du dich nie um mich gekümmert hättest, meine Liebe wäre dir doch durch das ganze Leben gefolgt.“

Er sah sie überrascht an. „Ist es möglich? Wer hätte das in dieser zurückhaltenden, ernsthaften jungen Dame gesucht?“

Sie ergriff seine beiden Hände. „Die Liebe ist göttlich, sie braucht keine Nahrung um zu gedeihen, sie ist rein, Cedrik und verlangt nichts für sich.“

Er lächelte verstohlen und strich den Bart. Welch anderes Gesicht hatte ihm die Liebe oft gezeigt! Aber Ditas Worte erfreuten ihn.

„Und wenn ich nun nicht gekommen wäre, Liebste? Sauer genug hast du es mir gemacht.“

Sie errötete heftig. „O Gott, Cedrik, Stefanie . . .“

„Ja, ja, ich kann mir's denken,“ wehrte er ab.

„Wie bist du denn überhaupt hereingekommen?“ fragte sie plötzlich mit großen Augen. „Und ich — im Negligé . . .“

Jetzt erst kam ihr die Wirklichkeit zur Besinnung. Sie sprang auf.

„Laß doch, Liebling, laß! Keine törichte Scheu. Theo sagte mir schon, wie reizend du im Hause aussähest, nun — und was Theo ansehen kann, darf doch noch viel mehr dein zukünftiger Gatte. Er hat übrigens recht, der Kerl . . .“ und dabei sah er sie mit unverhohlener Bewunderung an. Aber einer erneuten Umarmung wich sie geschickt aus.

„Ich bitte dich, Cedrik, setze dich,“ sagte sie so bestimmt, daß er ihr gehorchte, während sie sich entfernter von ihm auf die Chaiselongue niederließ, „und erzähle mir weiter.“

Er mußte sich mit ihrer Hand begnügen.

Lachend berichtete er von Theos Komplott, und daß Brynkens jetzt wahrscheinlich bei Müller ein Glas Champagner auf das Wohl des Brautpaares leerten.

Dita seufzte. „Wär's nur der Fall! Aber ich glaube, Stefanie kann mich nicht leiden, sie hält mich nicht für wert, deine Frau zu werden.“

Er sah sie überrascht an; aber Ditas bekümmertes Gesicht gab Zeugnis, daß ihre Worte nur das ausdrückten, was sie meinte.

„Kümmere dich darum nicht,“ sagte er leichthin. „Die Hauptsache ist doch, daß wir glücklich sind. Bist du glücklich, Dita?“

Sie sah ihn nur an. Mehr als Worte sprach der Blick.

„Und wenn dir Stefanie tausendmal gesagt hat, ich sei ein Scheusal, du glaubst ihr doch nicht ganz! Was?“

„Ich wünschte, das Leben verlangte einmal einen Beweis von mir, wie heiß und innig und unaufhörlich ich dich liebe,“ entgegnete sie ernst. „Ich würde ihn nicht schuldig bleiben.“

Natürlich nahm er sie in seine Arme und küßte sie wieder und flüsterte tausend Liebesworte in ihr Ohr.

Endlich fuhr Dita auf. Brynkens kamen nach Hause. Aber nur Theo trat mit ausgestreckten Händen dem Braut-

paar gratulierend entgegen, Stefanie hatte heftige Kopfschmerzen und mußte sich erst etwas erholen. —

Am Abend feierte man Verlobung. Dita war in großer Toilette, auch Stefanie, die zwar bleich und elend, aber so vollkommen beherrscht aussah, daß nicht einmal Cedrik einen Blick von ihr auffing. Nur still war sie, unheimlich still, und alle drei empfanden, wie sonst eigentlich nur von ihr die Anregung und Heiterkeit ausging.

„Stille vor dem Sturm,“ dachte Cedrik unbehaglich, als er einmal ihr totenhaft starres Gesicht streifte. Es wurde Sekt getrunken und das Brautpaar leben gelassen, aber trotzdem kam keine rechte Stimmung auf. Dita hatte Stefanies Hand so dankbar gedrückt, aber kein Entgegenkommen gefühlt. Sie war großherzig genug, ihr keins der bösen Worte mehr nachzutragen, weil sie wider Erwarten so glücklich geworden war.

XII.

Desto drückender hatte Cedrik die Situation empfunden. Das war ja doch eine ganz infame Geschichte, daß Stefanie die Sache so ernst genommen! Ja, traue nur einer diesen Weibern! Mit dem Munde immer vorweg, schwatzt von Treulosigkeit und Leichtfertigkeit, nimmt den Hautgout der Modernität für sich in Anspruch, und ist schließlich, wenn es darauf ankommt, genau dieselbe wie vor hundert Jahren, das heißt gefühlsselig und hartnäckig im Lieben wie nur eine! — Er machte sich jetzt doch Vorwürfe, daß er vorher nicht mit ihr gesprochen, daß er sie gewissermaßen überfallen . . . aber schließlich, lieber Gott, man war doch auch ein Mensch, und hatte die Pflicht gegen sich selbst, Unannehmlichkeiten nicht gerade aufzusuchen. Nun war die Sache einmal geschehen, Dita seine Braut . . . Stefanie m u ß t e sich eben darein finden. Das Niederträchtige war nur, daß ihm jede Liebkosung seiner Braut in Stefanies Gegenwart peinlich wurde. Ihre starren Augen vergällten ihm jeden Kuß,

aber — zum Donnerwetter, er wollte sich seine Brautzeit nicht vergällen lassen. Was tat er denn da nur am besten?

So grübelte er auf dem Heimweg, so grübelte er den ganzen nächsten Morgen während des Dienstes. Daß Stefanie ihn liebte, hatte er immer gewußt und sich daran erfreut, aber er hatte es für eine Liebe gehalten, wie sie ihm bisher meist begegnet war, leicht geknüpft, leicht gelöst, mit einem kleinen Stich in das Frivole; so eine Liebe hätte sich beschwichtigen lassen. Diese hier war ihm unangenehm und erschreckte ihn. — Und nun mußte er an Hans Henning schreiben.

Hatte er doch nicht einmal mit einer teilnehmenden Zeile auf Genias Erkrankung, die ihm der Bruder gemeldet, geantwortet. Es fiel ihm jetzt auf die Seele, aber . . . die Kleine war ja auch so gesund geworden. Und Hans würde nicht viel gegen seine Wahl haben. Er erinnerte sich ja, wie sehr Dita ihm damals zu gefallen schien; und nun mußte er lachen, als er daran dachte, daß er selbst seine jetzige Braut Hans Henning damals angeboten hatte. Das war doch eigentlich spaßhaft. —

Sein Bursche erwartete ihn vor der Tür und kam ihm entgegen. „Herr Leutnant, eine Dame ist da!"

„Wo?" fragte Cedrik in der ersten Überraschung.

„Ich habe sie in des Herrn Leutnants Wohnzimmer gelassen, sie wartet dort."

Cedrik murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen. Das fehlte gerade noch. Wütend riß er die Türe auf. Dann prallte er zurück.

„Stefanie?" stotterte er.

Aus dem Stuhl vor seinem Schreibtisch hatte sich eine kleine, schmale, schwarzgekleidete Gestalt erhoben, den Schleier zurückgeschlagen und starrte ihn mit brennenden, dunklen, tief umschatteten Augen an.

„Was wollen Sie hier, bei mir?" fragte er, ganz aus dem Gleichgewicht gebracht, eilig auf sie zugehend. „Um Gottes willen, wie rasend, rasend unvorsichtig, Stefanie!"

Er stürzte an den Eingang und schloß doppelt ab, auch

die Tür zu seinem Schlafzimmer. Inzwischen gewann der Zorn in ihm die Oberhand. „Sie sind unverantwortlich leichtsinnig, Stefanie,“ rief er ihr zornig zu.



Sie lächelte geringschätzig. „Ich fürchte nichts! Weder Ihre Brautschaft noch einen Skandal, noch sonst etwas. Mir ist eben alles gleichgültig. Nur eins nicht, Cedrik. Ich bin her-

gekommen, um Ihnen zu sagen, daß Sie gemein an mir gehandelt haben."

Er trat dicht vor sie hin und sah sie mit flammenden Augen an. „Hüten Sie Ihre Zunge, Stefanie."

„O ja, das Wort scheut ihr, aber die Handlung nicht. Das kenne ich ja." Sie zog langsam den einen abgezogenen Handschuh durch die entblößten Finger und sah ihm furchtlos in das Gesicht.

„Sie sind ein Weib . . . und deshalb . . ." sagte er endlich.

„Deshalb kann ich Ihnen die Wahrheit sagen," ergänzte sie, „ja bei Gott, das werde ich! Ihr Männer glaubt der Frau, die sich euretwegen vergißt, nichts mehr schuldig zu sein, wenn der Rausch der Leidenschaft einmal verflogen ist. Ihr wähnt euch frei und erkennt unserem Geschlecht gegenüber keine weitere Schuld mehr an. — Warum vergaß sie sich!? — Damit seid ihr fertig. Was ihr euch aber für Mühe gegeben habt, ehe ihr so weit gelangtet, was für eine Summe von Lüge, Heuchelei, List und kaltblütiger Berechnung ihr aufgewendet, um uns euch geneigt zu machen, das vergeßt ihr. Wir sollen Herz haben, wenn es euch paßt, und keins, wenn es euch unbequem zu werden droht. — Unser Herz ist aber ein selbständiges Ding, das sich nicht auf Kommando in den Winkel werfen läßt, und ihr habt die Pflicht, dem Rechnung zu tragen."

„Stefanie," sagte er bedrückt, denn ihre scheinbare Ruhe war ihm äußerst unbehaglich, „es hat mich wahrhaftig viel gekostet, daß ich so gewissermaßen hinter Ihrem Rücken handeln mußte. Aber Sie waren so unvernünftig, feindselig sogar . . . Reichen Sie mir nun die Hand, Cousinchen, und seien Sie lieb, wir bleiben die alten — das heißt, meine Freundschaft für Sie . . ."

Er stotterte und wurde verlegen; sie trat ihm mit einem einzigen Schritt ganz nahe und sah ihm starr in die Augen.

„Lieben Sie sie, Cedrik? Lieben Sie sie so, wie Sie mich geliebt haben? Beim allmächtigen Gott, sagen Sie mir dies eine Mal die Wahrheit."

Ihre Ruhe war fort, sie zitterte und bebte; wie in Fieberkälte schlugen ihre Zähne zusammen. — Er sah sie an, und das Bild vergangener Tage stieg vor ihm auf, nein . . . so wie einst diese Frau — liebte er Dita nicht! — Es freute ihn fast, ihr das sagen zu können, denn ein unendliches Mitleid erfaßte ihn plötzlich für sie, für das ganze wehrlose Geschlecht, das dulden muß und keine anderen Waffen besitzt als Tränen und Klagen.

Langsam schüttelte er den Kopf. „So liebe ich sie nicht," gestand er leise.

Und da schrie sie auf. Halb ein Schluchzen, halb ein Jubelruf. Sie warf sich an seine Brust und umklammerte ihn mit Gewalt. „Ich wußte es! Dies blutlose Geschöpf kann dir nichts sein!"

„Stefanie," sagte er ganz erschrocken und richtete ihren Kopf auf, während er sie unwillkürlich fester an sich schloß. „So sei doch vernünftig."

Ihre Brust keuchte, ihre Glieder flogen, die Augen brannten in fast irrem Feuer.

„Du bist krank, Stefanie," sagte er zärtlich, gerührt.

„Ich bin tausend Tode gestorben seit gestern. und so wird es mir jeden Tag gehen. Du kennst ja solche Qual nicht! — Ich glaube, ich würde es leichter überwinden . . . aber ich kann nicht — ich kann nicht!" Sie preßte die Fäuste in die Augenhöhlen. „Dich sehen zu müssen — neben ihr — sie küssend . . . mein Herz zerreißt mir."

Er sagte gar nichts mehr, er streichelte sie nur. Halb schmeichelte ihm diese elementare Gewalt ihrer Leidenschaft, halb war sie ihm unangenehm.

„Ich war einmal stolz," begann Stefanie mit erstickter Stimme, „und ich spottete über die Liebe! Ich glaubte, weil ich immer gleich das Ende sah, ich sei gefeit gegen jeden Kummer. Finden — Trennen — es mußte ja so sein! Und nun liebe ich dich, wahnsinnig — verzweifelt . . . ich kann dich nicht lassen! — Du hast die Liebe an mir gerächt."

„Liebste Stefanie, beruhige dich. Wie du aussiehst, ganz krank und elend."

„Du nimmst sie ihres Geldes wegen, nicht wahr?“ fragte sie mit einem jammervollen Blick.

Und er? Sie tat ihm so leid — er nickte stumm.

Sie richtete sich auf. Triumph brannte in ihren hohlen Augen. „Dank, Cedrik! Das soll mich trösten. Küsse mich noch einmal — so wie früher — und nun lebewohl.“ — — —

Während er sich an den Schreibtisch setzte, um einen Brief an Hans Henning zu beginnen, sah er immer noch Stefanies blasses, verzerrtes Gesicht, die weißen Hände auf der schwarzen Gewandung, die sie trug wie um einen teuren Verstorbenen, und das unkenntlich zerknüllte Taschentuch. Sie tat ihm so schrecklich leid. Er wünschte, er hätte vor Jahren an diesen Moment gedacht, vielleicht wäre er dann vorsichtiger gewesen. Vielleicht!

Da klopfte es.

„Donner und Doria,“ fuhr Cedrik auf. „Wo ist denn nur das Kamel, der Bursche, daß mich jemand hier überfallen kann . . .“

Aber sein Zorn erstarb plötzlich, denn in der geöffneten Tür erschien Hans Henning. Mit einem Freudenruf sprang Cedrik auf ihn zu.

„Alter Sohn, du, du!“ Er schloß ihn stürmisch in die Arme. Wenigstens war er des Briefes überhoben, und für die nächsten Tage würde seine Anwesenheit auf Stefanie und ihn beruhigend wirken, nachher gewöhnt man sich schon.

Bei dem herzlichen Empfang wurde Hans Henning ganz warm ums Herz.

„Ich sehe, daß ich dir nicht ungelegen komme,“ sagte er freudig.

„Ungelegen? Keine Spur! Noch nie bist du mir so gelegen gekommen.“

Und dabei fiel ihm ein, daß, wenn Hans eine halbe Stunde früher hier gewesen wäre, er Stefanie gefunden hätte und dann sicher von ihm zu allen Teufeln gewünscht worden wäre. So viel kommt auf die Umstände an.

„Nur Toilette mußt du mir zu machen erlauben,“ fuhr Cedrik heiter fort und zog die Uniform aus. „Dabei er-

zähle ich dir viel — viel, alter Hans, es ist eine Menge passiert inzwischen."

„Hoffentlich nur Gutes." Hans Henning war etwas in Erregung. Direkt nach Dita fragen mochte er nicht, und doch brannte ihm gerade das auf dem Herzen. So sprach er denn zuerst von Antlau, von Genia und Vernys, dann endlich, während Cedrik sein Kopfhaar vor dem Spiegel bearbeitete, zögernd: „Was macht Stefanie; ist Fräulein Krüger noch da?" —

„Natürlich — und wie! Höre, alter Hans, jetzt kommt meine Neuigkeit. Da — sieh einmal hier." Und er hielt ihm die Hand mit dem breiten, funkelnden Verlobungsring entgegen. „Dein Bruder Leichtfuß begibt sich ins Ehejoch." Unwillkürlich wurde seine Miene etwas melancholisch als er das sagte. „So ein kleiner goldener Reifen wiegt an der Hand ja nicht schwer, aber man hat doch Beispiele, daß er im Leben unter Umständen sehr gewichtig werden kann."

„Cedrik du? Du? Wer ist es — sag schnell."

Mit gespannter Aufmerksamkeit sah er ihm in das hübsche, leichtsinnige Gesicht, das kaum den Stempel eines hohen Gefühls trug, sondern genau so aussah wie sonst.

„Hm, Hans . . . ich hoffe, du hast nichts dagegen . . . Es ist eben — Edita Krüger."

Hans Henning sprang mit einem Ruck auf und trat ans Fenster. So wandte er seinem Bruder den Rücken. Niemand brauchte zu sehen, wie der Sonnenschein auf seinem Gesicht erlosch, wie es in dem ernsten, männlichen Antlitz zuckte. Er hatte einem Traum nachgehangen — nur einem Traum, sagte er sich. Das jähe Ende durfte ihn nicht schmerzen weil es eben ein Traum war, hielt er sich vor, während er nach Fassung rang. Aber er war so lieblich gewesen, und das Erwachen kam so jäh . . . sein Bruder hatte die Blume, nach der er sich heimlich seit Monaten gesehnt, statt seiner gepflückt . . . Was half es!?

Einen Augenblick zuckte es in ihm auf wie grünäugiger Neid . . . Aber das ging schnell vorüber — schon schämte er sich.

„Du bist so still, Hans Henning,“ sagte Cedrik endlich kleinlaut. „Ich dachte, du wenigstens würdest mit meiner Wahl einverstanden sein. Du hieltest doch so viel von ihr.“

Da wandte er sich um und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Gott segne dich, mein Bruder, mein lieber, lieber Bruder . . .“ Die Bewegung übermannte ihn, er zog ihn an sich und küßte ihn.

Der Offizier machte sich hastig frei.

„Aber Hans, gerührt wie zwei alte Weiber! Das ist lächerlich. — Nun packe ich dich auf, und du umarmst meine Braut.“

„So viel ich sie beurteile, ist sie ein Mädchen mit Gemüt und Charakter . . .“

„Und Geld, Hans.“

„Ich hoffe, das ist bei dir überhaupt nicht in Betracht gekommen.“

„I, den Teufel, alter Sohn, du sitzest auf einem verflucht hohen Pferde. Ich kann nicht leugnen, daß mir ein reiches Mädchen lieber ist als ein armes.“

„Aber du liebst sie?“ fragte Antlau eindringlich.

„Natürlich liebe ich sie. Komische Frage an einen Bräutigam! Warum heirate ich denn sonst?“

„Verzeih, Cedrik. Ich bin überzeugt, daß du dir vollkommen der Pflichten bewußt bist, die du hiermit übernommen. Du fesselst ein vertrauendes, liebendes Mädchen an dein Dasein, dem du nun Schutz und Hüter zu sein hast. Mit dem vereint du dich nun bestreben wirst, vollkommener zu werden, dich selbst zu veredeln, damit du würdig bist, einer Familie vorzustehen, die, durch dich geschaffen, an deinem Beispiel erwachsend, wieder den Grund zu einem neuen Geschlecht legt. An unseren Nachkommen hat man das Recht uns zu messen.“

Cedrik lachte lustig auf. „Laß das Dita nicht hören, alter Hans.“

„Dita würde mich verstehen, das heißt meinem Gedankengang folgen. Sie ist ein ganz vorzügliches Geschöpf,

vor deren Seele ich die größte Achtung habe. Du hast einen Schatz gefunden, Cedrik, mache dich dessen würdig."

Cedrik pfiff leise vor sich hin. „Ich glaube, sie will mich weder veredeln noch sonst anders haben als ich bin. Sie liebt mich gerade so. Ich sage dir, Hans, rührend."

„Und wie stellt sich Stefanie zu deiner Verlobung?" fragte er auf einmal interessiert.

„Wie? Na, weißt du, Hans, unter uns, ganz recht scheint es ihr nicht zu sein. Keine Frau verliert gern einen Trabanten an eine andere, und wenn sie hundert hat. Du kannst sie etwas zerstreuen."

Das klang so harmlos, Hans Henning war völlig beruhigt. — —

Errötend, fast mit einem Anflug von Schüchternheit trat ihm Dita entgegen.

„Werden Sie mich willkommen heißen?" fragten ihre Lippen, ihre Augen.

„Von Herzen, von ganzem Herzen, meine teure Dita."

Sie sah sehr beglückt aus, und Cedrik umarmte sie beide. „Hier, alter Hans, hast du eine Schwester, hier, Dita, hast du einen Bruder, und nun küßt euch, wie es Geschwistern geziemt."

Er hatte sie in seinem Eifer fest gegeneinander gedrückt, so fest, daß sich keins von ihnen rühren konnte. Hans Henning war es einen Augenblick zu Sinn, als müsse er ersticken — sich frei machen um jeden Preis. Aber Ditas hold errötendes, völlig unbefangenes Gesicht, Cedriks harmloses Lachen gaben ihm seine Ruhe wieder. Nein, er war nicht der Mann, an das Lebensglück seines teuren Bruders auch nur einen selbstsüchtigen Gedanken zu knüpfen, selbst wenn sein Herz schmerzlich darüber brannte. Und wie ein drohendes Gespenst stieg plötzlich die Ahnung in ihm auf, daß die Rosen die sie jetzt in Händen zu halten glaubte, voll Dornen sein dürften, die sie verwunden würden, sobald die Blütenpracht nur erst verwelkt war. Flüchtig nur berührte er ihre Stirn mit seinen Lippen.

Es war beim Nachtisch. Hans Henning saß an Ditas

Seite, war aber recht schweigsam gewesen für ein frohes Verlobungsmahl. Am Büfett mühte sich Theo, eine Champagnerflasche zu entkorken, die letzte — und Cedrik half ihm dabei, das heißt er lachte und riß Witze. Dem glücklichen Bräutigam konnte man ja die Ausgelassenheit verzeihen.

Da beugte sich Hans Henning unbeachtet zu seiner Nachbarin. „Dita, ich wünsche Ihnen alles Glück! Wenn die Kraft der Wünsche ausschlaggebend sein würde, sollte Ihnen an der Seite meines Bruders keine trübe Stunde bevorstehen.“

Sie sah dankbar zu ihm auf. „Ich danke Ihnen, Hans Henning. Sie waren vorhin so still, so kühl ... ich fürchtete schon, Cedriks Wahl hätte nicht Ihren Beifall.“

„Dazu kenne ich Sie doch zu gut.“

„O — Standesrücksichten — was weiß ich. Es gibt so viel Dinge, die ihr Licht auf eine Tatsache werfen können und sie verändern.“

Er schüttelte den Kopf. „Nein, solche kleinlichen Äußerlichkeiten sind bei mir nicht in die Wage fallend, wenn ich den Menschen gefunden habe. Das Herz des Menschen, Dita, gibt bei mir den Ausschlag.“

„Sie machen mir ein großes, unverdientes Kompliment, Hans Henning.“ Aber ihre Augen leuchteten freudig in die seinen; er fühlte, sie begriff alles, was er in seine Worte hineinlegen wollte. Und nun mußte er auch sagen, was ihm den ganzen Abend auf den Lippen gebrannt.

„Es werden nicht nur heitere Stunden sein, die Ihnen die Zukunft bringt, Dita. Das Leben ist so lang! Cedrik ist ein guter, anständiger Mensch, aber — er hat auch seine Fehler.“

Sie lächelte und legte ihre Hand auf seinen Arm, so eindringlich meinte sie ihre Worte.

„Gott sei Dank, daß es so ist! Was wäre die Liebe, Hans Henning, wenn sie nicht in den trüben Stunden uns leuchtend und führend zur Seite stände! Gott sei Dank, daß trübe, ernste Stunden nicht ausbleiben! Dann erst

wird Cedrik erkennen, wie über alle Maßen ich ihn liebe, denn dann wird er mich an seiner Seite finden, duldend, tröstend, leidend, wie Gott es will. Ich bin stark, Hans, so stark, daß ich alles für ihn tragen kann, und wäre es selbst der Tod. So lange ich aber lebe, werde ich an seiner Seite zu finden sein. Es ist ja bald mein Recht."

Er sah in ein begeistertes Gesicht und faßte und drückte wortlos ihre Hand, dann sagte er doch noch: „Und wenn er selbst Ihnen nun Schmerzen machte, Dita?"



Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin kein Kind, das den Himmel für sich zu fassen glaubt, Hans. Täte er es wirklich, so gibt es ein Wort, das ‚verzeihen' heißt, ein anderes aber ‚kämpfen'. Kämpfen um seine Liebe, um sein Glück."

Und nun küßte er ihre Hand, fast andachtsvoll zärtlich, jedenfalls tief ernst.

„Jetzt weiß ich ihn in guter Hand."

Theo wandte sich um. Der schäumende Wein lief ihm in weißem Gischt über die Hand, sein Gesicht sah erhitzt aus. Er setzte die Flasche an den Mund. „Auf Ihr Wohl, Dita!"

Cedrik kam mit einem gefüllten Glase zu seiner Braut, Hans Henning stand auf; es war heiß und schwül im Eßzimmer, er trat über die Schwelle zu Stefanies Boudoir. Dort verbreiteten die dunkelroten Lampenschirme ein mattes Licht, die Luft schien frisch und kühl im Vergleich zu nebenan, Stefanie lag ausgestreckt auf dem weißen Bärenfell und regte sich nicht bei seinem Eintritt. Er setzte sich neben

sie in den Bambusstuhl, sein letzter Besuch hier fiel ihm ein, die Hoffnungen, die sich ihm später daran geknüpft und die nun welk waren. Er seufzte . . . Dann sah er in das Gesicht der Daliegenden. Es war fahl, mit eingesunkenen Augen und scharfen Zügen, sie erbarmte ihn plötzlich, besonders als er das zuckende Spiel der Lippen beobachtete, es sah aus als dränge sie mit Gewalt die Tränen zurück. Sein alter Verdacht wurde wieder wach, daß Cedrik hier vielleicht mehr auf dem Gewissen haben könne, als er ahne. Darum nahm seine Stimme einen herzlicheren Ton an als er fragte: „Sie sind nicht wohl, Stefanie, nicht wahr?“

Es kam ihm vor, als wären sie Genossen, stillschweigend an demselben bitteren Schmerz tragend, nur mochten die Gefühle der Frau, ihrem Charakter gemäß, für den Augenblick leidenschaftlicher, aber vielleicht von kürzerer Dauer sein.

„Nicht ganz wohl,“ gab sie mechanisch zu, ohne die Augen zu öffnen.

Und nach einer geraumen Weile fuhr sie fort:

„Ich bin neugierig, wer in der Ehe da —“ sie wies mit dem Finger in das Nebenzimmer — „der Stärkere sein wird.“

„Ich hoffe, die Frau,“ sagte Hans Henning ernst.

Da fuhr sie auf. Mit aufgestemmter Hand sich stützend sah sie ihn an.

„Warum?“

„Weil sie Herz und Gemüt, Verstand und Charakter hat, das ist nötig für einen Mann wie Cedrik.“

„Wetten wir, daß sie unterliegen wird?“

„Jetzt frage ich Sie: Warum?“

„Weil sie ihn liebt,“ sagte sie verächtlich. „Der Liebende ist stets der schwächere Teil!“ — — — — —

In derselben Nacht noch saß Hans Henning und schrieb seiner Schwester Berta. Er erzählte ihr ausführlich von Dita und Brynkens, von Cedriks Glück, aber der Brief machte nicht den erhofften Eindruck. Berta war außer sich.

„Kannst du's begreifen, Botho? Ich frage dich nur, ob du es begreifen kannst! Unser schöner, glänzender

Cedrik, dem die besten Partien des Landes offen standen, und dies namenlose Fräulein!"

Verny nahm die Sache viel ruhiger auf.

„Er wird sie doch lieb haben, Kind, und überdem — Hans Henning ist damit einverstanden — das scheint mir Gewähr genug für das Mädchen."

„Das ist gerade das Empörende, daß er damit einverstanden ist! Aber unter uns gesagt, Botho, er hat manchmal Anwandlungen, die ich nicht recht verstehe, die so gar nicht in seinen Charakter hineinpassen. Denke doch nur, ein Mädchen, das ein Vierteljahr lang bei Brynkens gewesen ist, das man überall in Begleitung dieser Stefanie gesehen hat — unsere Schwägerin! Ich soll mit ihr verkehren, ich soll sie als Schwester begrüßen, sie trägt unseren Namen; nein, Botho, was zu viel ist, ist zu viel." Und Berta senkte den hübschen, glattgescheitelten Kopf, der in seiner Form die Aristokratin verriet, und weinte dicke Tränen.

Der Gatte klopfte ihr beruhigend die runde Schulter.

„Wenn Hans nicht dagegen war, hatte er gewiß seine guten Gründe, und wir können zufrieden sein," argumentierte Verny wieder, nicht sonderlich aus der Fassung gebracht durch die Erregung seiner Frau.

„Ja, aber begreifst du's? Begreifst du's?"

„Er schrieb, diese Dita Krüger sei Besitzerin einer Million."

„Als ob das bei ihm den Ausschlag gegeben hätte! Nein, Botho, da kenne ich Hans Henning besser! Wir sind alle nicht Naturen, die am Golde hängen und Gott sei Dank von Hause aus so gestellt, daß wir den Mammon nicht als Versuchung zu betrachten brauchen. Es muß durchaus etwas anderes sein," schloß sie grübelnd.

„Und warum rätst du nicht auf das Nächste und Beste, Berta, daß Cedrik das Mädchen liebt?" wiederholte er hartnäckig.

Sie sah ihn nachdenklich an. „Vielleicht ist sie schön — ja, das ist möglich. Aber, ach Gott, Botho, ich schäme

mich so schrecklich vor der Nachbarschaft! Was werden sie alle sagen? Aus dem Brynkenschen Hause! Und du weißt ja doch, wie der Birkenwalder damals urteilte, und dann die Sandens . . .! Unser Cedrik! Auf den wir so stolz waren . . . Ich bin schrecklich unglücklich, Botho," und wieder flossen ihre Tränen.

Der Gutsherr begnügte sich mit teilnehmendem Schweigen.

„Und in Antlau sollen sie getraut werden, in acht Wochen, wie Hans Henning schreibt," begann Berta wieder ganz außer sich. „Nun, Botho, ich werde nicht dabei sein! Ich habe zwar nicht gedacht, auf der Hochzeit eines meiner Brüder fehlen zu müssen, wenn Gott mir Leben und Gesundheit schenkt, aber siehst du, ich kann nicht! Ich k a n n einfach nicht! Dieselbe Luft mit dieser Stefanie atmen, mir ihre verwandtschaftlichen Vertraulichkeiten gefallen lassen zu müssen . . . nein! Ich k a n n nicht. Und dann kenne ich mich, ich wäre so steif, so widerwärtig, daß ich euch anderen das Vergnügen störte. Diese Dita lerne ich wohl später noch zur Genüge kennen."

„Aber Berta . . ."

„Ich bitte dich, Botho, wenn du mich lieb hast, sprich nicht mehr darüber! Ich tue, was ich muß. Mir ist es doch gewiß das größte Opfer! Aber es käme mir vor, als würde ich unrein in der Nähe einer Frau wie Stefanie, ganz abgesehen von unseren Nachbarn. Nein, ich k a n n nicht anders."

„Cedrik und Hans Henning werden dir deine Weigerung sehr übelnehmen und mit Recht."

Sie sprang auf und lehnte sich fest an die Schulter ihres Gatten.

„Ja, wenn sie die Absicht ahnten! Aber in solchen Dingen halte ich eine Lüge für erlaubt. Ich werde einfach krank. Du, mein Alter, gehst natürlich hin, deine Lunge, dein Empfindungsvermögen ist robuster, und du erzählst mir dann alles; nicht wahr? Ich verabscheue die

Lüge und bin dir nie eine unwahre Frau gewesen, mein Botho, aber dies eine Mal muß ich sie mir verzeihen, und auch du, Liebster. Ja? Mein weibliches Empfinden sträubt sich mit aller Kraft gegen Stefanie.“ Sie streichelte ihn zärtlich, schuldbewußt beinahe, und er tat, was Männer in solchen Augenblicken zu tun pflegen, er gab ihr das Versprechen, sie nicht zu überreden. Im stillen dachte er aber doch kopfschüttelnd, wie unerbittlich Frauen zu sein vermögen, sobald es sich um eine ihres Geschlechts handelt.

XIII.

Ditas Hochzeitstag. — —

Die Sonne hätte nicht scheinen, die Blattspitzen sich nicht frühlingsüppig hervordrängen, und die ersten jubilierenden Vogelstimmen sich nicht in dem alten Park hören lassen brauchen, um diesen Tag für Dita goldig und unvergeßlich glänzend zu machen. Sie trug die Sonne in ihrem Herzen, und war bei allem Glück so demütig dankbar, so durchdrungen von dem Bewußtsein ihrer Aufgabe, das Leben des geliebtesten Mannes fortan zu schmücken, zu teilen, wie es auch kommen mochte — als sein Weib!

Sie schauerte leise zusammen als sie sich mit ganzer Seele in diesen Gedanken versenkte, so erhaben und gewaltig kam er ihr vor.

Daß man sie jetzt allein ließ, war ihr erwünscht; ihr war, als hätte sie mit einer Vergangenheit abzuschließen, sich auf eine Zukunft vorzubereiten, die alle guten und edlen Keime ihres Herzens für sich erwartete. Und zu keinem hier konnte sie sprechen wie es ihr ums Herz war. Im Grunde genommen fühlte sie sich allen fremd; selbst Tante Auguste gegenüber, die endlich auf ihr dringendes Bitten eingewilligt hatte, zur Hochzeit aus Hamburg zu kommen, als einzige Vertreterin ihrer Familie. Sie schien sich außerordentlich unbehaglich in Schloß Antlau zu fühlen.

Mit einem Gefühl von Sehnsucht dachte Dita an Berta

Berny. War sie Hans Henning ähnlich, würde die sie vielleicht verstanden haben; glich sie aber Cedrik, so fühlte sie, daß sie dann von ihr geliebt werden würde, wie ein Teil ihres Geliebten. Überhaupt klammerte sich Dita mit aller Herzenswärme an die Familie ihres Gatten.

Sie schaute auf die noch kahlen, im Märzwind leicht hin- und herschwankenden Baumwipfel des Antlauer Parkes; dann sprang sie auf, warf einen Mantel um und ging hinaus. Es trieb sie an Eugeniens Grab. Die Tote sollte alle ihre feierlichen Vorsätze mitanhören, da sie keinen Lebenden besaß; sie, die den einen Bruder so namenlos glücklich gemacht, sollte sie segnen, daß ihr dasselbe bei dem anderen gelang.

Hinter ihr her kam Genia gelaufen, ohne Hut und Tuch, halb purzelnd in ihrer kindlichen Eile. Vor dem Mausoleum, das Hans Henning seiner toten Gattin gebaut, holte sie Dita ein, und nun, sich in die Falten ihres Mantels klammernd, stieß sie noch ganz außer Atem hervor:

„Tante Dita, du willst fortreisen — tu' das nicht, bleibe bei mir — bitte, bitte!"

Die blauen Kinderaugen sahen flehend zu der schlanken Gestalt in die Höhe, und Dita ging das Herz auf. Sie beugte sich nieder und hob die Kleine empor.

„Ich komme bald wieder, Genia, mein Liebling!"

Aber das Kind schlang die Arme fest um ihren Hals.

„Du sollst nicht gehen, Tante Dita, gar nicht! Ich habe dich so lieb — so lieb! Du sollst ganz bei mir und Papa bleiben, nicht bei Onkel Cedrik."

Sie strich über das blonde, lockige Haar und verbarg ihr Gesicht darin, weil es errötete.

„Ich reise nur ein kleines Weilchen fort, mein Herz, dann komme ich wieder."

„Hierher? Nach Schloß Antlau?" fragte Genia neugierig.

„Das nicht, aber ich nehme dich dann mit mir in die Stadt."

„Und Papa?" fragte Genia nachdenklich, der das Ver-



„Tante Dita, du willst fortreisen — tu' das nicht, bleibe bei mir — bitte, bitte!" (S. 164).

sprechen nicht recht einzuleuchten schien, „Papa muß auch mitkommen, wir können ihn nicht so allein lassen.“

In diesem Augenblick kam Hans Henning aus einem Seitenweg und betrachtete die zärtliche Gruppe.

„Genia, Kind, du bist ohne Tuch herausgelaufen, noch ist es dazu zu kühl; geh zu Frau Melchert und laß dich warm einwickeln. Auch bist du zu schwer für Tante Dita, komm zu mir.“

Aber die Kleine hielt Ditas Hals mit einem Arm nur desto fester umklammert, während sie mit dem anderen nach dem Vater griff. Lachend drehte sie ihr rosiges Gesichtchen von einem zum andern, plötzlich wurde sie ganz ernst.

„Papa, warum kann Tante Dita nicht meine Mama werden?“ fragte sie. „Das wäre doch so schön!“

Hans Henning griff rasch nach seinem Töchterchen, setzte es auf den Boden und sagte streng: „Geh ins Haus, Genia.“

Sie gehorchte ohne Zaudern. Auf dem Mittelweg blieb sie indes mehrmals stehen und warf Kußhände nach den Zurückbleibenden, die Dita lächelnd erwiderte. Hans Henning wandte den Blick zur Seite. Endlich nach einer kleinen Pause sagte er:

„Genia hängt sehr an Ihnen, sie ist sonst ein scheues Kind, nicht einmal meine Schwester kann sich ihrer Zuneigung rühmen.“

Dita lächelte. „Ich sagte Ihnen damals schon, Kinder hätten mein Leben auch ausgefüllt, wenn mir das Höchste versagt worden wäre.“

Er nickte. „Es ist Ihnen aber geworden, Sie wählten das beste Teil, Dita! Aber warum finde ich Sie hier? An Ihrem Hochzeitstag gab es am Ende doch heiterere Orte, als gerade das Grab meiner Frau.“

Sie trat ihm ganz nahe und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Hans, ich hatte das Gefühl, als verstände mich diese hier, die Sie so innig geliebt hat wie ich Cedrik, besser als die Lebenden im Schloß. Mir war das Herz so voll, und ich bin so einsam mit meinen Gedanken und Gefühlen. Weder Mutter noch Schwester habe ich, die mir

heut segnend zur Seite stehen, da wollte ich Ihrer toten Frau alles das geloben, was mir die Seele füllt."

Er biß die Zähne aufeinander. Nach einer kleinen Pause sagte er mit etwas veränderter Stimme:

„Genügt Ihnen nicht das Herz eines Bruders, Dita, das ich Ihnen entgegenbringe?"

„Ja gewiß, ich danke Ihnen unendlich dafür. Durch Sie, Hans, bin ich heimisch geworden in Cedriks Heimat. Aber wenn ich ein ehrliches Schwesterwort in dieser Stunde zu Ihnen sprechen darf: suchen Sie nach einem Ersatz für das Verlorene. Genia hat recht, Sie sind einsam hier."

Er riß einen Tannenzweig herunter und zerrieb ihn zwischen seinen Fingern. „Würden Sie immer so sprechen, Dita?" fragte er kurz.

„Ja. Und ich denke, Ihre Eugenie hier dachte und fühlte wie ich."

„Ich glaube es selber," antwortete er düster. „Aber als ich zu dieser Überzeugung kam, da — war es zu spät."

Ihre Finger schlossen sich warm und zärtlich fester um seinen Arm.

Darf ich an Ihrem Kummer teilnehmen, wenn Sie welchen haben?" fragte sie fast bescheiden.

Er streifte die Hand hastig herab.

„Sie nicht, Dita — Sie am allerwenigsten, denn Sie würden mich doch nicht verstehen."

Aber sie hatte ihn verstanden! Jäh aus ihrer Unbefangenheit aufgescheucht, lähmte sie die Erkenntnis wie ein gewaltiger Schlag, der ihr fast die Besinnung nahm. Sie stand vor ihm mit gesenktem Kopf, langsam stieg ein brennendes Rot in ihre Wangen, während Mitleid und Kummer ihr Herz bewegten. Er war stets so gut gegen sie gewesen — das alles mußte sie ihm nun damit danken, daß sie ihn, wenn auch nicht unglücklich — so doch traurig machte!

Ohne aufzusehen schlang sie ratlos die Finger ineinander, und diese stumme Hilflosigkeit verstand wieder er. Er war sich bewußt, daß er niederkämpfen würde, was sich

ihm jetzt als Unrecht darstellte, daß er mit redlichem Willen und festem Mut sich neidlos an dem Glück seines Bruders freuen könne, und aus dieser Selbstsicherheit heraus öffnete er plötzlich die Arme und zog Dita an seine Brust.

Sie wehrte sich nicht. Wußte sie doch, daß er ihr durch diesen Liebesbeweis andeuten wolle, daß er in dem Kampf Sieger geblieben war.

„Meine teure Schwester!“ sagte er laut und zum erstenmal berührten seine Lippen die ihren so andachtsvoll, daß Dita Tränen in ihre Augen steigen fühlte.

„Nächst deinem Gatten laß mich den ersten in deinem Vertrauen, deinem Herzen sein. Willst du?“

Sie nickte stumm. Daß er ihr wie selbstverständlich das schwesterliche Du gab, beglückte sie sehr, und als sich ihre Hände in festem Druck ineinanderschlossen, sagte sie leise:

„Ich danke dir, Hans Henning, mein Bruder!“ —

Zu derselben Zeit ging Cedrik pfeifend den langen Korridor in Schloß Antlau hinunter und suchte den Bruder. Er langweilte sich.

Plötzlich kam um die Ecke Stefanie, im langen roten Schlafrock. Als sie sich so unerwartet begegneten, blieben beide wie auf Verabredung stehen und sahen sich an.

„Wie geht es Ihnen, Cousine?“ fragte Cedrik nach einer kleinen stummen Pause.

„Danke! Ich mache die Erfahrung an mir selber, daß Menschenherzen doch ziemlich elastisch sind. Ich gratuliere Ihnen heute schon aufrichtig; Sie werden das doppelt hoch aufnehmen, Cedrik.“

„Den Teufel auch,“ sagte er ein klein wenig unmutig; denn ihr spöttischer Ton reizte ihn.

Sie blinzelte mokant zu ihm in die Höhe.

„Glauben Sie wirklich, daß ich irgendwelche Anlage zur Untröstlichkeit habe?“

„Bei Ihnen muß man sich auf alle Eventualitäten gefaßt machen.“

„Selbst auf die, Sie Dita als Ehemann aus aufrich-

tigem Herzen zu gönnen," warf sie hin, in demselben Ton wie vorher.

Er zwirbelte an seinem Bart; ihre Art und Weise ärgerte ihn.

„Mich freut dieses Zusammentreffen — ich wollte Ihnen Lebewohl sagen, Stefanie," sagte er pikiert. „Gesucht hätte ich es ja nicht, Sie begreifen — aber man soll den geschenkten Augenblick wahrnehmen."

Sie zuckte die Achseln. „Ihre alte Theorie."

Er bot ihr die Hand. „Leben Sie wohl, Stefanie! Wenn wir uns wiedersehen, ist manches anders geworden — es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen jetzt zu danken . . ."



„Cedrik!" rief sie zürnend. „Treiben Sie die Geschmacklosigkeit wirklich so weit?" Sie drehte sich um.

„Ich will Ihnen Lebewohl sagen," beharrte er eigensinnig.

„Leben Sie wohl!" nickte sie kühl.

Da vergaß er seinen Hochzeitstag, den Ort, die Zeit, mit einem Griff umfaßte er sie, drehte

ihr Gesicht zu sich herum und küßte sie. Als er seinen Kopf aufhob, stand auf seiner Lippe ein ganz kleiner Blutstropfen, und Stefanie war blaß wie der Tod, nur in ihren dunklen Augen glomm es seltsam.

Wortlos gingen sie auseinander. Stefanie aber freute sich, als sie Ditas Zimmer noch leer fand. Sie setzte sich und stützte den Kopf in die Hand, ein leises Stöhnen kam über ihre Lippen. Da lag Ditas Brautstaat, so frisch, duftig und jungfräulich. Auch vor ihren Augen hatte einstmals so glänzende schimmernde Seide ausgebreitet gelegen. Welch eine Welt lag dazwischen. — Sie wußte jetzt, daß die Hoffnungen des Hochzeitstages trogen, und dennoch — es war eine selige Zeit, um die sie Dita brennend beneidete. Aber auch diese Zeit würde vorübergehen; dann kam — vielleicht — wieder für sie eine Entschädigung der Qual der letzten Wochen.

Zwei Stunden später saß Dita, Baronin von Antlau, neben Cedrik, ihrem Gatten, an der Hochzeitstafel. Die Gesellschaft war klein. Brynkens, ein paar Kameraden von Cedrik, Tante Auguste, Hans Henning und Botho von Berny — allein! — Der gute Botho! Er hatte auf dem ganzen Hinweg nach Antlau sich die Lüge eingeprägt, die er mit möglichst unbefangenem Gesicht vortragen wollte. Aber nach den ersten zehn Minuten hatte Hans Henning den wahren Sachverhalt erraten. Es lag etwas Unbehagliches in der Luft. Die jungen Offiziere waren bemüht, eine gewisse Kluft zwischen sich und Theo von Brynken aufzureißen, wenn auch so unauffällig wie möglich, Frau Krüger war ein stummer Gast, Botho etwas bedrückt, und lediglich den beiden Brynkens war es vorbehalten, das Unbehagen nicht zum fühlbaren Druck ausarten zu lassen; Hans Henning war ihnen im stillen dankbar dafür.

Dita hatte von allem, was um sie vorging, keine rechte Vorstellung. Unter dem weißen, duftigen Schleier fühlte sie nur eins: Sie war sein Weib — zu ihm gehörend im Leben wie im Tode. In ihren Augen standen Tränen des Glückes, und einmal streifte ihre zitternde Hand die ihres

Gatten, als müsse sie sich seiner Nähe versichern. — Dann brach das junge Paar auf.

In der großen Halle drängten sich die Zurückbleibenden an die mächtigen Fenster. Es war kühl draußen. Außer Hans Henning gab niemand dem jungen Ehepaar das Geleit; besonders Stefanie fröstelte, so daß sie sich ganz fest in ihr mit Schwanenpelz besetztes Mantelett hüllen mußte. Sie war blaß, und ihre Zähne schlugen wie im Fieber zusammen.

Als das Rollen der Räder verklungen war, wandte sie sich wieder in den Saal zurück, aber es war ein Schwanken und Sausen und Klingen um sie, daß sie nicht fest stehen konnte. Eine eiserne Hand schien ihr das Herz festzuhalten, lautlos sank sie in tiefer Ohnmacht zu Boden.

Als sie wieder zu sich kam, lag ihr Kopf in Frau Krügers Schoß, und Theo stand mit zornigem Gesicht vor ihr. Er bog sich etwas zu ihr herab und ergriff ihren Arm.

„Beherrsche dich," raunte er ihr zu.

Sie erhob sich sofort und strich mechanisch über ihren kunstvollen Lockenbau, in den sie die Rose fester drückte, dann sagte sie mit mattem Lächeln:

„Was war das nur, meine liebe Frau Krüger? Ich begreife mich gar nicht! Dergleichen kenne ich sonst nicht. Kommen Sie, wir wollen zur Gesellschaft zurück."

„Das macht der Wein," sagte Tante Auguste wichtig, „mein Kopf ist auch ganz wirblig."

Im Salon herrschte eine gewisse Schwüle als die drei zurückkamen. Es war in der Gesellschaft doch so manches über Cedrik und die pikante Brynken geflüstert worden, jeder erinnerte sich bei diesem Zwischenfall wohl daran und blickte Stefanie mit mehr Neugierde als Teilnahme entgegen.

Aber sie schien es nicht zu bemerken. Sie scherzte und lachte so ungezwungen, war so voll witzigen Übermutes, daß sich nachher alle Herren, einschließlich Berny, im geheimen gestanden, daß Cedrik eigentlich ein ganz verfluchtes Glück gehabt hätte, wenn — alles wahr wäre, was man so munkeln

gehört. Überhaupt — es war schade um Brynkens! So nette, amüsante Leute gab es doch im ganzen recht wenig, wenn nur das verdammte Vorurteil in den maßgebenden Kreisen nicht gewesen wäre.

Diese Nacht war für Stefanie die schrecklichste ihres Lebens.

XIV.

Vier Wochen schwärmten Antlaus bereits in Italien umher, wo der Frühling längst seinen Einzug gehalten und die Luft sich in ein einziges betäubendes Duftmeer verwandelt hatte, ohne irgendwo länger Rast zu machen, und vor allen Dingen, ohne sich mit den Kunstschätzen zu befassen.

„Du glaubst gar nicht, wie wenig ich davon verstehe, wie furchtbar gleichgültig mir das ist," hatte er mit einem kläglichen Gesicht beim ersten Versuch zu seiner Frau gesagt, und damit war Ditas Kunsteifer ein für allemal erloschen. Wenn sie nur neben ihm saß, sein klingendes Lachen hörte, den sonnigen Ausdruck seiner Augen sah, war sie völlig befriedigt.

Nur manchmal huschte der Gedanke durch ihre Seele — kaum der Schatten eines Schattens — daß sie ihrem Gatten gegenüber noch auf der Suche sei. Es mußte noch irgend etwas in ihm schlummern, etwas Tieferes, Geistigeres, das er ihr bis jetzt vorenthielt. Sie hatte das unklare Gefühl, als lebe etwas in ihr selbst, haltlos und nach einer Stütze suchend, die ihr nur der Gatte gewähren konnte, wenn sie ganz eins mit ihm werden sollte, wie sie es sich immer erträumt hatte.

Darauf zu sprechen zu kommen wagte sie nicht; es hätte so undankbar ausgesehen, und sie fand auch eigentlich keine rechten Worte dafür, war er doch so gut, und sie so namenlos glücklich.

Sie saßen zusammen auf der Veranda ihres Hotels



an der Riviera; durch die hochstämmigen Palmen und Orangen schimmerte die blaue Meeresbucht. Dita legte die Hände ineinander und sah auf das paradiesische Fleckchen Erde vor sich.

„Wie schön das ist,“ sagte sie ergriffen.

Cedrik gähnte. „Ja, Maus. Aber in unserer Welt lebt es sich doch am besten; diese Art Schlaraffentum hat man bald satt. Ich überlege schon den ganzen Tag, was wir wohl mit dem Rest des Urlaubs noch machen könnten."

„Du langweilst dich?" fragte sie etwas betrübt, denn der Gedanke war ihr noch gar nicht gekommen. „Ich könnte immer so fortleben neben dir, ohne mehr von der Welt zu verlangen."

„Ja, du! Du bist eben meine Frau, Maus!" Er nannte sie seit Beginn ihrer Ehe immer mit diesem Zärtlichkeitskollektivnamen, wie er es sein Leben lang gewöhnt gewesen: das schloß jede Gedächtnisschwäche aus. Daß er sie damit vor sich selbst herabsetzte, daran dachte er gar nicht.

„Ich freue mich auf unsere Rückkehr, unser Heim und den Rennstall, den ich mir mit Theo einrichten werde. Hast du jemals einen Herzenswunsch gehabt, Dita?"

„Nein," gestand sie lächelnd.

„Nun, dann weißt du auch nicht, wie mir jetzt zumute ist, so dicht am Ziel! So lange ich denken kann, war ein Rennstall das Ideal meiner Träume. Nicht nur ein lumpiges Pferd, auf dessen Leistung man alles konzentrieren muß, sondern alles im großen Stil, wie ein Grand-Seigneur; und das werden wir uns nun leisten können, nicht wahr, Maus?"

„Ich habe leider wenig Verständnis dafür, Cedrik," sagte sie mit einem kleinen Seufzer. „Aber ich will versuchen zu lernen, wenn du es wünschest."

„Passionen lernt man nicht," wies er kopfschüttelnd ihren Vorschlag ab. „Schade! Stefanie ist eine Sportsfrau comme il faut."

Dita legte ihre Arbeit zusammen.

„Du denkst also sehr viel mit Brynkens zu verkehren, wenn wir nach Hause kommen?"

„Selbstverständlich! Hast du es anders erwartet? Theo ist mir absolut nötig, wenn ich mit dem Rennstall reüssieren soll. Bei Gott," er reckte die Arme in die Luft,

„ich glaube, ich habe Sehnsucht nach Stallgeruch, die Luft hier erschlafft.“

Sie trat zu ihm und lehnte sich an seine Schulter.

„O, Cedrik, es ist so einzig — einzig schön hier! Aber wenn du willst, reise ich auch mit dir nach Hause.“

Er streichelte ihr Haar.

„Gute Frau, nein, das sollst du nicht! Ich halte es schon noch aus, wenn es dir Vergnügen macht.“

Sie sah mit feuchten Augen zu ihm auf. So war er stets, so lieb und gut; sie konnte ihm niemals dankbar genug dafür sein. Der Rennstall würde ihn ihr zwar viel entziehen, das ahnte sie voraus, aber trotzdem sagte sie kein Wort dagegen, da sie wußte, wie sehr sein Herz daran hing. Zudem hatte sie auch nur eine nebelhafte Vorstellung von dem Wunsch, dessen Erfüllung sie ihm als Hochzeitsgabe zugesagt; war doch ihre einzige Lebensaufgabe ihn glücklich zu machen.

Indem wurde Cedrik eine Depesche überbracht:

„Bin zum Grand Prix in Paris, hoffe euch da zu sehen, Grand Hotel. Pferdekauf in Aussicht.

Brynken.“

„Das ist ein kluger Gedanke,“ rief Cedrik erfreut. „Laß schnell packen, Maus, morgen müssen wir unterwegs sein.“

Dita widerstrebte nicht; das Leben begann seine Anrechte geltend zu machen.

Zwei Tage später, als sie im Grand Hotel beim Frühstück saßen, brachte der Zimmerkellner Brynkens Karte. Mit unverstellter Freude ging Cedrik seinem Vetter entgegen.

„Nur herein, Theo, nur herein! Meine Frau ist zwar noch im Negligé, aber das braucht sie nicht zu genieren, ihr kennt euch ja lange genug. Ich freue mich herzlich, dich wiederzusehen.“

Und dabei klopfte er ihm auf die Schulter und schob ihn mit alter Liebenswürdigkeit Dita entgegen, die sich erhoben hatte. Theo küßte ihr galant die Hand.

„Meine gnädigste Frau, ich bin entzückt! Sie sind wahrhaftig noch schöner geworden,“ sagte er mit einem bewundernden Blick. „Ja, Italiens Sonne!“

Cedrik sah sehr heiter aus.

„Italiens Sonne verdirbt den Teint, lieber Freund — ehrlich gestanden, es war eine gloriose Idee von dir, uns zu depeschieren. Ewig Gegend und ewig Gegend, schließlich bekommt man's über. Frühstücke mit uns, Theo."

Dita machte auf höchst liebenswürdige Art die Wirtin, ohne sich sonderlich an dem Gespräch zu beteiligen, das sich lediglich um Sportsinteressen drehte, die ihr fern lagen. Zuweilen begegnete sie Brynkens Blick, der prüfend auf ihr ruhte und ihr das Blut in die Wangen trieb, obgleich nichts anderes als Bewunderung darin zu lesen war.

„Und wie geht es Stefanie?" fragte Dita endlich in eine kleine Gesprächspause hinein, denn sie hielt das für ein Gebot der Höflichkeit ihrerseits, weil der Name zwischen den beiden Vettern überhaupt noch nicht genannt war.

Theo unterbrach sich nicht in der kunstgerechten Manier, Messer und Gabel beim Verspeisen einer Pastete zu führen, er blickte nur auf.

In Dita regte sich das Mitleid.

„Meine Frau ist gleich nach Ihrer Hochzeit schwer erkrankt. Anfänglich gab der Arzt nur wenig Hoffnung; aber jetzt geht es wieder besser."

„Und wer hat sie gepflegt?" fragte sie erschrocken und faltete die Hände im Schoß.

„Ich nahm eine Pflegerin, übrigens ein hübsches junges Mädchen, dem die Nonnentracht ganz allerliebst stand. Aber es ist herzlich schwer mit Stefanie auszukommen, Sie, Dita, wissen das ja am besten."

„Und wie geht es ihr jetzt?" fragte sie, ohne von der letzten Bemerkung Notiz zu nehmen. Wie alle großherzigen Naturen maß sie ihr eigenes Glück mit dem der anderen; Stefanie war ihr jetzt eine Darbende.

„Danke, danke, ich sagte Ihnen schon, besser! Sie ist bereits auf und wird sich bei dem kostbaren Wetter bald völlig erholt haben. Aber eins ist mir doch aufgefallen, wie nämlich eine Krankheit Einfluß auf das menschliche Gemüt zu gewinnen vermag! Ihr einziges Sinnen und Trach-

ten während der ganzen Zeit waren Sie, Dita. Mit den Ausdrücken überschwenglichster Zärtlichkeit sprach sie von Ihnen, bat Ihnen im Geist alle ihre früheren Launen und Unarten ab und wiederholte mir täglich, als sie von unserem voraussichtlichen Zusammentreffen hier erfuhr: ‚Du wirst es ihr sagen, Theo, daß ich mich nach ihr sehne, daß alles, alles anders zwischen uns werden soll. Ich fühle jetzt erst, wie sehr lieb ich sie doch hatte, jetzt, wo ich so allein bin!‘“

Cedrik schob den Teller zurück und räusperte sich; er glaubte nicht an die plötzlich erwachte Liebe Stefanies zu seiner Frau. Ihm allein hatte dieser Sehnsuchtsschrei gegolten. Dita war nur der Deckmantel gewesen. Und das beleidigte und verletzte ihn jetzt.

„Und wo warst du denn während der ganzen Zeit,“ fragte er endlich nach einer Pause.

„Im Klub! Natürlich. Wo sollte ich sonst sein? Glaubst du, daß ein Krankenzimmer angenehm für einen gesunden Menschen ist? Helfen konnte ich ja doch nichts. Aber à propos, weißt du denn, wo wir hinziehen? In euer Haus, parterre. Die Wohnung stand gerade leer, gekündigt hatten wir, bei Stefanies Krankheit war an keine große Wahl zu denken. Außerdem sind die Zimmer hübsch, elegant und geräumig. Ich dachte es sei besser, unseres Rennstalls wegen, daß wir uns möglichst nahe wohnen. Nun, was sagst du dazu, old fellow?“

„Eine vorzügliche Idee,“ sagte Cedrik, aber unter einem so angelegentlichen Hinausstarren aus dem offenen Fenster, daß Ditas erschrockener Blick ungesehen von ihm abglitt.

Im Grunde genommen war es ihm höchst unbehaglich mit Stefanie unter einem Dache wohnen zu sollen, um so mehr, da er sich ernstlich vorgenommen, seinen Verkehr mit ihr möglichst zu beschränken. Theo und ihn hielten die gleichen Interessen zusammen; das war etwas anderes.

Brynken schien von der Verstimmung seines Vetters nichts zu merken, er fuhr behaglich fort, während er ein paar der letzten Erdbeeren mit Wein begoß:

„Meine Frau war allerdings sehr ungehalten, als sie von meinem eigenmächtigen Kontraktabschluß erfuhr. Ihr paßt die Gegend gar nicht; zu wenig feudal. Aber lieber Gott, ich konnte schließlich doch nicht herumlaufen wie ein Dienstmann, treppauf, treppab, dazu mangelte mir Zeit und Lust. Sie wird sich schon gewöhnen."

Cedrik war aufmerksam geworden. Stefanie hatte widerstrebt, das gab ihm doch zu denken. Früher hätte sie solchen Zufall mit Freuden begrüßt . . . fühlte sie vielleicht ebenso wie er? Dann war der Sache die Spitze abgebrochen.

„Und weißt du, wer die zweite Etage bewohnt?" begann Brynken, den Schnurrbart trocknend und die Hand nach der gebotenen Zigarre ausstreckend, „Rittmeister von Grohnen."

„Was? Grohnen?"

„Derselbe, der im Winter wieder zu euch zurückversetzt wurde; jetzt hat er seine Familie nachkommen lassen. Du weißt, ich war einmal mit ihm im Kadettenkorps zusammen, ehe ich echappierte. Er hat noch immer etwas Toggenburgerhaftes an sich, obgleich er mir sehr gealtert erscheint. Wohl die Folge seiner Ehe."

„Wieso denn?" fragte Cedrik interessiert, froh, einen andern Gesprächsstoff auftauchen zu sehen.

„Kennst du die Geschichte seiner Ehe nicht? Nun, sie war ein reiches Mädchen, Kisten und Kasten voll. Doch der Alte soll es durch elenden Wucher verdient haben. Grohnen nahm sie — mit der Pistole auf der Brust — seine Familie stand vor dem Ruin, so munkelte man damals, ließ sich darauf ein Jahr à la suite stellen und trat dann wieder ein, in irgend einem Krähwinkel. Aber das schien Frau und Schwiegervater doch nicht zu passen, sein Starrsinn mußte sich beugen — er kam merkwürdigerweise in sein altes Regiment zurück."

„Kennst du die Frau?"

„Nein! Aber ich meine, eine jede Frau läßt sich in die Verhältnisse hinein erziehen; bleibt das aus, ist es Schlappheit des Mannes."

Dita richtete nachdenklich ihre Augen auf den Sprechenden. „Damit sprechen Sie den Frauen jegliche Individualität ab."

„Beileibe nicht! Mag sie die betätigen wie sie will, nur nicht die Wege des Mannes kreuzen — im gemeinsamen Interesse. Frauen assimilieren sich leicht, sei es aus Liebe, Klugheit oder Energielosigkeit, das ist weise eingerichtet, und wir haben uns daran zu halten. Wenn eine Frau das Leben eines Mannes zerstört, habe ich kein Mitleid mit ihm; er erntet, was er säet."

„Ich glaube, Sie sind ungerecht," sagte Dita und strich fast zärtlich über ihren Trauring, „nicht alle sind gleich geartet." —

Als Brynken gegangen, sprang Cedrik plötzlich auf, trat hinter Dita, nahm ihren Kopf in beide Hände, küßte sie auf das wellige Haar und sagte rasch: „Sie dürfen dich mir nicht verderben, Maus!"

Mit den großen klaren Augen blickte sie zu ihm auf: „Darum sorge dich nicht, das kann niemand, Cedrik. Nur wenn eine Frau liebt, ist Beeinflussung möglich, und auf der ganzen großen Welt liebe ich nur dich allein."

„Dann hüte dich vor mir," warnte er scherzend.

Sie lächelte. „Hans Henning hat mir einmal gesagt, daß in der Ehe die Gatten einander veredeln und emporziehen sollen, Cedrik, das ist mir ein Mahnwort geworden."

„Um Gottes willen," lachte er auf, „welch eine fürchterliche Aussicht! Ich denke, Schatz, daß wir beide gerade gut genug für dies Leben sind. Nicht? Und nun mach fix und zieh dich an."

Eine Stunde später hielten sie in einer eleganten Equipage im Longchamps. Über ihnen strahlend blauer Maienhimmel, um sie herum ein Gewirr von Wagen, Pferden, Farben und Tönen, das Dita beinahe schwindlig machte; sie schloß ab und zu die Augen, damit sie die Kraft behielt, den sich jagenden Eindrücken wenigstens folgen zu können.

Theo und Cedrik hatten den Wagen, der einen vor-

züglichen Platz gefunden, verlassen. Der Eifer ihrer Passion zog sie mitten in das Gewühl, und Dita war beinahe froh darüber. Dies leidenschaftliche Interesse an den möglichen Chancen des einen oder anderen Pferdes, das sie hier überall sah, ließ sie selbst kalt.

Aber sie gab sich die größte Mühe, mit einem recht aufmerksamen Gesicht den Debatten der beiden Zurückkehrenden zuzuhören, und ein gewisses Interesse dafür an den Tag zu legen.

Nach dem dritten Einwurf, den sie sich abzwang, sagte Cedrik etwas ungehalten: „Aber Maus, gib dir doch keine Mühe, dir fehlt zur Sportslady jedes Fünkchen. Auf deinem Gesicht steht zu deutlich, daß du mit dem Schah von Persien einer Meinung bist."

„Wieso?" fragte Dita erstaunt, im stillen etwas niedergeschlagen.

„Ja, sieh, der sagte, als man ihn zum Besuch der Rennen aufforderte: daß Pferde laufen können, weiß ich, daß eins eher ankommt als das andere, weiß ich auch, welches, ist mir aber sehr gleichgültig."

Sie lachten miteinander, und Dita gab ihren so kläglich gescheiterten Versuch auf. „Vielleicht lerne ich es noch in Berlin, an unseren eigenen Pferden; Stefanie wird mir dabei behilflich sein."

Sie war froh, als sie endlich in einem stillen Winkel im Restaurant saßen.

Cedrik und Theo schwatzten noch immer von ihren Plänen, Aussichten, Pferden, sie konnten gar kein Ende finden, und erst nach langer, langer Zeit fiel es dem jungen Gatten ein, sich seiner Frau zu erinnern.

Sie sah abgespannt und müde aus, „recht unvorteilhaft," dachte er erstaunt, aber zugleich siegte seine Gutmütigkeit. „Verzeih, Maus, daß wir dich so ganz vergessen konnten," sagte er zärtlich. „Theo, dieser Pferdemensch, ist schuld daran. Möchtest du nach Hause?"

Sie lächelte ihm herzlich zu. „Ich bin wirklich abgespannt, Cedrik," entschuldigte sie sich.

„Aber natürlich, Herz, ich bringe dich in unser Zimmer, damit du ausruhen kannst. Arme, kleine Frau!"

Er sprang auf und reichte ihr den Arm. Die ganze Courtoisie seines liebenswürdigen Wesens lag darin. Auch Brynken erhob sich. „Darf ich mich gleich von Ihnen verabschieden, Dita? Mein Weg führt mich noch weiter. Und du, Cedrik, sehen wir uns nicht mehr?"

Dita blickte ihren Mann an. Sie hatte keinen Augenblick in Zweifel gezogen, daß er bei ihr bleiben werde, aber nun sah sie einen undefinierbaren Ausdruck über sein Gesicht ziehen, merkte ein gewisses Zögern, und eilfertig, ehe er noch etwas sagen konnte, fiel sie ein: „Lieber Theo, wenn Cedrik noch nicht müde ist, leistet er Ihnen gewiß gern länger Gesellschaft. Sie halten mich doch hoffentlich für eine vernünftige Frau?"

Er küßte ihr galant die Hand. „Daran habe ich nie gezweifelt."

In ihrem Zimmer umarmte Cedrik Dita herzlich. „Gute Nacht, Maus, du bist mir doch nicht böse, daß ich dich allein lasse?"

Erst hielt sie ihm den Mund zu, dann küßte sie ihn innig. „Ich habe schon Theo gesagt, daß ihr mich doch hoffentlich für eine vernünftige Frau haltet!"

„Ja, das bist du! Das bist du!" rief er vergnügt. „Gute Nacht, Maus, und träume süß!"

Sie lauschte auf seine sich entfernenden Schritte. „Du Guter, Geliebter!" dachte sie, die Hände auf das Herz pres-

fend. „Wie glücklich ich doch bin, und wie grenzenlos ich dich liebe!“

Als Cedrik in der Morgenfrühe nach Hause kam und am Bett seiner süß schlafenden Frau vorüberging, wandte er den Kopf zur Seite. Er fühlte sich zerschlagen, matt, wüst und niedergedrückt.

XV.

In einer der neueren Straßen des Südwestens der Residenz, in der die Häuser bereits mit allem Luxus der anspruchsvollen Gegenwart erbaut sind, hält vor einem palastähnlichen Gebäude ein mächtiger Möbelwagen, den geschäftige Träger seines Inhalts entledigen. Mai war es bereits, aber noch war die Luft kühl, windig und feucht, sehr zum Nachteil der Sachen, die, hervorgezerrt aus dem schützenden Wageninnern, mitten auf dem Trottoir regellos herumstanden.

Aus dem geöffneten Fenster der zweiten Etage sahen ein Kind und eine Dame dem Treiben drunten zu. Das Kind, ein Knabe im Alter von fünf Jahren, mit hellblondem Haar und blaugeäderten Schläfen trug den Ausdruck der Schwächlichkeit auf dem blassen Gesichtchen; die Dame war von kleiner, dürftiger Gestalt, mit ebenso dürftigem hellem Haar und wenig sympathischem Blick in den etwas vorstehenden, grauen Augen.

„Mama,“ sagte der Kleine und wies auf den vergoldeten Bambusstuhl, der die Hauptzierde in Stefanies Boudoir war, „sieh nur einmal wie hübsch! All die Quasten und Troddeln! Warum haben wir nicht auch so etwas?“

Frau von Grohnen inspizierte eifrig den lustig vom Winde umwehten Stuhl, der auch ihr ganzes Interesse erregt hatte. „Papa kann das nicht leiden,“ sagte sie endlich mit hörbarem Seufzer.

„Dann wollen wir Papa bitten,“ schlug Fritzi vor.

Die Mutter hob ihn ärgerlich etwas zur Seite. „Wie du nur redest. Wenn Papa nicht will, hilft kein Bitten. Papa ist ebenso eigensinnig wie du.“

Fritzi sah tiefsinnig auf das Straßenpflaster, dann schüttelte er energisch den kleinen Kopf. „Papa hat mich sehr lieb,“ rang es sich endlich mit Überzeugung aus seinem blassen Kindermund.

„Dich ja, dich! Das ist schon möglich,“ sagte Frau von Grohnen, ohne zu bedenken, daß sie zu ihrem Kinde sprach. Der Kleine hob den Kopf.

„Da ist Papa!“ sagte er, eilfertig von dem Stuhl herunterkletternd. „Hörst du nicht, Mama?“

Sie gab keine Antwort, sondern blickte aus dem Fenster als habe sie nichts gehört. Heute morgen waren sie in Unfrieden geschieden, das trug die Frau dem Manne nach, obgleich sie die Ursache des Streites gewesen; mochte er sich erst Mühe geben, sie zu versöhnen. Von der Türe her tönte die bittende Kinderstimme:

„Mach mir doch auf, liebe Mama!“

Frau von Grohnen drehte sich zornig um. „Du bleibst hier, Fritz, was hast du draußen zu suchen?“

„Den Papa!“ flüsterte der Kleine scheu.

Sie wandte sich schweigend gleichgültig dem Fenster zu, während Fritz, das Ohr an die Türe gelehnt, den Schritten des Vaters lauschte. Sie näherten sich ihm — einen Augenblick später hielt Grohnen sein einziges Kind zärtlich in den Armen.

„Wie geht es dir, mein kleiner Bursch?“

Fritz schmiegte sich eng an die breite Brust des Vaters und lehnte seinen Kopf an dessen Hals. Das zarte Kind hatte stets ein Gefühl des Geborgenseins, wenn es sich so an den Vater drücken konnte.

Alexander von Grohnen trat zu seiner Frau, die immer noch zum Fenster hinaussah.

„Guten Tag, Alma.“

Sie antwortete nicht und rührte sich auch nicht.

„Guten Tag, Alma,“ wiederholte er etwas lauter.

Sie kniff die dünnen Lippen noch fester zusammen — das war das einzige Zeichen, daß sie seine Worte hörte.

„O,“ sagte er mit einem ungeduldigen Seufzer, „du ziehst es wieder einmal vor zu maulen. Wenn ich nicht in allen Dingen dir und immer nur dir nachgebe, machst du mir mein Haus unfreundlich. Es gibt aber Dinge, in denen der Mann nicht immer nachgeben kann.“

Sie sah zornig zu ihm auf, ihr Schweigen hielt doch all den Vorwürfen gegenüber, mit denen sie ihn überhäufen wollte, nicht stand.

„Ich will mich nicht immer kommandieren lassen,“ begann sie im Ton eines trotzigen Kindes. „Wenn dir das so viel Vergnügen macht, tu's bei deinen Soldaten, bei mir nicht, ich bin deine Frau, ich kann tun, was ich will.“

„Und wenn es nicht öffentlich geschieht, bleibt mir immer noch übrig, es hinter deinem Rücken zu tun!“ vollendete er ihren Satz mit steigender Bitterkeit.

Sie sah ihn triumphierend an, etwas von listiger Verschlagenheit blitzte in ihren hellen Augen. „Wenn auch! Ich lasse mir einmal nichts befehlen.“

„Von Befehl war keine Rede, ich bat dich nur, dem kommenden Verkehr mit Brynkens tunlichst aus dem Wege zu gehen.“

„Aber ich habe keine Lust, mich von dir einsperren zu lassen, Alex. Diese Frau soll kein Umgang für mich sein und jene auch nicht — warum, weiß ich nicht. Wenn es nach dir ginge, lebte ich ganz still zu Hause. Das haben wir aber nicht gewollt, mein Vater und ich, als ich mich vor sechs Jahren entschloß, dich zu heiraten — deine Schulden zu bezahlen und deiner Familie ein Jahrgehalt auszusetzen. Dazu war Papa gut genug, und zum Dank dafür ließest du dich à la suite stellen, anstatt, wie wir gehofft, uns in die Gesellschaft einzuführen. Papa ist leider über deinen Eigensinn gestorben, aber ich will nicht, daß das so weiter geht. War ich dir gut genug zum Heiraten, mußt du mich auch als deine Frau behandeln . . .“

„Alma, Alma!“ unterbrach er sie mit finsterer Stirn,

„wenn du in dieser Art weiter sprichst, schließe das Fenster, die Träger dort unten können jedes Wort verstehen, und dann bedenke das Kind.“

Sie zog die Schultern hoch und lachte. „Wenn ich dir einmal die Wahrheit sage, willst du nichts davon hören. Aber was ich spreche, mag jeder wissen — du behandelst mich schlecht, du kränkst mich, du bist ein Tyrann, der mich alle Tage fühlen läßt, daß er mich nur meines Geldes wegen genommen hat. Ich will mit Frau von Brynken verkehren, trotz deines Verbotes, denn sie gefällt mir, sie wird mich lehren, was ich noch nicht weiß . . .“

Mit dem Knaben immer noch auf dem Arm, wandte er sich ohne eine Antwort ab, um das Zimmer zu verlassen; er wußte, streiten war nutzlos. Wenn seine Frau nach langem Kampf sich endlich seinem Willen zu fügen schien, so war das doch nur Heuchelei. Sie belog ihn wo und wie sie nur konnte, selbst vor den Dienstboten auf Kosten seiner Würde. — Das mußte er schweigend ertragen, denn er hatte in den langen Jahren bereits einsehen gelernt, daß da keine Änderung zu erzielen war. Aber wie stand er vor sich selber da?

Grohnen strich zärtlich über das dünne, blonde Haar seines Kindes. Dieses liebte er mit der ganzen Tiefe und Innigkeit seiner weichen, aber in sich verschlossenen Natur. Sein Leben war ihm in Stücke gegangen, er gab den Versuch auf, es notdürftig wieder zusammenzuleimen; aber dieses Stückchen Paradies hatte er sich gerettet. Und auch Fritzi liebte den Vater mit der ganzen Hingabe seines kleinen Herzens.

Grohnen hatte den staubigen Dienstanzug mit einem leichten Hausrock vertauscht und sah nun nachdenklich seinem Sohne zu, der auf dem Teppich saß und mit dem Entleeren des Papierkorbes beschäftigt war. Auf den ersten Blick war der Rittmeister eine fast hünenhafte Gestalt, groß, breitschultrig, männlich, aber dann trat in dem regelmäßig geschnittenen Gesicht eine fast frauenhafte Weichheit um den Mund, etwas Melancholisches in den Augen hervor,

und die Umgebung der Nase deutete auf ein scharf angespanntes Gefühlsleben. Alles in allem war er nicht der Mann, seine Frau, die Mutter seines Kindes, schlecht zu behandeln. — Als er damals das unschöne, ungeliebte Mädchen zum Altar geführt hatte, Familienrücksichten halber, da war es sein redliches Bestreben gewesen, Alma die egoistischen Beweggründe seiner Werbung niemals zum Bewußtsein kommen zu lassen. Er hatte gehofft, die Ungleichheiten der Erziehung würden sich in der Ehe allmählich abschleifen, Alma würde sich nach ihm bilden; dagegen mußte er sehr bald die Entdeckung machen, daß er sich in diesem Punkte verrechnet. Sie verstand es, ihm gegenüber ihre kleine, unbedeutende Person stets in den Vordergrund zu stellen, ihn täglich, stündlich fühlen zu lassen, daß sie recht gut die Größe der Mitgift, die sie ihm zugebracht hatte, abzuschätzen wisse; sie machte ihn toll durch Taktlosigkeiten, die sie niemals begriff, durch kleinliches Nörgeln und durch Vertraulichkeiten mit den Dienstboten, die ihm ungeheuerlich erschienen.

Als er inne geworden, daß all sein Mühen nutzlos verschwendet war, daß selbst das Kind kein festeres Band zwischen ihnen geworden, hatte er draußen in tollem Trubel zu vergessen gesucht, was ihm im Hause fehlte, aber er fand keine Befriedigung dabei. Seine Natur war anders geartet. Ein tiefes Sehnen nach Verständnis, häuslichem Glück, uneigennütziger Liebe lebte in ihm und beherrschte ihn um so heftiger, je mehr das Traumbild, das er sich einst erhofft, seinen Augen entschwand. —

Dann kam endlich eine stille Trostlosigkeit über ihn, in der nur der Wunsch nach Frieden wach blieb. Die kleine, unbedeutende, klatschlustige, scharfzüngige Frau, in deren Seele kein Tropfen vornehmer Gesinnung lebte, hatte den Sieg davongetragen. — —

Als Grohnen zum Nachmittagsdienst sein Haus verließ, klopfte jemand im Parterre ein großes Messingschild an die Entreetür, auf dem deutlich zu lesen stand: von Brynken!

Wie man in seinen Kreisen über Brynken dachte, war

Grohnen hinlänglich bekannt. Allein es war doch nur ein Gemunkel, ein stummes Fernhalten seiner Person — mehr auf Grund instinktiven Empfindens. Und Antlaus Freundschaft gab ihm, selbst den größesten Skeptikern gegenüber,



einen gewissen Halt. Nun war Antlau sein Schwadrons-Offizier, beide seine Hausgenossen. Verkehr ließ sich kaum vermeiden, aber ihm behagte diese Aussicht gar nicht. —

Dazu das Interesse seiner Frau für Stefanie ... die Frau hatte keinen guten Ruf, ob mit oder ohne Grund galt ihm gleich, ging ihn auch nichts an, jedenfalls hätte keine Dame seines Regiments sich diesen Verkehr ausgesucht. Und er kannte seine Frau genügend! Bald würden Brynkens von allen Details seines Haushalts und seiner Ehe unter-

richtet sein . . . Alma würde sich über eingebildete Leiden beklagen . . . Geärgert zog er den Säbel, der aufdringlich auf dem Trottoir rasselte, an sich — und in demselben Augenblick bemerkte er Brynken, der ihm entgegenkam.

„Sieh da, Grohnen!“ sagte Theo, stehen bleibend und dem anderen die Hand entgegenstreckend. „Wie geht dir's denn, alter Freund? Es ist eine lange Reihe von Jahren inzwischen verflossen, seit wir miteinander im Kadettenkorps die Schulbank drückten. Aber alte Freundschaft rostet nicht. Ich habe mich riesig gefreut, als ich von meiner Frau hörte, daß der Zufall uns zu Hausgenossen gemacht hat. Wollen tüchtig zusammenhalten, was? In diesem verteufelten Nest findet man so wie so nicht leicht passenden Verkehr.“

Grohnen hatte die Hand des Sprechenden zögernd erfaßt und durchaus nicht so herzlich geschüttelt wie es nach Brynkens Worten wohl zu erwarten gewesen wäre; im Gegenteil, ihm selbst vielleicht unbewußt, prägte sich in seiner Haltung eine kühle Zurückhaltung aus, die der andere wohl merkte, aber zu ignorieren beliebte.

„Ich war über den Zufall nicht weniger erstaunt,“ sagte der Rittmeister, absichtlich das ihm peinliche ‚du‘ vermeidend, dem er ohne empfindliche Beleidigung doch nicht entgehen konnte.

Theo hatte sich ohne besondere Aufforderung dem Vorwärtsgehenden angeschlossen, es lag ihm unendlich viel daran, nun, da die Sorgen des Lebens entschwinden wollten, in seinen alten Kreisen wieder festen Fuß zu fassen. Durch Grohnen und Antlau gelang es ihm vielleicht wieder hineinzukommen, und er war entschlossen, diese Möglichkeit mit fester Hand zu packen.

„Ein besonderes Glück ist es,“ fuhr Brynken ganz harmlos fort, „daß unsere Frauen Gefallen aneinander gefunden zu haben scheinen. Wir Männer, na, wir sind keine Kinder mehr und wissen, was wir zu tun haben. Aber die Frauen! Wir als alte Ehemänner, Grohnen, haben ja wohl unsere Erfahrungen.“

Über des Rittmeisters Gesicht flog wieder der unbehag-

liche Zug. „Du kennst Antlaus Frau?" fragte er ablenkend, widerwillig die alte Freundschaftskette respektierend, die ihn an Brynken band.

„Gewiß! Sie war ja in unserem Hause! Das Kerlchen hat es gut getroffen, sage ich dir. Schwer reich, hübsch und eine von jenen Lammesnaturen, die zu allem Ja und Amen sagen, was dem Manne paßt. Na, ich gönne ihm sein Glück! Das erste, wozu ihm die Heirat verhelfen soll, setze ich gerade in Szene. Wie du mich hier siehst, komme ich direkt vom Rennplatz. Stall gemietet für sechs Renner, von denen drei bereits angekauft, die anderen wenigstens in Aussicht genommen sind. Das nötige Personal ist auch schon da. Eine Menge Scherereien, sage ich dir, und der gute Junge kann mir dankbar sein, daß er bei seiner Rückkehr die größten Schwierigkeiten überwunden vorfindet."

Grohnen hörte mit dem natürlichen Interesse des Reiteroffiziers diesen Auseinandersetzungen zu, dann sagte er: „Unter diesen Umständen muß Antlau allerdings über ein beträchtliches Kapital verfügen."

„Die Frau — natürlich die Frau! Ja, etwas muß man doch für das Opfer seiner Freiheit eintauschen. So viel ich weiß, hat sie ihm Vollmacht über ihr Vermögen gegeben. Das Anfangskapital ist ja überhaupt das Ding, von dem alles abhängt; nachher rentiert sich die Geschichte schon, dafür laß nur mich sorgen. Hierin stehe ich meinen Mann. Ohne Furcht und Tadel, das kannst du mir glauben."

„Wenn Antlau sich nur nicht allzusehr von dieser Leidenschaft beherrschen läßt, er ist ein tüchtiger Offizier, und es wäre schade um ihn; denn wie ich ihn beurteile, läßt er sich zu leicht von einem Gegenstand völlig hinnehmen."

„In diesem Fall gewiß," bestätigte Brynken; „aber du vergißt, daß ich ihm zur Seite bin, und daß er es doch sehr liebt, die Unbequemlichkeiten einer Sache anderen Schultern anzuvertrauen. Außerdem bin ich ja auch sein Kompagnon."

Grohnen sah überrascht auf. Er hatte allerlei über Brynkens mißliche Vermögensverhältnisse reden hören: das mußte demnach unwahr sein.

Und er fühlte das Unbehagen, das er bisher gegen jeden Verkehr mit Brynken gehabt, etwas schwinden, da sich ihm die Überzeugung aufdrängte, es müsse doch nicht alles so hohl und faul in dessen Existenz sein, wie es ihm geschildert worden.

„Und nun will ich dich nicht weiter aufhalten," sagte Theo, der recht wohl den Umschlag in der Stimmung seines früheren Kadettenkameraden bemerkte, stehen bleibend: „Zeit zum Plaudern finden wir voraussichtlich in der Folge noch oft genug. Good by!"

Er reichte ihm die Hand, und diesmal ergriff sie der Rittmeister etwas wärmer. „Auf Wiedersehen; empfiehl mich deiner Frau."

XVI.

Daheim! Dita sagte es sich mit leuchtenden Augen, als sie sich am ersten Morgen nach ihrer Rückkehr gelassen vom Frühstückstisch erhob, den Cedrik soeben in größter Eile verlassen um seine dienstlichen Meldungen rechtzeitig zu machen. Er hatte seinen Kaffee im Stehen getrunken, eine Menge unmöglicher Dinge durcheinander geworfen und war endlich mit einem flüchtigen Kuß auf Ditas Haar davongestürmt. Wie sie im Grunde ihres Herzens seine Liederlichkeit liebte! Und nun sah sie lächelnd auf all die herumgeworfenen Dinge, ordnete sie langsam und ging dann, gleichsam Besitz ergreifend, mit glücklichen Augen durch die Räume, die nun ihre Heimat sein sollten.

Mitten auf dem Tisch des Salons stand ein wundervolles Bukett mit Brynkens Visitenkarte darin, der einzige Willkommensgruß, der dem jungen Paare geworden; Hans Henning hatte sich mit wenigen freundlichen Zeilen begnügt. Dita beugte sich über die Blumen, ihren Duft einzuatmen, aber irgend etwas roch häßlich, wie nach sterbendem Welken, sie standen ja auch bereits seit gestern; sie hob die Vase auf, um sie wegzustellen.

Da klang draußen die Türglocke, und einen Augenblick später trat trotz der frühen Stunde, Stefanie bei der jungen Frau ein. Dita machte sich Vorwürfe, daß ihr dieser Besuch nicht willkommen war, sie hätte so gern noch ein Stündchen allein mit ihren Zukunftshoffnungen verträumt; dennoch sah sie in diesem ersten so ganz unzeremoniellen Besuch der älteren Frau die Absicht eines freundlichen Entgegenkommens, und sie bezwang sich schnell. Stefanie war noch im Morgenrock, ganz wie sie ging und stand, aus ihrer Wohnung weggelaufen und streckte nun, an der Türe stehen bleibend, Dita beide Hände entgegen.

„Wie freue ich mich, daß ihr endlich — endlich da seid," sagte sie, und es war wirklich ein Beben in ihrer Stimme, ein feuchter Blick in ihren Augen, der Dita sofort gewann. „Wie lang mir die Zeit geworden ist! Denn ich war wirklich ernstlich krank — sterbenselend und sterbenseinsam — und, Dita, wir wollen du zueinander sagen, und fleißig verkehren, willst du?"

„Mit tausend Freuden," sagte Frau von Antlau innig. Sie umarmten und küßten sich. Diesmal wich Stefanie Ditas Lippen nicht aus. Sie zog sie dann auf ein kleines Ecksofa, von Palmen überdacht, und sah ihr prüfend in das Gesicht.

„Ja, so sieht das Glück aus," sagte sie nach einem kleinen Weilchen kopfnickend. „So habe ich dich mir gedacht in meiner langen Leidenszeit. Nicht wahr, Dita, du bist glücklich?"

„O, unbeschreiblich. Mehr, als ich sagen kann!"

„Und du trägst mir all die kleinen Bosheiten nicht nach, mit denen ich dich damals geplagt? — Bitte, sei nicht so höflich, mir widersprechen zu wollen, ich weiß das selbst am besten. Aber sieh, Dita, ich war ehrlich neidisch auf dich, du, jung, gesund, reich, im Begriff, all die kindischen Träume eines Mädchenherzens verwirklicht zu finden, und ich! Ich beichte nicht gern, man kommt sich hinterher entweder erbärmlich oder hochmütig vor; aber ich habe mir in meiner

Krankheit vorgenommen, dir das alles zu sagen, deine Verzeihung zu erbitten, ich war so todeseinsam!"

„Stefanie, liebe Stefanie," sagte Dita gerührt und legte ihren Arm um deren Hals, „laß das doch alles ruhen, wir Menschen sind eben keine Engel. Ich trage dir gewiß nichts nach."

„Nichts?"

„Nichts!" Und leise Stefanies Hand streichelnd: „Das Glück macht gut, Stefanie."

„Dann darfst du von mir nichts derartiges erwarten," sagte Frau von Brynken trocken und lehnte sich in das Sofa zurück, doch behielt sie Ditas Hand in der ihren. „Und nun schau mich einmal recht an, wie sehe ich aus, aber ehrlich?!"

„Nicht gut, Stefanie," gab Dita zögernd zu.

„Nun ja, das weiß ich ungefähr selbst. Gelb, mager, gealtert, und du daneben wie eine frische Rose." Sie sprang plötzlich auf mit ihrer alten Elastizität und zog Dita vor den großen Spiegel. „Ein liebliches Bild," sagte sie, die Lippen verziehend, „ja, siehst du, Kind, in meinem Alter kann man sich keine Krankheit mehr leisten, der Luxus kostet uns unser letztes bißchen Aussehen. Freue dich, Dita, ich bin dir jetzt eine wirksame Folie."

Aber Dita schloß ihr schnell den Mund, ein tiefes Mitleid beherrschte sie völlig.

„Ich werde dich gesund und hübsch pflegen, du glaubst gar nicht, was in diesem Punkte für Talente in mir stecken," sagte sie heiter. „Kein Mensch soll dich nachher wiedererkennen."

Stefanie trat an das Fenster, und die Hände auf den Sims gestützt, wandte sie ihr Gesicht der Sprechenden zu.

„Wenn ich dir sagen könnte, was für fürchterliche Stunden ich geistig und körperlich durchgemacht," sagte sie schaudernd, „du würdest es nicht begreifen. Und so einsam dabei, so todeseinsam! Dann kommen die bösen Gedanken und zehren und fressen — willst du mir glauben, daß ich nahe daran war, mich umzubringen?"

„Sprich so etwas nicht aus, Stefanie, schon der Gedanke ist eine Todsünde.“

„Du weißt, daß ich über Sünden und sündigen stets meine eigenen Gedanken gehabt habe,“ sagte sie mit ihrem alten frivolen Lachen. „Ah, bah! Theo hat meine Leidenszeit nicht sehr schwer empfunden.“

„Ich weiß, du Ärmste,“ sagte Dita so voll Zärtlichkeit, daß Stefanie mit großen Augen zu ihr aufsah, dann plötzlich lehnte sie ihr Gesicht an Ditas Schulter und schluchzte laut.

„Stefanie!“ rief Dita ernstlich besorgt.

„Laß mich! Ich bin noch nervös — die Folgen der Krankheit,“ sagte sie ungeduldig, sich zu beherrschen suchend. Dann schüttelte sie heftig den Kopf. „Wahrhaftig, man wird kindisch aus körperlicher Schwäche. Vergiß das, Dita, bitte! A propos,“ — in überstürzender Hast — „weißt du, daß der Rittmeister deines Mannes über euch wohnt?“

„Ja, das weiß ich.“

„Nun, die Frau ist zurzeit meine intimste Freundin,“ sagte Stefanie mit einer Grimasse.

Dita lachte. „Es scheint mit der Freundschaft nur einseitig zu sein, wenn ich dich recht verstehe, Stefanie; ist sie nett?“

„Nett? Darüber ließe sich streiten! Sie mag eine gute, kleine Seele sein — sehr klein, glaube ich — aber in manchen Dingen ist sie geradezu unglaublich.“

„Weshalb? Da ich sie doch auch kennen lernen werde, sie zudem die Frau von Cedriks Vorgesetztem ist, interessiert sie mich etwas.“

Stefanie wühlte sich behaglich in ihr Eckchen, die breiten Ärmelspitzen des Morgenrockes bis an die schlanken Finger ziehend.

„Es ist doch etwas Urgemütliches um das Klatschen,“ sagte sie vergnügt, „obgleich ich, du weißt es, Dita, nur geringe Anlage dazu habe. Wir haben monatelang unter einem Dach gehaust, und niemals habe ich dir in deutlichen Worten ein Klagelied über meine Ehe gesungen, nicht wahr?“

„Ja! Und ich weiß, wie oft mir ein teilnehmendes

Wort auf den Lippen schwebte und immer unausgesprochen blieb, weil ich deine Zurückweisung fürchtete."

„Vielleicht!" sagte Stefanie nachdenklich. „Vielleicht! Die Überlegenheit der Frau, dem unerfahrenen Mädchen gegenüber, hätte ich dadurch eingebüßt. Wer Augen zum Sehen hatte, konnte ja sehen. Aber ich habe auch einen großen Stolz, und der würde mir auch heute noch verbieten zu jammern, wo doch nichts zu ändern ist."

„Du glaubst, die Grohnensche Ehe ist unglücklich?" fragte Dita gespannt.

„Liebes Kind, ich glaube überhaupt nichts mehr, ich weiß alles. Nicht das kleinste Detail ist mir geschenkt worden, und ich weiß nur noch nicht, was ich mehr bewundern soll, die Taktlosigkeit der Frau, oder die Gleichgültigkeit des Mannes. Ich kenne ihn wenig, habe aber nicht viel für ihn übrig, da ich genau weiß, wie er über uns denkt. Paß auf, auch du bist alsbald im Besitz sämtlicher ehelichen Geheimnisse, wenn du ihr gefällst. Nicht ein Tröpfchen vornehmer Gesinnung rollt in ihren Adern. Das macht die Erziehung, Kleine, du kannst es mir bei Gott glauben."

„Ich bin auch nicht von Adel," sagte Dita mit einem kleinen neckenden Lächeln.

„O du! Das ist doch ganz etwas anderes! Ich habe mich ja oftmals im stillen darüber geärgert, daß die Hamburger Kaufmannstochter es jeder Edeldame gleichtat. Der Baronin Antlau kann ich das ja jetzt gestehen. Du würdest niemals über irgend etwas sprechen, das dich oder deinen Mann in den Augen anderer herabsetzte."

„Nie!" sagte Dita entschieden, mit einem kleinen Rot der Freude über Stefanies Anerkennung.

Diese erhob sich. „Schade, nun muß ich gehen! Bei dir ist es so gemütlich, Dita, so warm; drunten bei mir überfällt mich oft ein Frösteln. Wir werden auch viel aufeinander angewiesen sein, wir Frauen, denn mit dem Sport müssen wir die Konkurrenz aufgeben; das wirst du auch noch einsehen."

In der Tür, schon auf der Schwelle, wandte sie noch einmal ihr blasses, müdes Gesicht über die Schulter zurück.

„Einen Staatsbesuch, liebe Dita, schenke ich euch, auch mag dein Mann sich ruhig etwaiger Rücksichten auf mich entschlagen, sage ihm das, dafür rechne ich auf dich."

Dita war ganz erschrocken. „O," entgegnete sie, „das wird Cedrik nicht angenehm berühren, das klingt ja fast, als willst du ihn nicht sehen; er hat dir doch nichts getan?"

Stefanie lächelte. „Nein, gewiß, er hat mir nichts getan! Aber du und der Rennstall werden ihn ganz beschäftigen, es ist nur ein Freundschaftsdienst, wenn ich meine Person aus seinem Pflichtenverzeichnis streiche."

Damit ging sie eilig hinaus, als ob jedes weitere Wort überflüssig sei. —

„Cedrik," sagte Dita nach dem Diner, — „Stefanie var heut vormittag wohl über eine Stunde hier. Die Krankheit hat sie sehr verändert, sie ist gut und lieb geworden."

Er lachte vor sich hin.

„Maus, du bist ein gläubiges Gemüt."

„Was habt ihr nur miteinander gehabt, irgend etwas muß es doch sein," fuhr Dita neugierig fort. „Ihr wart doch sonst so gute Freunde, und sie hat sich vorhin deinen Besuch so quasi verbeten."

Er richtete sich von der Chaiselongue auf dem Ellenbogen auf.

„Wahrhaftig? Das ist ja ganz famos."

„Aber weshalb?" fragte seine Frau eindringlich und sah ihm in das Gesicht. „Ich begreife es einfach nicht."

Cedrik lehnte sich wieder behaglich zurück.

„Sie respektiert eben die Eingriffe ihres Mannes in meine Zeit," gab er launig zu. „Um seinetwillen wirst du mich oft entbehren müssen, Maus."

Sie seufzte. „Stefanie sprach auch davon, es ist doch recht traurig, Cedrik."

„Was?"

„Daß ich dich mit so vielem teilen muß, Dienst und Sport," sagte sie mit einem kleinen Seufzer.

Er lachte. „Ja, das glaube ich, du möchtest mich so ganz für dich allein haben, als reinsten Weiberknecht. Aber siehst du, Schatz, das geht nicht," er sprang elastisch auf, „das geht nicht einmal heut, ich muß mit Theo fort, und zwar gleich. Du bist mir doch deshalb nicht böse, Maus?"

„Heute?" fragte sie enttäuscht. Diesen ersten Tag im eigenen Heim hatte sie sich anders ausgemalt.

Er zog sie an sich und küßte ihr betrübtes Gesicht. „Sei nachsichtig — mir zuliebe!" bat er in seiner alten herzgewinnenden Weise.

Und sie lächelte ihm zu. Was bedeuteten denn auch ein paar einsame Stunden, er kam ja wieder, er blieb ja bei ihr, für immer. —

Auf Cedriks kleinem elegantem Gefährt, das auch Theo ausgesucht, fuhren eine Stunde später die beiden Herren davon. Dita sah ihnen vom Fenster aus grüßend nach, sie lächelte, obgleich ihr ein wenig trübselig zumute war.

Um sich nicht ganz einsam zu fühlen, ordnete sie in ihren Sachen, tat dies und jenes, freute sich auf die Stunde der Heimkehr und vor allen Dingen auf das Morgen, das ihr den Gatten nicht wieder entreißen sollte. Aber die Heimkehr verzögerte sich lange, lange, und endlich kam ein Dienstmann mit einem Brief, in dem ihr Mann schrieb, daß sie noch für ein paar Stunden in den Klub gefahren seien, sie solle nicht warten. Gehorsam ging Dita zu Bett, sie wollte dem wehen Gefühl der Einsamkeit nicht nachgeben. —

Von jenem erhofften Zusammenleben aber, in dem auch das Kleine und Kleinste bindend wirkt und die rechte Zusammengehörigkeit schafft, von dem Dita geträumt als sie dem Manne ihrer Liebe angetraut wurde, zeigte sich in Wahrheit blutwenig. Der Dienst trat in seine Rechte, müde und abgespannt kam Cedrik nach Hause, mit dem einzigen Bedürfnis, zu essen und zu schlafen. Daß er beides mit Behagen tun konnte, dafür sorgte Dita, es war eigentlich das einzige, was ihr für ihn zu tun übrig blieb, denn seine freie Zeit belegte Brynken vollständig. Es verging fast kein Tag, an dem sie nicht in den Ställen draußen waren, ihre Sorgen,



Auf Cedriks kleinem eleganten Gefährt, das auch Theo ausgesucht, fuhren eine Stunde später die beiden Herren davon. (S. 196).

ihre Pläne hatten, von denen dann Cedrik sehr animiert zu Hause zu erzählen pflegte, denen Dita aber nur mit leisem neidvollem Seufzer zuhörte.

Mit Schrecken sah sie, daß das Mädchen nicht einsamer gewesen als jetzt die Frau, und sie machte sich Vorwürfe darüber, daß sie mit einer Art von Bitterkeit an Cedriks Passion dachte.

Mit der Zeit mußte es ja auch anders werden, sobald nur erst die Herbstrennen vorüber waren, auf denen beide sich Lorbeeren zu holen gedachten. So kämpfte sie denn alle Ungeduld und Empfindlichkeit heldenmütig nieder, zeigte ihrem Manne stets ein freundliches Gesicht, und Cedrik dachte gar nicht anders, als daß ihr das auch von Herzen kommen müsse.

Mit Stefanie war sie gern zusammen. Frau von Grohnen dagegen hatte etwas Unsympathisches für sie; da sie dieselbe aber meist bei Brynkens traf, so unterließ sie manchen Besuch, den sie sonst dort abgestattet hätte. —

Es war heiß geworden und draußen drückend schwül, so daß Stefanie und Dita aus dem gemeinsamen Garten ins Haus geflohen waren; stumm und träge saßen sie einander gegenüber, Dita mit der Furcht, das drohende Wetter im Westen könne heraufkommen und Cedrik gerade unterwegs treffen, Stefanie in einem beinahe lethargischen Zustand, in den ihre Schwäche sie jetzt öfter versetzte. Da rollte draußen ein Wagen und hielt vor dem Haus.

Dita schnellte auf und lief ans Fenster.

„Unsere Männer!“ sagte sie mit kaum unterdrücktem Jubel, denn so früh hatte sie Cedrik nicht zurückerwartet.

Stefanie öffnete ein wenig die Augen.

„Willst du fort?“ fragte sie matt.

„Ja. Nimm's nicht übel, aber er wird durstig und hungrig sein.“ Ihre Gedanken drehten sich so ausschließlich um ihren Mann, daß sie bei anderen stets denselben Gedankengang voraussetzte. Stefanie nickte ein wenig.

„Auf Wiedersehen!“

Aber als Dita an der Korridortür stand, versperrte Brynken ihr den Ausgang.

„Daraus wird nichts, Frau Dita. Sie laufen stets davon, wenn ich komme, und dadurch ist Cedrik noch kein einziges Mal ordentlich bei uns gewesen. Freundschaft hat aber auch ihr Recht. Und da wir uns heut miteinander geärgert, haben wir auch begründeten Anspruch darauf, es miteinander hinunterzuschlucken."

Dita machte ein betretenes Gesicht, sie hatte sich so auf ein Zusammensein mit ihrem Manne gefreut!

„Stefanie ist noch immer leidend, Theo," sagte sie und sah ihren Gatten an.

„Seit wann hat sich Stefanie um das Hauswesen derangiert?" fragte er achselzuckend. „Nein wahrhaftig, Dita, ich nehme Ihnen Ihr Widerstreben ernstlich übel; den Honigmond so lange auszudehnen, ist ein Unrecht an der Gesellschaft."

Sie errötete ein wenig.

„Ich dachte nur an Stefanie," sagte sie schnell, denn jeder Hinweis auf ihre junge Ehe war ihr noch peinlich.

Sie traten in das Wohnzimmer, von wo Frau von Brynken ihnen mit erstaunten Augen entgegensah; sich erhebend kam sie langsam auf die Eintretenden zu. In der gewitterschwülen Dämmerung, die schon im Zimmer herrschte, sah sie doppelt blaß und leidend aus.

„Sei so gut und laß etwas zu essen und zu trinken besorgen," sagte Theo, „Antlaus sind heut abend unsere Gäste."

Sie drückte schweigend auf den Knopf der elektrischen Klingel, dann wandte sie sich an Cedrik.

„Ich freue mich wirklich, Sie auch wieder einmal bei mir begrüßen zu können," sagte sie höflich aber eiskalt, „Sie finden im allgemeinen jetzt wenig Zeit."

„Und auch heute verdankst du es nur einem gewaltigen Ärger, den wir draußen hatten," fiel Theo ein. „Der Bengel, der die Stallwache hatte, muß nicht aufgepaßt haben, denn wir fanden heut Great Eastern mit einer geschwollenen Fessel. Der Stern unseres Stalles! Vielleicht hindert uns

das am Herbstrennen, denn die anderen Pferde sind noch nicht genügend trainiert."

„Ach," sagte Stefanie interessiert und sah ihren Mann an, „das ist ja ein abscheulicher Zwischenfall. Was habt ihr gemacht?"

„Erst ein paar Jagdhiebe für den Bengel, dann den Tierarzt. Ich hoffe doch, wir schaffen es wieder."

Er hatte sich in einen Schaukelstuhl geworfen, den er, bequem ausgestreckt, in Gang setzte, Cedrik machte es ähnlich. Stefanie ging im Zimmer umher und sprach mit Verständnis und Interesse von all den Dingen, die den beiden Herren am nächsten lagen, aber sie vermied dabei, Cedrik anzusehen, und wenn es ja einmal geschah, so blieb ihr Blick nicht an ihm hängen, gleichgültig glitt er weiter, als sei er für sie eine ganz fremde Person. War das Absicht, oder empfand sie wirklich nichts mehr für ihn! Er begriff den Vorgang, der sich in ihrem Innern abgespielt haben mußte, um diese Gleichgültigkeit zu ermöglichen; trotzdem ärgerte es ihn. Im Laufe des Abends sagte er einmal:

„Wenn Sie wirklich so viel Interesse an unserem Stall hätten wie Sie tun, Stefanie, wären Sie längst einmal mit hinausgefahren."

Ihre Augen leuchteten einen Augenblick auf, gleich darauf wandte sie sich kühl zur Seite.

„Wozu! Es würde mich anstrengen, denn ich bin noch leidend, und die erste dazu ist doch Ihre Frau."

„Dita hat auch nicht eine Spur von Interesse oder Verständnis dafür — leider!" sagte er seufzend.

Sie zuckte die Achseln.

„Und mich geht's im Grunde genommen auch gar nichts an," war ihre abweisende Antwort. „Wenn Theo das Seinige tut, kann ich füglich aus dem Spiel bleiben."

„Ah, wenn es Ihnen kein Vergnügen macht, das ist dann etwas anderes," antwortete er pikiert. „Wissen Sie, Stefanie, daß Sie früher liebenswürdiger waren?"

Er sah sich um, als er das sagte, aber niemand hatte seine Worte gehört, denn Brynken und Dita sorgten für den

Abendtisch. Seine Augen, diese verführerischen, sonnigen Augen suchten die ihrigen, aber sie sah flüchtig hinweg zum Fenster hinaus.

„Möglich! Was tut es! Der Mensch ändert sich eben." Kein Zeichen, keine Spur, daß sie der Vergangenheit gedachte.

„Sind Sie böse auf mich, daß ich Ihnen Theo wieder fortschicke? Ich kann nicht abkommen, und auf dem Hamburger Rennen hoffen wir unseren letzten Bedarf zu decken," begann er wieder.

Sie zuckte die Achseln. „Eine sehr überflüssige Bemerkung, Cedrik, Sie wissen ja gut genug, daß Theo mir nicht zum Leben notwendig ist."

„Wie gefällt Ihnen Dita?" fragte er mit der direkten Absicht, sie zu quälen, „ist sie nicht eine reizende Frau geworden?"

„Ja!" Sie hatte ein wenig gezögert, ehe sie das Wort aussprach, desto schneller setzte sie hinzu: „Lassen Sie sie nicht zu viel allein, Cedrik, das verstimmt."

Er lachte. „Dita ist sehr gut," versicherte er.

Wieder ein Achselzucken, und dann Schweigen, langes Schweigen, bis die anderen wiederkamen.

Am Abend sagte Cedrik, als er mit seiner Frau in seine Wohnung kam: „Wie töricht, Maus, daß wir unten geblieben sind. So ein schöner Abend, den wir ganz für uns allein gehabt hätten! Fandest du die Geschichte nicht steif und langweilig? Seitdem Stefanie die Kranke spielt, ist sie unleidlich geworden."

„Spielt?" wiederholte Dita vorwurfsvoll, indem sie ihren Kopf an die Schulter ihres Mannes lehnte, „sie ist es wirklich. Sahst du nicht, wie elend sie aussieht?"

„Ja, sie hat höllisch verloren. Nun, Schatz, ich denke nicht, daß wir uns die Sorgen anderer zu Herzen nehmen! Besonders nicht in einem so gemütlichen Augenblick wie dem jetzigen."

Er setzte sich in einen tiefen, breiten Lehnstuhl und zog sein junges Weib auf sein Knie. Die Fenster standen offen, von draußen hörte man nichts als das Plätschern des starken

Gewitterregens und in der Ferne ein leises Donnerrollen, drinnen brannte die verschleierte Lampe auf dem Bronzefuß nur auf Halblicht. Dita lehnte ihre Wange an die ihres Mannes und den Arm um seinen Hals. Dann sagte sie nach einer kleinen Pause halblaut: „Sieh, Cedrik, so habe ich mir ein Zusammenleben zweier Menschen gedacht und ersehnt, die sich über alles lieben. Aber nicht allein körperlich eng aneinandergeschmiegt, sondern auch geistig. Seele an Seele. Eine in die andere übergehend, verschmelzend, daß die Grenzen der meinen und der deinen zu einer einzigen großen, allmächtigen Einheit verschwimmen."

Er lachte lustig auf, aber sie schloß ihm schnell mit der Hand den Mund.

„Lache jetzt nicht, Liebster," flüsterte sie noch leiser, „laß mich einmal in diesem Augenblick sprechen wie mir ums Herz ist und höre mir zu." Ihre Hand glitt kosend über sein weiches, lockiges Haar, als sie fortfuhr: „Ich habe manchmal das Gefühl, wenn ich dich auch noch so fest in meinen Armen halte, als wäre zwischen uns ein leerer Raum, den ich ausfüllen müßte um jeden Preis, denn ich habe dich so lieb, Cedrik, so lieb, daß ich nichts zwischen uns dulden will, nicht einmal diesen leeren Raum. Seitdem ich deine Frau bin, habe ich ein Recht auf dich, und mit diesem Recht suche ich deine Seele. Sage mir, mein Einziger, Liebster, wie kann ich sie finden?"

Er hatte mit steigendem Staunen ihren Worten zugehört, nun richtete er sich aus seiner bequemen Lage empor, und sie ein wenig von sich schiebend, sagte er halb lachend, halb bestürzt: „Welch ein Unsinn, Herz! Meine Seele! Ich weiß nicht einmal genau, wo sie sitzt, wie sie beschaffen ist, und ob du sehr erbaut von ihr sein würdest. Quäle dich nicht mit solchen Hirngespinsten, Maus, sondern nimm das Leben wie es ist, heiter, gemütlich und sorgenlos. Deine Anspielung von dem leeren Raum habe ich recht gut verstanden," er zupfte sie am Ohrläppchen, „du meinst damit den Rennstall, der zwischen uns liegt. Aber siehst du, Schatz, sein Vergnügen muß der Mensch einmal haben, und



meine Rennpferde sind am Ende doch Nebenbuhler, die du dir gern gefallen lassen kannst."

Sie schwieg ein Weilchen, dann sagte sie mit unterdrücktem Seufzer: „Du hast mich nicht verstanden, Cedrik, ich muß mich falsch ausgedrückt haben."

Er sprang auf. „Laß es gut sein, Maus, es ist spät,

und morgen muß ich früh in den Dienst. Hat dir Stefanie ihre Theorie eingeimpft, daß in der Ehe meist ein Teil den anderen mit Haut und Haaren auffrißt, und möchtest du mich am Ende so verspeisen? Ich halte die ganze Geschichte für Blödsinn. Friedlich und fröhlich nebeneinander leben, sich lieb haben, das scheint mir die Hauptsache in einer glücklichen Ehe. So wollen wir es halten. Und nun komm zu Bett, Schatz."

Aber Dita lag noch lange wach und grübelte über das geistige Band, das ihrer Meinung nach Eheleute verbinden müsse. Cedrik hatte sie ausgelacht. Vielleicht ließ es sich auch nicht deutlich in Worte fassen, was sie eigentlich meinte, und so nahm sie sich denn vor, schweigend und unermüdlich um das zu werben, was sie als Notwendigkeit empfand: um den Besitz seiner Seele.

XVII.

Der Garten, der an die Rückseite des Hauses stieß, gehörte allen Mietern gemeinschaftlich und wurde von ihnen desto ungenierter benutzt, je mehr sie miteinander bekannt wurden.

Fritzi hatte sein Spielplätzchen, und von ihrem Schlafzimmer aus konnte Dita den Kleinen stundenlang im Sande graben oder tiefsinnig in sein Bilderbuch starren sehen. Er war ein stiller Knabe, scheu gegen Fremde, und Dita hatte bisher wenig Berührungspunkte mit ihm gehabt, trotz ihrer Vorliebe für Kinder. Es schien ihr auch, als ob Grohnens nicht besonders gern sehen würden, wenn eine Fremde sich im Herzen ihres einzigen Kindes einen Platz zu erobern suchte, und diese Eifersucht begriff sie vollkommen.

In diesem Augenblick sah sie Frau von Grohnen in nachlässigem Morgenkostüm aus dem Hause kommen und eilig auf das Kind zugehen, nun beugte sie sich zu ihm herab — aus Haltung und Gebärde sah man deutlich, daß sie zornig war. Zuerst sprach sie auf den Knaben ein, dann riß sie ihn am Arm empor, schüttelte ihn hin und her, und endlich,

immer noch nicht zufrieden, schlug sie in blindem Zorn auf das Kind los; dann warf sie es zur Seite, und ohne sich nur noch einmal umzusehen, raste sie in das Haus zurück.

Atemlos hatte Dita oben am Fenster diese Szene mit angesehen. Das Herz krampfte sich ihr zusammen, und ihr Gerechtigkeitsgefühl lehnte sich gegen diese harte Züchtigung auf. Was konnte ein fünfjähriges, stilles Kind verbrochen haben, das eine so exemplarische Strafe verdiente!

Sie blieb am Fenster stehen und sah mit wehem Herzen auf den Knaben, der sich eben taumelnd erhob. Beim Fall war sein Spielzeug zerbrochen, mit dem er sich vorher beschäftigt hatte, und diese Erkenntnis im Verein mit dem Vorangegangenen schien sein kleines Herz bis zum Bersten mit Kummer zu erfüllen. Er legte die Ärmchen auf den Rasen, den Kopf darauf und begann so intensiv zu schluchzen, wie nur ein Erwachsener in schweren Herzensnöten. Der ganze kleine Körper zuckte und bebte, und auf seinen unbedeckten Kopf brannte die Sonne.

Länger hinzusehen war Dita nicht möglich. Wie sie ging und stand, nur im weißen Morgenkleid lief sie hinunter, in den schon heißer werdenden Garten. Das Kind hörte ihren Schritt nicht, so versunken war es in seinen Kummer, erst als Dita dicht neben ihm stand und mit leiser Stimme „Fritzi" rief, fuhr er erschrocken zusammen. Sein Weinen verstummte, scheu hob er den Kopf. Dita sah in ein ganz entstelltes Kindergesicht, und ohne Besinnen hob sie das kleine Kerlchen auf und trug es auf den Armen zur nächsten schattigen Bank. Einen Augenblick zuckte der kleine Körper, als entwände er sich mit Gewalt jeder Berührung, dann blieb er still, ohne sich zu regen, liegen.

Dita setzte sich und hielt das Kind auf ihrem Schoß, mit sanfter Hand strich sie ihm die feuchten dünnen Löckchen aus der erhitzten Stirn. Nach einer Weile erst, als sie ein ganz leises Anschmiegen des zarten Körpers spürte, fragte sie sanft und freundlich: „Warum hat Fritzi geweint?"

Der Kleine schwieg. Erst nach langer, langer Pause kam seine halblaute Antwort: „Mama war so böse."

„Weshalb? Warst du unartig?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Mamas weiße Puppe ist heruntergefallen und entzwei. Aber ich war es nicht,“ fuhr er plötzlich eifrig fort, indem er sich aufrichtete. „Es war ja die Lore, ich habe es gesehen.“

„Hast du das Mama gesagt?“

„Ja, aber sie sagt, ich lüge! Ich lüge niemals,“ versicherte er treuherzig.

„Ein gutes Kind darf auch nicht lügen,“ erwiderte Dita ernsthaft. „Und ich glaube, daß du ein gutes Kind bist, Fritzi.“

Ein helles Lächeln flog über das schmale Gesichtchen.

„Papa glaubt es auch.“

„Aber weshalb denkt denn Mama, die Lore habe die Wahrheit gesagt und nicht du?“ fragte Dita weiter, die diese Möglichkeit einfach nicht begriff.

„Ich weiß nicht, sie hat sie wohl lieber,“ entgegnete er endlich nach angestrengtem Nachdenken. „Sie glaubt ihr alles, was sie sagt. Und die Lore lügt doch, sie lügt auch bei dem Papa.“

„So, so!“ sagte Dita, nicht gewillt, mehr aus dem häuslichen Leben ihrer Hausgenossen zu hören. „Also der Papa glaubt, daß du ein guter Junge bist. Hat er dich sehr lieb?“

„Ja — sehr. Und ich ihn auch. Sehr! — Sehr! — Sehr.“

„Und die Mama?“

Der Kleine schwieg. „Manchmal ist sie so böse!“ sagte er endlich scheu.

Dita streichelte wieder sein Haar. Ein heißes Mitleid mit diesem Kinde, das entbehren mußte, was sie so gern mit vollen Händen gegeben: Mutterliebe, Muttersorge, wallte in ihr auf.

„Wollen wir gute Freunde werden, Fritzi?“ fragte sie nach einer Pause. „Willst du mir einen Kuß geben?“

Das Kind richtete sich auf, umfaßte ihren Hals und küßte sie zärtlich; das unbewußte Empfinden, daß diese Frau es gut mit ihm meine, besiegte seine Schüchternheit.

Grohnen kam gerade die Treppe in den Garten hinab, um nach seinem Sohn zu sehen. Überrascht blieb er stehen. Diese Zärtlichkeit seines scheuen, kleinen Knaben gegen eine Fremde war ihm kaum glaublich. Dann ging er langsam näher. Die Gruppe, die ihn nicht kommen sah, interessierte ihn sehr. Endlich stand er nur noch wenige Schritte von der Bank entfernt.

„Guten Tag, Gnädigste, verzeihen Sie, wenn ich störe!"

„Papa!" schrie Fritzi jubelnd, machte aber keine Miene, Ditas Schoß zu verlassen.

Sie rückte ein wenig zur Seite. „Wollen Sie nicht Platz nehmen? Die Bank reicht für uns alle aus. Ich hoffe nicht, daß Sie gekommen sind, um unseren jungen Freundschaftsbund hier zu stören." Dabei sah sie ihn prüfend an.

„Es ist mir lieber, mich ihm anzuschließen," sagte er lächelnd.

„Dann sind Sie willkommen."

„Ich bin noch im Dienstanzug, verbrannt und verstaubt, Gnädigste, wie es dem Krieger geziemt, entschuldigen Sie mich gütigst. Als ich aber oben hörte, Fritzi sei im Garten, trieb es mich doch zuerst her. Er ist ein zartes Kind und muß ängstlich bewacht werden."

„Sie lieben ihn sehr," sagte sie. „Und er vergilt es Ihnen reichlich."

Ein sonniges Lächeln, das ihn merkwürdig verschönte, flog über sein Gesicht. „Vater und Sohn," sagte er. „Wenn das kein Band ist, das fest bindet, gibt es überhaupt keins auf der Welt. Ich schäme mich des Geständnisses gar nicht, daß sich für mich um diesen kleinen Blondkopf hier alles im Leben dreht. Und wie zutunlich er zu Ihnen ist! Ich kann mich vor Erstaunen gar nicht fassen! Dies schüchterne, scheue Kind."

Er strich behutsam über die dünnen, blonden Löckchen, mit einem Ausdruck von Weichheit und Zärtlichkeit, der Dita rührte.

„Kinder haben mich immer geliebt," sagte sie mit einem Anflug von Stolz.

Er betrachtete sie ohne alle Zurückhaltung. „Das schönste Zeugnis, das einer Frau ausgestellt werden kann — in meinen Augen."

„Man braucht dazu weder schön, noch witzig oder geistreich zu sein," lächelte sie.

„Aber gut. Weib im idealsten Sinne des Wortes."

Sie errötete, und plötzlich fiel ihr ein, daß Grohnen und Cedrik doch bei derselben Schwadron standen, daß, wenn der Rittmeister also zu Hause war, auch ihr Gatte nicht mehr fern sein konnte.

„Ist mein Mann nicht mit Ihnen gekommen?" fragte sie ganz unvermittelt, schon im Begriff sich zu erheben, denn jede Fiber ihres Herzens zog sie zu Cedrik.

„Nein, Gnädigste. Er bat mich, Ihnen zu sagen, daß Sie nicht mit dem Essen auf ihn warten möchten, er sei zu seinen Pferden hinaus. Brynken wartete vor der Kaserne auf ihn, er schien ihm keine angenehme Nachricht zu überbringen, denn Antlau erbat sich sofort Urlaub für den ganzen Tag."

„Dieser unglückselige Rennstall," sagte Dita unbedacht mit einem tiefen Seufzer.

Er legte die Hand an den Säbel und stieß ihn etwas im Kies hin und her.

„Meine gnädigste Frau, darf ich mir ein offenes Wort erlauben, das der Gattin des Kameraden gilt?"

Sie sah ihn an und nickte ernsthaft:

„Gewiß, ich werde Ihnen dankbar sein."

„Wenden Sie ein wenig Ihren Einfluß an, daß Ihres Gatten Passion nicht allzusehr überhand nimmt. Ich fürchte, er läßt sich zu stark davon beherrschen," begann er vorsichtig, „der tüchtige, schneidige Offizier, als den ich ihn bisher gekannt habe, der nebenher Sportsmann sein kann, ist im Begriff sich so völlig zum Sportsmann umzugestalten, daß sein Beruf darunter leidet. Ich bin ihm entgegengekommen, so viel ich konnte, habe ihn von den Anforderungen des Dienstes entbunden, so viel ich vermochte, aber ich fürchte, auf die Dauer wird das doch nicht angängig sein.

Man kann nicht mit der gleichen Glut zweien Herren dienen. Und im Grunde ist das auch eine gefährliche Sache."

Dita sah ganz erschrocken aus.

„Ich glaube nicht, Herr von Grohnen, daß eine Mahnung nach dieser Richtung hin ungehört an meines Gatten Ohr verklingen wird — aber ich fürchte doch" — mit tiefem Seufzer — „auf seine Passion habe ich nur geringen Einfluß. Da ist Herr von Brynken. . . . . ."

„Hm — Brynken . . ." wiederholte Grohnen in eigenem Ton.

Sie sah ihn an. „Haben Sie irgend etwas gegen ihn?" fragte sie unsicher, nicht recht einig mit sich, ob sie diese Frage tun dürfe.

„Gewiß nicht. Er ist absolut vollkommen in dem, was er sein will, nämlich als Sportsmann. Antlau ist in vielen Dingen sein Gegenstück; daher wohl die zu starke Beeinflussung — wenn Sie, meine gnädige Frau, nicht die Wage halten."

Dita schüttelte den Kopf.

„Wir Frauen können nicht beeinflussen, nur glätten und ausgleichen."

„Ah!" sagte er bitter und warf den Kopf auf, „die Menschen sind verschieden! Solchen Naturen wie Ihrem Gatten kann eine Frau viel sein."

„Herr von Grohnen" — Dita hatte inzwischen ernsthaft erwogen, was sie zu tun habe — „ich will versuchen, Ihren Andeutungen nachzukommen. Darf ich Ihren Namen nennen?"

Er sah sie nachdenklich an.

„Gewiß, Gnädigste, ich stelle das ganz in Ihr Ermessen. Nur vergessen Sie nicht — der Kamerad sprach zu Ihnen, nicht etwa der Vorgesetzte."

Lächelnd sah sie zu dem Aufgestandenen in die Höhe. „Ich danke Ihnen, Herr von Grohnen."

„Und nun komm, Fritzi," er nahm den Kleinen in seine Arme, „jetzt gehen wir, damit die gnädige Frau unserer Gesellschaft nicht ganz überdrüssig wird."

Dita hielt die kleine, blaugeäderte Hand fest und sah zärtlich auf das Kind.

„Wir sind nun gute Freunde, nicht wahr?"

Statt aller Antwort reckte es ihr sein Mäulchen entgegen, und sie küßte es herzlich.

Am Abend desselben Tages war es, als Cedrik geärgert, ermüdet und bestaubt nach Hause fuhr, nachdem er Theo im Klub abgesetzt. Dicht vor ihm betrat Stefanie die Stufen, die zu der Haustür emporführten. Sie ging in nachlässiger Haltung und nachlässigerer Kleidung als er sie sonst zu sehen gewohnt war, anscheinend ohne ihn zu bemerken, und doch mußte sie das Rollen der Räder seines Wagens gehört haben.

Mit einem Satz flog er herab, hinter ihr her in das Haus. Sie lehnte atemlos, vom Steigen der niedrigen Parterretreppe erschöpft, an dem kalten Marmor des Flures; mit flüchtigem Griff an die Mütze stürmte er an ihr vorbei. Sie sollte sehen, wie eilig es ihn zu Dita zog, hoffte er im stillen. Plötzlich besann er sich, da sie keine Notiz von ihm nahm, und kehrte um.

„Ich hätte Sie wahrhaftig nicht erkannt, Stefanie," sagte er boshaft. „Sie sehen aus wie eine alte Frau."

Sie drehte kaum ein wenig den Kopf.

„Die bin ich auch."

„Ach, reden Sie nicht!" Er stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf. „So wie Sie jetzt sind und aussehen, so bringt keine Krankheit herunter. Sie *wollen* nicht gesund sein — nicht leben, das ist es."

Sie zuckte die Achseln. „Und wenn!" sagte diese stumme Bewegung.

„Ich mag Sie so nicht sehen," fuhr er gereizt fort, „es ist mir wie ein stummer Vorwurf . . ."

Sie drehte langsam den Kopf und sah ihn groß und kühl an.

„Welch ein Irrtum, lieber Antlau! Sie sind mir ein Fremder, ein Mann, der meiner Freundin gehört, also ein Heiligtum für mich. Ich fühle auch nicht mehr das geringste

Interesse für Sie. Den Mann, den ich einst geliebt habe, betrachte ich als Toten."



„So!" rief er pikiert. „Ihre Unterschiede sind sehr fein, ich glaube nur nicht so recht daran. Eins aber will ich Ihnen doch noch aus alter Freundschaft sagen: zwingen Sie sich, wieder das zu werden, was Sie gewesen."

Ohne Zorn, mit müder Gleichgültigkeit sah sie ihm in das Gesicht.

„Warum? Es ist so einerlei, was aus einem Menschen wird, wenn er sich selber aufgegeben hat. Die guten Frauen bleiben euch ja doch noch, und Ihre Frau ist eine gute Frau.“

„Sie singen jetzt immer bei jeder Gelegenheit ihr Lob, Stefanie. Wie komisch das manchmal klingt.“

„Ich wiederhole Ihnen, sie ist eine gute Frau.“

„O, gewiß. Aber gute Frauen gibt es eine ansehnliche Zahl; so einen kleinen Satan wie Sie waren, so pikant, so amüsant und launig, den findet man nicht so leicht. Schade, jammerschade um Sie!“

Ihre Hände berührten den elektrischen Klingelknopf. Die Tür öffnete sich vor ihr.

„Leben Sie wohl!“ sagte sie mit einer unnachahmlichen, hoheitsvollen Gebärde, wandte den Kopf über die Schulter und nickte ihm leicht zu. „Grüßen Sie Dita.“ —

Dita empfing ihn mit offenen Armen wie stets. Klagen über sein spätes, unverläßliches Kommen unterdrückte sie meist, und heute sah sie noch aus seinem verstimmten Gesicht, daß ihm etwas quer gegangen sein mußte. Nach einer kleinen Weile brach er denn auch los:

„Ärger hat man, Ärger, daß man sich die Haare ausraufen möchte! Der Trainer ist viel zu schwer für unseren Favoriten, und die geschwollene Fessel von Great Eastern wird auch immer schlimmer. Zuletzt können wir ihn noch zum Schinder schicken! Freilich, du verstehst davon nichts.“

„Aber Cedrik,“ sagte sie begütigend und legte ihren Arm um seinen Hals, „laß dir doch dadurch nicht die Laune verderben! Schließlich muß Brynken für Ersatz sorgen, das wäre doch das Schlimmste.“

Er schob sie im Übermaß des Erstaunens von sich und sah sie an.

„Liebes Kind, du sprichst davon wie von einem Butterbrot; das macht weil du keine Ahnung hast. Es ist schließ-

lich dein Geld, das ich verpulvere, und an konsequentem Unglück ist schon manch großes Vermögen zugrunde gegangen."

„Sprich nicht von meinem Geld," sagte sie hastig und schloß ihm den Mund. „Ich gehöre dir mit Leib und Seele, wie kannst du da etwas, was mir gehört, anders ansehen als ebenfalls dir schrankenlos zugehörend."

„Das ist sehr nett von dir, Dita, aber besser wäre es vielleicht doch, du hülfest mir zuweilen rechnen. Das war von jeher ein Mangel bei mir, und deine Großmut wird mich nun vollends verwöhnen."

„Wenn du mich lieb hast, Cedrik, sprich nicht so. Ich bin ja überglücklich, wenn du nur Freude davon hast."

„Guter Kerl," sagte er ganz gerührt und küßte seine Frau. „Dein Vertrauen soll nicht getäuscht werden."

Ein Weilchen später, als sie bequem und gemütlich nebeneinander auf dem Balkon saßen, fiel Dita ein, was Grohnen ihr gesagt. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie das Recht habe, sich in diese Angelegenheiten ihres Mannes zu mischen; er sah wieder so heiter und unbekümmert aus wie gewöhnlich. Dann aber siegte das Bewußtsein, daß sie alles mit ihm zu teilen habe. Sie begann also von dem Kleinen und ihrer Begegnung mit dem Rittmeister zu sprechen; aber er hörte nicht den doch etwas ängstlich tastenden Ton aus ihren Worten.

Und sie erzählte ihm Grohnens Äußerungen mit der Bitte, doch diese Mahnung zu beherzigen.

„Ich weiß wohl, daß der Rennstall deine Passion ist," schloß sie mit einem kleinen Seufzer, „aber der Dienst ist doch etwas Wichtigeres als schließlich eine Passion."

Er sah sehr erregt und erzürnt aus, das Blut stieg ihm sichtbar in die gebräunten Wangen.

„Seit wann steckt sich denn Grohnen hinter Weiberröcke?" fragte er scharf.

„Er dachte wohl, von meinen Lippen würde es dir weniger unangenehm klingen und — vielleicht wirksamer sein. Du tust es eben dann mir zur Liebe, Cedrik."

Er biß sich auf die Unterlippe.

„Im Gegenteil, ich bin empört. Und wenn dir der Herr Rittmeister wieder etwas sagen sollte, dann adressiere ihn doch lieber an mich.“

„Aber — er hat recht,“ sagte sie aufstehend und seinen Kopf in ihre Hände nehmend. „Möchtest du es nicht doch lieber überlegen? Alles kann dir der Rennstall nicht sein, und wenn ich mit ihm teilen muß, der Dienst darf es nicht.“

Sie streichelte ihn mit leisen Fingern; schließlich lächelte er.

„Ich werde mir deine Worte hinter die Ohren schreiben, Madame Weisheit! Es ist doch zu toll, wie man sich von den Frauen gängeln läßt.“

XVIII.

In Stefanie war ein neuer Geist gefahren, oder vielmehr der alte war zurückgekehrt seit jener Unterredung mit Cedrik. Jeder prüfende Blick in den Spiegel hatte sie belehrt, daß sie wirklich im Begriff war alt und häßlich zu werden. Alt und häßlich! Zwei Worte, die sie von all dem ausschlossen, was bisher den Inhalt ihres Lebens ausgemacht. Und um wen? Um was? War es Cedrik wirklich wert, daß sie um seinetwillen sich vor der Zeit einsargte in den lebendigen Tod einer Frau von Welt, für die Erfolge alles bedeutet hatten? Bah! Wenn sie wollte, wenn sie es darauf anlegte mit aller Macht ihres Willens, dann — dann war ihr gegenüber Dita, die Frau desjenigen, den sie mehr geliebt als sich selbst, immer noch im Nachteil.

Sie zog mit hastigem Griff die Haarnadeln aus dem Knoten am Hinterkopf. In spärlicher Fülle, hart und spröde im einzelnen, sank ihr das Haar auf die Schulter. Nichts von Weichheit und Schönheit zeigte sich da, nichts, was bestricken und verwirren konnte. Und ihr Gesicht dazu, mager und gelblich, mit den großen, irrlichternden Augen und den unregelmäßigen Zügen — nichts, nichts, was ihr auch nur auf einer Linie den Schönheitssieg versprach. Aber sie lachte,



Sie zog mit hastigem Griff die Haarnadeln aus dem Knoten am Hinterkopf.
(S. 214).

als sie der Vergangenheit gedachte! Dieselben Männer, die der Schönheit Tempel bauen, fallen der Pikanterie rettungslos zum Opfer.

Stefanie griff mit beiden Händen in ihr Haar und hob es hoch; eine bacchantische Siegessicherheit rann ihr durch die Adern. Nur wollen — wollen — und alles war wieder wie sie es wünschte.

In dem Augenblick öffnete Dita die Tür — die Damen ließen sich gegenseitig nicht mehr anmelden — und blieb erstaunt auf der Schwelle stehen.

„Fehlt dir etwas, Stefanie?" fragte sie betroffen durch den Anblick, der sich ihr bot.

Stefanie drehte ihr Gesicht der Eintretenden zu, ohne ihre Haltung zu verändern.

„Ja," sagte sie langsam. „Mir fehlt die Gesundheit, die Lebenslust, und ich bin eben mit mir zu Rate gegangen, ob es lohnt wieder aufzunehmen, was man schon fortgeworfen hat. Was meinst du?"

„Es ist unsere Pflicht, alles zu tun, was wir können, um unseren Platz im Leben zu behaupten," meinte Dita ernst. „Du kennst ja meine Ansichten."

Stefanie lachte wieder.

„Du hast recht, ich will nicht länger krank sein, ich will nicht! — Ich habe es satt! — satt! — satt! —" rief sie und stampfte den Boden. Es lag etwas Eigentümliches in der Art ihres Gebahrens, das Dita nicht entging.

„Du regst dich unnütz auf," mahnte sie besorgt.

„Ich rege mich nicht mehr auf! Siehst du nicht, wie mir das Blut schon schneller durch die Adern kreist, wie ich Herr werde über meine Schwäche? Der Wille — der Wille ist im Leben der Hauptfaktor."

Und Stefanie bewies, daß sie recht damit hatte. Sichtbar blühte sie von Tag zu Tag auf. Ihre alte Elastizität kehrte zurück, die Augen bekamen denselben lockenden Glanz wie früher, und ihre Laune war sprudelnd wie in ihren besten Tagen. Theo konnte sich nicht enthalten, seine Zufriedenheit über diesen Wechsel zum Guten, der ihm sehr gelegen

kam, auszusprechen, und Dita staunte im stillen über die vermeintliche Selbstbeherrschung der Freundin.

„Gott sei Dank,“ sagte Cedrik mit Befriedigung, „daß Stefanie wieder die alte ist; man fühlt sich doch einmal wieder gemütlich bei Brynkens.“

Dita sah ihren Mann verwundert an.

„Du bist sehr nachsichtig gegen sie. Ich glaubte heut abend das Gegenteil von dir zu hören, denn sie behandelt dich nicht gut.“

Er streckte sich. „Ah, bah, das schadet nichts. Mag sie ihren Witz an mir üben! Wenn eine Frau einen Mann schlecht behandelt, hat er am wenigsten Grund, sich über sie zu beklagen.“

Und er lachte, als er an eine besonders boshafte Bemerkung dachte, die Stefanie ihm noch zu guter Letzt zugeworfen. —

„Theo,“ sagte Stefanie an demselben Abend zu ihrem Mann, als sie, im Begriff sich zu entkleiden, vor den Spiegel trat. „Eins kannst du mir am Ende sagen: Wie steht es mit eurem Rennstall?“

Brynken, der schon im Bette lag, schleuderte den Zigarrenrest zu Boden.

„Du hast doch ein seltenes Talent, mich immer an Unangenehmes zu erinnern.“

„Unangenehmes?“ wiederholte sie gedehnt. „O, dann habe ich so ungefähr den Maßstab für den Gang eurer Geschäfte.“

„Geht es dich etwa etwas an?“ fragte er grob.

„Ja und nein! Die Sorgenlosigkeit, in der wir jetzt leben, behagt mir, ich habe durchaus keine Sehnsucht nach dem alten Elend.“

Theo gähnte. „Davon ist vorläufig überhaupt keine Rede, Cedrik hat es ja. Aber wir haben doch merkwürdiges Pech miteinander.“

Sie sah ihn spöttisch von der Seite an.

„Sollte das nicht an dir liegen?“

„Warum?“

„Weil dich vielleicht dein sicherer Blick beim Einkaufen verlassen hat. Minderwertiges Material rächt sich.“

„Rede keinen Unsinn,“ fuhr er auf. „Gegen Pech kommt niemand an. Diese Zeit muß eben überwunden werden!“

„Kostet sie ihn viel?“ fragte sie mit einer Handbewegung nach oben.

„Er kann's verschmerzen.“

Sie nickte vor sich hin.

„Was geht's mich an,“ sagte sie und schlüpfte in das Bett, ohne Theos erstaunte Augen zu sehen. —

Mit Stefanies Gesundheit war Leben in das Haus gekommen. Jeder Tag mußte etwas anderes Neues bringen, an dem sie sich ergötzte. Unzertrennlicher denn je war Frau von Grohnen von ihr, während sich Dita im Gefühl des Überflüssigseins unmerklich zurückzog. Auch Theo schien dieses Leben zu passen, und so sehr es nur in seiner Macht lag, war er bemüht, gegen Grohnen den alten Freund zu spielen und seiner Gattin den Hof zu machen, was sich diese mit großem Behagen gefallen ließ.

Stefanie zog einmal bei solcher Gelegenheit zu Cedrik eine derartige Grimasse, daß dieser in lautes Lachen ausbrach, während sich Dita ob dieser offenkundigen Bosheit ehrlich entrüstete. Brynken erreichte aber durch seine Taktik das, was er wollte. Vor allen Dingen gelang es ihm, mehrmals bei Grohnens eingeladen zu sein, und so unbehaglich auch der Hausherr anfangs die erstaunten Blicke seiner Gäste empfand — er konnte dieser Konsequenz seines Verkehrs nicht ausweichen.

Ihn bei Antlaus zu sehen, daran hatte man sich ja allmählich gewöhnt, die Verwandtschaft gab hierzu genügend Veranlassung, abgesehen von den gemeinsamen Interessen. Daß jedoch auch der Rittmeister diesem Verkehr nicht auswich, nahm die Herren Kameraden ehrlich wunder. Man entrüstete sich — aber gefallen ließ man sich's doch. —

Ein feiner Sommerregen rieselte den ganzen Tag herab bei lauer Luft und schimmernder Helle. Die Damen saßen

in der geräumigen, gedeckten Veranda und warteten auf die Herren, denn bei schlechtem Wetter pflegten auch Cedrik und Theo ihre täglichen Fahrten einzustellen.

Frau von Grohnen erzählte mit geläufiger Zunge ihre Dienstmädchen- und Haushaltungsaffären, ohne dadurch irre zu werden, daß Stefanie mehrmals vernehmlich gähnte, während Dita sich bemühte, eine wenigstens dem Anschein nach aufmerksame Zuhörerin zu sein. So wenig es sie interessierte, unhöflich vermochte sie nicht einmal zu scheinen.

Endlich hielt Stefanie ihren Schaukelstuhl mit einem hörbaren Ruck an und setzte sich aufrecht.

„Um Gottes willen, Alma, hören Sie auf, das wird ja geradezu unerträglich! Gibt es wirklich kein interessanteres Thema als immer und ewig Ihre Lore?"

„Aber wenn ich mich doch so viel ärgern muß," entgegnete die Grohnen weinerlich.

„So jagen Sie sie zum Kuckuck."

„Ja, das sagen Sie so hin; mein Mann ist so komisch; die Lore weiß wenigstens, was er erfahren darf und was nicht."

Stefanie warf ihr Taschentuch, zum Knäuel geballt, zornig auf den Tisch.

„Dann bitte, verschonen Sie uns mit Ihren Geschichten, wir verstehen so etwas nicht, nicht wahr, Dita?"

Frau von Antlau blickte auf, entgegnete aber nichts; was sollte sie auch sagen. Das Mitleid mit dem Manne, der unter dieser Frau zu leiden hatte, regte sich immer mehr in ihr.

„Da kommen die Herren, Gott sei Dank," sagte Stefanie milder und griff nach ihrem Taschentuch. „Alma, Sie können einen wirklich nervös machen."

„Nur wenn Sie übler Laune sind," entgegnete die Grohnen empfindlich.

Die Anwesenheit der Herren verscheuchte aber bald jede kriegslustige Stimmung bei den Damen, sie waren sehr heiter und aufgeräumt, besonders Grohnen, der zufällig einen

Freund getroffen, der nach jahrelangem Aufenthalt in Asien zum erstenmal wieder deutschen Boden betrat.

„Ich hätte ihn so gern mitgebracht," sagte er, „aber es war leider unmöglich, der Minister hatte ihn zur Tafel geladen. An einem der nächsten Tage, meine Damen, hoffe ich, daß auch Sie seinen Erzählungen ein gütiges Ohr leihen. Er kommt direkt aus Arabien."

„Arabien interessiert mich gar nicht," sagte Alma unwirsch, die einzig an die Unbequemlichkeiten des Diners dachte. „Es geht mich auch nichts an, was da geschieht."

„In Arabien," meinte Stefanie mit einem spöttischen Seitenblick auf Alma, „kaufen sich die Männer ihre Frauen; ist das nicht interessant genug, zu erfahren wieviel Stück Pferde oder Rindvieh wir eigentlich wert sind? Ein darin Erfahrener kann uns vielleicht genau abschätzen, Alma."

„Und hier," sagte Frau von Grohnen mit einem beleidigenden Naserümpfen, „hier kaufen sich die Frauen ihre Männer, das ist der einzige Unterschied, wie mir scheint."

Todesschweigen folgte diesen Worten, von denen die Sprechende nicht im entferntesten begriff, was sie enthielten.

Da hob Dita den Kopf, ihre großen, schönen Augen glänzten.

„Schande über den Mann, der sich kaufen läßt," sagte sie mit tönender Stimme. „Mir wäre er verächtlich."

Aller Augen richteten sich auf sie; Grohnen erblaßte bis in die Lippen, und Cedrik nagte an seinem Bart, sein Gesicht sah aus wie ein Gewitterhimmel. Er fühlte Stefanies Augen auf sich ruhen, und ein maßloser Zorn flammte in ihm gegen Dita auf.

Alma sah von einem zum anderen, sie begriff, daß irgend etwas in der Luft lag, und allmählich dämmerte ihr die Erkenntnis. Albern wie sie war, begann sie plötzlich zornig zu weinen, und unverständliche Worte murmelnd, stürzte sie davon. Grohnen folgte ihr.

Auch Dita begriff plötzlich, was sie getan. — Diese unselige Ehe, deren beide Teile eben geflohen, erstand deutlich vor ihren Augen, sie hatte ja anfangs gehört, daß der Ritt-

meister seine Frau nur des Geldes wegen genommen, wie tief mußten ihn also ihre Worte verletzt haben.

Sie ließ die Arbeit sinken und faltete schreckensbleich die Hände. „So habe ich das nicht gemeint,“ stammelte sie mit Tränen in den Augen.

„Man meint immer, was man sagt,“ fuhr Cedrik auf. „Taktlosigkeiten lassen sich damit nicht entschuldigen.“

Dita sah ihren Mann an, so hatte sie ihn noch nie gesehen, und ihr Vergehen wuchs vor ihren Augen dadurch ins Maßlose; daß er sich selbst dadurch getroffen fühlte, das ahnte sie nicht.

Er lief in dem kleinen Raum der Veranda auf und ab wie ein brüllender Löwe; Theo hatte die Hände in die Taschen gesteckt und sah in den Regen hinaus, Stefanie begann sich leise zu schaukeln.

„Ich begreife dich nicht,“ fuhr Cedrik fort, blutrot im Gesicht. „Man überlegt doch seine Worte! Das ist empörend! Haarsträubend!“

„Vielleicht kann ich mich bei Grohnens entschuldigen?“ fragte Dita mit zitternder Stimme.

„So ein Unsinn! Als ob es dadurch besser würde,“ schnauzte er weiter. „Ich hätte lieber meinen kleinen Finger gegeben als das erlebt.“

„Aber Cedrik! —“

„Ich bitte dich, sprich jetzt nicht mehr, du machst mich rasend . . .“

Dita hob ihre Arbeit wieder auf und drehte den Kopf zur Seite, damit niemand ihre rinnenden Tränen sehen sollte.

„Ich denke doch,“ sagte da Stefanies ruhige kühle Stimme, „ihr macht das bei euch droben aus, unter vier Augen.“ — —

„Das war ja eine nette Geschichte,“ meinte Theo lachend, indem er sich eine Zigarre anzündete, „das arme Weib wußte gar nicht, wen sie eigentlich mit ihren Auslassungen traf. Daß Cedrik der Kamm schwoll, kann ich ihm eigentlich nicht verdenken.“

Stefanie drehte an ihren Ringen. „Sie hat recht," sagte sie hart. „Man sollte es euch nur deutlich vor Augen führen, wie gemein ihr doch seid."

Er lachte. „Kind, von dieser Sünde ist mein Gewissen, weiß Gott, frei; sollte ich aber noch einmal vor die Wahl gestellt werden, so versichere ich dich, ich machte es auch gescheiter. Übrigens, warum gibst du dir eigentlich jetzt so viel Mühe, durch Edelmut zu glänzen? Es glaubt dir ja doch keiner."

Nein, es glaubte ihr keiner, das war das Unglück. Auch um gut zu sein muß man Talent haben!

Der Anlauf zum Guten, den sie während ihrer schweren Krankheit genommen hatte, verlief im Sande, aber nicht sie schien sich nunmehr schuld daran, die Menschen waren es, die sie umgaben.

Und während sie ihr Taschentuch zum Knäuel wand, wieder auseinanderriß und mit großen Augen in den Regen starrte, begrub sie das Gute, das niemand anerkannte, endgültig in sich, um wieder ganz so zu werden, wie sie vordem gewesen. —

So stillschweigend wie in der Veranda ging es bei Antlaus doch nicht zu. Heftiger Zorn, tiefe Betrübnis, gemischt mit Bitterkeit stürmten da noch durcheinander. Dita stand am Fenster, um die rinnenden Tränen, die sich mit Gewalt vordrängten, ihrem Gatten zu verbergen. Sie schwieg.

„Ja, siehst du denn wirklich immer noch nicht ein, was du eigentlich getan hast?" fragte er, mit einem Ruck hinter ihr stehen bleibend. „Bedenkst du nicht, daß Grohnen mich entgelten lassen kann, was ihm meine Frau angetan hat? Dieser Ausspruch aus deinem Munde mußte ihn ja wie ein Peitschenhieb treffen. Und das tat *meine* Frau! Feingefühl ist eben auch eine Gabe Gottes!"

Dita wandte sich um. Sie weinte nicht mehr, ihre Augen sahen rot und trocken aus.

„Was du mir eben vorwirfst, Cedrik — Mangel an Feingefühl — trifft mich mit Unrecht," sagte sie energisch. „Ich gebe zu, ich hätte meine Worte besser bedenken sollen,

aber — schließlich sprach ich doch nur eine allgemeine Wahrheit; daß sie auf Grohnen paßt, tut mir leid, — das ist aber auch alles.“

„So!“ sagte er gereizt, „damit glaubst du die Sache abgetan! Wir werden es ja abwarten. Schließlich kann ich mich für das Kommende bei meiner Frau bedanken.“

„Grohnen ist zu gerecht, um dir jemals unrecht zu tun. Übrigens bot ich schon einmal an, mich zu entschuldigen.“

„Damit machst du die Sache nur schlimmer,“ widersprach er mürrisch.

„So begraben wir sie schweigend. Wer unrecht tut, muß sich Tadel gefallen lassen.“

„Herrgott, auf welchem antediluvianischen Standpunkt stehst du denn, Frau?“ rief Cedrik empört. „Wenn man mir nun so etwas nachsagte! Du bist auch ein reiches Mädchen gewesen!“

Sie erblaßte jäh. Dann trat sie zu ihm, nahm seinen Kopf in beide Hände, und unter neuen Tränen stammelte sie:

„Sag das nicht, Cedrik — das nicht! — Wir lieben uns ja so namenlos — nicht wahr, wir lieben uns!! . . .“ Und als er noch zürnend, wie Jupiter in Wolken, schwieg, fuhr sie drängender fort: „Es ist mir ja so leid um das Geschehene — unsagbar leid! Wie soll ich es wieder gut machen? Sage mir doch nur.“

Er wehrte sie nicht mehr von sich.

„Das ist deine Sache, Maus, — ich kann mich unmöglich da hineinmischen! — Du wirst schon das Richtige finden,“ sagte er merklich versöhnt. „Aber ein anderes Mal überlege mehr.“

„Daß du mir das vor Stefanie antun konntest,“ flüsterte Dita endlich in tiefster Betrübnis.

Er schob sie lachend etwas von sich.

„Wie empfindlich du bist, Maus! Beruhige dich, Brynkens sind dergleichen Dinge nichts Neues.“

Sie wollte ihm sagen, wie furchtbar tief ihr Gefühl dadurch verletzt worden war, ihn bitten, sie doch nur unter vier Augen zu tadeln, wenn er Anlaß dazu habe; aber sie begriff

plötzlich, daß Cedrik die Demütigung, die er ihr dadurch bereitet, gar nicht einmal ahne. —

Dita hatte seitdem ein peinliches Empfinden Grohnen gegenüber. Der Rittmeister wich ihr aus, und auch sie sorgte nach besten Kräften dafür, ihm niemals zu begegnen, denn noch war sie sich nicht einig, wie sie sich ihm gegenüber verhalten solle. Frau Alma hatte das alles längst vergessen, wenigstens war ihr Benehmen gegen sie ganz das alte. Am ängstlichsten vermied Dita, daß er sie mit seinem Knaben traf, so sehr Fritzi sich auch bemühte, die liebe Tante festzuhalten, mit so tränengetrübten Augen er ihr auch nachsah, wenn sie ging, und er allein im Garten zurückbleiben mußte. Die beiden so verschiedenen Wesen hatten eine grenzenlose Zuneigung zueinander gefaßt, weil sie die einzig Darbenden in der Gemeinschaft der übrigen waren. Dita war das Kind Ersatz für den Gatten, den sie kaum mehr besaß, und für Fritz war Dita die schmerzlich entbehrte Mutter, zu der er mit allen kleinen Leiden und Freuden instinktiv flüchtete, und bei der er alles fand, was sein Kinderherz begehrte. Das wußte sie wohl, auch daß Frau von Grohnen bereits anfing, etwas scheel zu sehen. Was sie aber nicht wußte, war, daß Fritz täglich und stündlich den Vater von „Tante Dita" unterhielt. So lernte der Rittmeister denn Frau von Antlau in demselben Maße schätzen und verehren, wie er sich durch sie gedemütigt fühlte.

Eines Abends bei Vollmond saß Dita allein in der kleinen Laube, die zu ihrem Gartenteil gehörte; Alma und Stefanie waren gegangen, die Herren, wie fast immer, auswärts. Sie hatten versprochen, die Damen abzuholen; trotzdem schloß Dita sich aus. Der Kopf tat ihr weh und vielleicht auch ein wenig das Herz. Es war so schwer die Wirklichkeit mit ihren hoffnungsseligen Träumen in Einklang zu bringen, und sie hatte manchen schweigenden Kampf mit sich selbst auszukämpfen.

Als sie so still dasaß, ganz in trübe Gedanken versunken, hörte sie plötzlich Schritte auf dem Kies. Nach eines Atemzugs Länge stand Grohnen vor ihr. Peinlich über-

rascht sprang Dita auf, ihr Herz schlug heftig, es war ja das erstemal, daß sie einander wieder gegenüberstanden. Aber Grohnen trat in die Laube, in der das Mondlicht mit einem hellen Streifen, der durch das Gezweig fiel, Licht verbreitete.

„Ich bitte, bleiben Sie sitzen, gnädige Frau, ich suchte Sie."

Sie nahm ihren verlassenen Sitz wieder ein, eifrig bemüht, Worte für das zu finden, was sie nun schon so lange drückte; eine bessere Gelegenheit gab es nicht. Aber sie kam nicht zum Sprechen.

„Ich mußte Ihnen danken, gnädige Frau," nahm er das Wort, sich ihr gegenüber niederlassend. „Sie sind so gütig gegen meinen kleinen Fritz, sein ganzes Kinderherz hängt an Ihnen. Sie glauben nicht, wie mich das beglückt, denn Frauenliebe kann so eine kleine Menschenknospe nicht entbehren."

„Und seine Mutter?" fragte sie unbedacht.

Kaum war es ausgesprochen, so fühlte sie, daß sie gerade das nicht hätte sagen dürfen, und ganz verzweifelt darüber, daß sie diesen Mann, den sie so tief bemitleidete, immer ungewollt kränken mußte, fiel alle Scheu und Zurückhaltung auf einmal von ihr ab.

„Seien Sie mir nicht böse," sagte sie mit warmem Herzenston, „wenn jemals in meinen Worten etwas gelegen hat, das Sie kränken könnte. Ich möchte niemals — o niemals jemand mit Bewußtsein wehe tun."

„Das weiß ich," sagte er mit bedeckter Stimme. „Sie sind eben wie das Gewissen, gnädige Frau, wahr und unbestechlich."

„Aber ich habe kein Recht dazu."

Er schwieg ein Weilchen. „Was Sie ausgesprochen — glauben Sie, ich hätte es nicht schon selbst gefühlt? Es ist oft furchtbar schwer zu tragen, was man sich in einer Stunde der Entmutigung oder — Verzweiflung selbst auferlegt, aber kein Gott kann uns davor retten, wollen wir wenigstens halbwegs anständig vor uns selber bleiben."

Sie sah ihn mitleidig an. In dem fahlen Mondlicht sah er so bleich, so verfallen aus.

„Denken Sie nicht zu schlecht von mir," bat er weiter. „Manche Strafe ist schwerer als das Vergehen."

Mit raschem Impuls reichte sie ihm die Hand.

„Ich fühle mich tief in Ihrer Schuld; ist das vergeben?"

„Vergeben? Ich bitte Sie! — Vergessen nie, denn Sie haben recht. Vernichtung der Selbstachtung aber ist beinahe unerträglich. Wenn Fritz nicht wäre . . ." Er brach ab. „Gute Nacht, gnädige Frau."

Er stand vor ihr und sah auf sie herab. Wie gern hätte sie ihm ein tröstendes Wort gesagt, aber keins stand ihr zu Gebote, nur die Hand reichte sie ihm.

„Wir scheiden als — Freunde," sagte sie leise.

Er küßte ihre Hand.

„Scheiden? Gott sei Dank nein, lassen Sie mir die Freude, zu sehen, daß es auch noch Frauen gibt, wie man sie sich in der Jugend des Herzens als Ideal erträumt."

Er war fort, und mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung fühlte sie die Bürde von ihrem Gewissen weichen. „Armer Mann," dachte sie wiederholt, „armer Mann!"

XIX.

Cedrik griff nach Handschuhen und Mütze, bereit das Zimmer zu verlassen, in dem Dita mit leisem Seufzer stand, seinen Bewegungen folgend, aber nicht mehr versuchend, ihn zurückzuhalten.

„Adieu, Maus!" rief er fröhlich, seinem Schnurrbart noch schnell einen unternehmenden Strich aufwärts gebend. „Langweile dich nicht zu sehr ohne mich."

„Das sagst du mir alle Tage. Aber wenn es auch wäre — bliebst du deshalb zu Hause?"

„Ich fürchte nein, Maus!" gestand er ehrlich zu. „Ihr Frauen habt so tausenderlei Dinge, die euch das Leben in

euren vier Wänden angenehm machen, und dann ist der Garten da, Stefanie, die Grohnen, Fritzi — ich kann mir wirklich gar kein Gewissen daraus machen, wenn ich meiner Pflicht folge.“

„Pflicht?“ wiederholte sie. „Ist es nicht eigentlich dein Vergnügen?“

„Wie du es nehmen willst. Jedenfalls ein sehr kostspieliges Vergnügen. Aber wenn du doch gar so trübselig dreinsiehst — ich komme heut mindestens eine Stunde früher zurück — dir zuliebe, Dita.“

„Warum nimmst du mich nicht lieber mit, Cedrik?“

Er legte vor Erstaunen Mütze und Handschuhe wieder auf den Tisch zurück.

„Dich? Ja, Kind, das wäre blühender Unsinn! Was denkst du denn, was du bei uns siehst? An den Gäulen hast du doch kein Interesse. Und, nimm's nicht übel, du würdest uns nur stören.“

Sie wandte sich tief aufseufzend zur Seite.

„Siehst du das nicht ein, Schatz?“ fragte er mit seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit.

Ihre Augen standen voll Tränen, aber sie lächelte.

„Wenn ich dich nur nicht immer und immer hergeben müßte,“ flüsterte sie.

Er küßte sie auf Wangen, Mund und Stirn.

„Sei gut, süßes Weibchen.“

Und sie war gut. Vom Fenster aus schwenkte sie ihr weißes Tuch hinter dem davonrollenden Wagen her. Heut konnte sie es, heut war Theo nicht dabei, vor dem sie sich jedes Gefühlsausbruchs schämte.

Als Cedrik um die Ecke gebogen war, sah er eine weißgekleidete Frauengestalt langsam auf dem Trottoir sich entgegenkommen: Stefanie. Die Spitzen um Ärmel, Hals und Busen flatterten im Winde, das breite Volant um ihren Sonnenschirm führte einen tollen Tanz um ihr brünettes Gesicht aus, Cedrik war verwundert, wie gut sie aussah.

Beim Näherkommen hielt er die Pferde an, und sie

trat ungeniert dicht an das hohe Rad, über dem sein Sitz schwebte.

„Wollen Sie zu Ihren Ställen hinaus?“ fragte sie ihn.

„Ja, Theo erwartet mich schon draußen.“

„Was haben Sie heut dort vor?“

„Wir wollen die Pferde bewegen lassen, und Theo will Great Eastern vorreiten, die Geschwulst hat sich gebessert.“

Ihre Augen leuchteten, sie legte ihre schöne, hell behandschuhte Hand achtlos auf das staubige Eisen des Rades.

„Ich habe Ihren Rennstall noch gar nicht gesehen, Cedrik, und hätte so viel Vergnügen daran. — Nehmen Sie mich mit.“

Ihre blitzenden, begehrlichen Augen tauchten in die seinen, nur eine Sekunde, dann glitten sie weiter, aber das alte verführerische Lächeln, das er einst so sehr geliebt, stahl sich um ihren Mund. Ihm wurde warm.

„Gern, Stefanie. Steigen Sie auf. Ihr Urteil wird mir in vielen Dingen maßgebend sein.“

„Aber — Dita!“ sagte sie mit einem kleinen Schwanken.

„Dita hat nicht das geringste Interesse an der Sache selbst. Das hindert nur.“

„Im Ernst — wünschen Sie es?“

Er beugte sich ganz tief zu ihr nieder.

„Bitte!“ sagte er beinahe sehnsüchtig.

Sie ging um den Wagen herum, an seine linke Seite. Der Groom sprang herab, ihr behilflich zu sein, aber mit eidechsenartiger Gewandtheit saß sie schon oben.

„Da bin ich!“ rief sie mit dem Jubelton eines Kindes.

Die Stadt lag längst hinter ihnen, aber das bedeutsame Schweigen blieb zwischen ihnen; endlich seufzte Stefanie tief auf.

„Das war eine schöne Fahrt,“ sagte sie wie aus einem Traum erwachend.

„War?“ wiederholte er lachend. „Noch sind wir mitten darin, nur der häßlichste Teil ist vorüber.“

Sie sah ihn an. — Wie genau er den Blick, dieses Beben der Nasenflügel an ihr kannte!

„Mag sein — mir schien er schön — sehr schön!“ Sie schloß den Sonnenschirm. „Was Theo wohl sagen wird, wenn Sie mit mir erscheinen.“

„Er freut sich — wie ich mich freue. Man kann mit Ihnen so vernünftig reden — Sie sind gar nicht wie die meisten zimperlichen Frauenzimmer! — Sie verstehen auch etwas von unseren Interessen — und Sie werden mir ganz ehrlich sagen, was Sie von meinem Bestand halten.“

„Er kostet Sie viel — viel Geld, Cedrik, nicht wahr?“

„Den Teufel auch! Unsinnig, sage ich Ihnen. Wir müssen durchaus in Hamburg den ersten Preis gewinnen und dann so weiter. Das hatte ich mir doch nicht so vorgestellt.“

„Dita ist ja reich,“ sagte sie und drehte ihren Sonnenschirm hin und her.

„Gewiß, aber . . . lassen Sie sich nur einmal von Theo die Kosten vorrechnen.“

Sie sah ihn unruhig an. Ach, das alte Gefühl lebte doch immer noch gleich stark in ihr! Gegen ihr eigenes Interesse begann sie sich um ihn zu sorgen.

„Sie sind so schrecklich leichtsinnig, Cedrik,“ sagte sie tadelnd.

„Bah! Ein Kavalier kann auch kein Pfennigfuchser sein!“

„Aber Ihre Frau ist aus anderem Blute.“

„Nein, alles was recht ist, Dita ist mächtig großmütig — so sehr, daß es mich beinahe geniert. Sie vertraut mir völlig — in allen Dingen. Ich hoffe, sie tut recht daran.“

In Stefanies Augen blitzte es auf. Wie dumm von ihm, sie so zu reizen.

„Glauben Sie wirklich?“ fragte sie mit gesenkten Lidern, an ihren Spitzen zupfend. „Ich taxierte sie anders.“

„Sie tut recht daran,“ wiederholte er noch einmal bestimmt.

Der Wagen hielt. Cedrik hob Stefanie von dem hohen

Sitz; als er sie auf den Boden gleiten ließ, sah er in ihr erregtes Gesicht.

„Wie hübsch Sie heute sind, Stefanie," sagte er unwillkürlich bewundernd.

Sie schüttelte ihre Kleider aus und sah zu ihm auf. „Das danke ich Ihnen, Cedrik. Sie haben mich ein altes Weib genannt. Das verträgt keine Frau. Ich nahm alles zusammen, was ich noch an Kraft, Willen und Selbstbeherrschung besaß. Das Resultat steht vor Ihnen."

Sie gingen den kurzen Weg zu den Ställen, und sahen Theo im Reitanzug auf dem runden Rasenfleck stehen, im Begriff, ein Pferd zu besteigen.

„Na, endlich!" sagte er, als er Cedrik gewahrte. „Ich warte schon längst auf dich! Guten Tag, Stefanie, tu mir den Gefallen und halte uns jetzt nicht auf."

Frau von Brynken war mit zu dem wunderschönen, feingliedrigen Tier getreten, dessen Fell im Abendschatten sammetdunkel aussah; aus ihren Augen leuchtete warmes Entzücken.

„Wie schön, Cedrik! Wie wunderschön!" Und dann ging sie in den Stall, während die beiden Herren draußen blieben. Als sie wieder heraustrat, Feuer und Flamme über die herrlichen Tiere, die sie gesehen, und ihrem Mann im stillen den häßlichen Verdacht abbittend, den sie gegen ihn gehegt, schwang Theo sich gerade in den Sattel.

„Sieh also auf die Uhr, sobald ich den Pfahl verlasse," rief er ihm zu. „Es liegt mir daran, zu konstatieren, wie lange ich mit ‚Great Eastern' beim Ritt brauche."

Cedrik und Stefanie lag der Sport viel zu sehr im Blut, als daß sie nicht mit größtem Eifer und Interesse dem Abritt beigewohnt hätten, dann aber, als Theo davongesprengt war, stiegen sie den Aussichtsturm hinauf, um von da einen besseren Überblick zu haben. Zum erstenmal sah Stefanie das weite leere Feld, das ihr sonst nur tausendköpfig besetzt, bekannt war; die Ruhe eines friedlichen Sommerabends mit der sinkenden Sonne lag darauf. Das Bewußtsein des Alleinseins mit Cedrik überkam sie mit aller

Gewalt. Sie vergaß Theo zu beobachten, ein süßer, traumhafter Zustand überwältigte sie völlig.

„Wir haben herrliches Material, nicht wahr, Stefanie?" unterbrach Cedrik sie mit dem Stolz des Besitzers.



„Herrlich! — Und wissen Sie, was Sie noch haben?" — Sie sah ihn schelmisch an. — „Einen bildschönen Bereiter! Ich sah noch nie so goldenes Haar und so veilchenblaue Augen, ganz der Typus, den ich liebe."

„Wie können Sie nur nach so einem Menschen sehen," sagte er gereizt. „Das ist Ihrer nicht würdig, Stefanie."

„Ah bah! — Ich habe einmal einen sehr stark entwickelten Schönheitssinn. Übrigens will ich Ihnen gar nicht verheimlichen, Cedrik, daß er sich sehr liebenswürdig um mich bemüht hat, während die Herren draußen blieben. Das ist naturgemäße Anziehungskraft. Blond und brünett."

„Schämen Sie sich, Stefanie," brauste er auf, „und wenn Sie das schon denken, mir dürften Sie das am wenigsten sagen."

„Warum Ihnen nicht?" fragte sie ganz unschuldig.

Er nagte an der Unterlippe. „Weil — Ach, beantworten Sie sich das selbst!" stieß er zornig heraus.

Sie fuhr mit dem hellen Handschuh auf dem Holz hin und her. „Ich bin allein und langweile mich," erwiderte sie ruhig.

Er sah sie an. Ach ja, es war noch dieselbe, pikante Stefanie von früher, der man jede Tollheit zutrauen durfte. Die Erinnerung überwältigte ihn fast.

„Ich verbiete Ihnen, dergleichen nur zu denken," stieß er mit blitzenden Augen heraus.

Sie sah mit spitzbübisch spöttischem Lächeln zu ihm hin. „Was geht Sie's an," sagte sie achselzuckend. „Ich bin so ziemlich herrenloses Gut geworden. Das hält auf die Dauer niemand aus, ich wenigstens nicht. Das Herz will auch sein Recht. — Wenn Sie wollen, nennen Sie es nicht einmal Herz, das ist so wie so ein ungehöriger Ausdruck. Dieser Muskel hat nichts mit unseren Gefühlen zu tun; — nennen Sie es Phantasie, potenzierte Langeweile, und Sie treffen das Richtige. Ah, da ist Theo."

Cedrik beugte sich schleunigst über die Uhr. „Zwanzig Minuten!" rief er dem langsam Heranreitenden zu, dessen Pferd mit Schaum bedeckt war.

„Ah, eine Minute weniger wie gestern." Sein Gesicht strahlte. Man sah ihm an, daß dieser Mann sein ganzes Interesse auf nichts anderes konzentrierte als die Pferde unter sich. „Ich bin ordentlich stolz darauf! Wenn es nach

mir ginge, ließe ich mir hier draußen eine Baracke bauen, nur damit auch alles prompt nach meinem Willen geschähe."

Er ritt weiter.

„Und das ist m e i n Lebensinhalt," sagte Stefanie halb traurig, halb spöttisch hinter ihm her.

Cedrik antwortete nicht während er die Holzstufen hinabstieg; auf der letzten blieb er stehen und reichte Stefanie die Hand, sie legte die ihrige hinein, ihre Gesichter befanden sich in gleicher Höhe, ihre Augen begegneten sich, und plötzlich küßten sie sich, heiß, leidenschaftlich, wie so oft in früheren Zeiten.

Mit kurzem, schwerem Aufatmen strich dann Stefanie das Haar zurück, ihr Gesicht war blaß, aber ihre Augen leuchteten. Schweigend legten sie den kurzen Weg bis zu den Ställen zurück. —

Als Cedrik bei seiner Heimkehr zu seiner Frau hinaufging, fühlte er etwas wie Gewissensbisse. Er kannte sich zu genau, um nicht zu wissen, daß er nun wieder Stefanies Zauber verfallen war, daß sein Charakter nicht ausreichte, erfolgreich dagegen anzukämpfen. Und dennoch liebte er diese Frau nicht. Er liebte auch Dita nicht eigentlich. Die eine war ihm unterhaltend, die andere bequem. Aber anstatt nun das Gute in sich wachzurufen, fiel ihm Theos Theorie von der Ehe ein, er sah plötzlich die gewaltigen Vorzüge eines solchen Sichabfindens mit sich selbst. Wozu sich das Leben erschweren? — Und er merkte dabei nicht einmal, wie sehr Hans Hennings Prophezeiung eingetroffen, wie abgeschliffen er schon war, in bezug auf Feingefühl und Ehrenhaftigkeit, die ihm einstmals so hoch gestanden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Winter war da, mit seinen kurzen, trüben Tagen.

Dita saß in ihrem großen Wohnzimmer allein vor dem Kamin, die Füße gegen das Stahlgitter gestemmt, regungslos in die Flammen sehend, die ringsum zuckende Lichter verbreiteten und den übrigen Teil des Gemachs in desto tiefere Finsternis tauchten. Sie hielt die Hände im Schoß gefaltet und sann über ihre Ehe nach. Noch kein Jahr war es her,

daß sie dem Geliebten ihres Herzens gefolgt war, aber die Hoffnungen, die Träume, die sie damals mit ihrem zukünftigen Leben verwoben, waren ihr unter den Händen zerronnen. — Sie hatte niemals geglaubt, daß sie in ihren Anforderungen an das tägliche Leben anspruchsvoll oder sentimental sei, und doch hörte sie das oft von ihrem Mann, wenn sie sich seufzend über ihre Einsamkeit beklagte. Der leere Raum, den sie zwischen sich schon im Anfang ihrer Ehe empfunden und auszufüllen getrachtet hatte mit allem, was ihr die Liebe eingab — er hatte sich vergrößert und sie immer weiter von ihm abgedrängt. Machtlos mußte sie das über sich ergehen lassen, aber es schmerzte tief, da sie sich keiner Schuld bewußt war, und die Liebe zu dem Gatten noch mit derselben Stärke und Gewalt wie am ersten Tage ihrer Ehe in ihrem Herzen lebte. — Was konnte sie nur tun, um ihn sich zu gewinnen? Über diese Lebensfrage grübelte sie täglich, aber niemand war da, der ihr Antwort gegeben hätte. Der einzige Mensch auf der Erde wäre vielleicht Hans Henning gewesen, aber der war ihr der fernste von allen.

Seit ihrer Hochzeit hatte sie ihn nicht wiedergesehen. Er war mit Genia in ein Seebad gegangen, als er die Ernte hinter sich hatte, und dann noch zwei Monate allein auf Reisen gewesen. Unter diesen Umständen hatte er eine Einladung seines Bruders abgelehnt, und Cedrik war nichts weniger als betrübt darüber. Anders Dita. Nicht die Eitelkeit der Frau, die sich geliebt und unvergessen weiß, kam da zu Worte, nur die Betrübnis einem anderen vielleicht Leiden zu verursachen. Und unter diesen Verhältnissen — das fühlte sie deutlich — durfte nie ein Wort über ihre Ehe zwischen ihnen gewechselt werden. Nicht einmal das konnte sie ihm je anvertrauen, daß sie Stefanies Einfluß auf ihren Mann fürchte. Ja, sie leugnete vor sich selbst nicht mehr, daß häßliche Eifersucht an ihrem Herzen fraß, und all ihr Kämpfen dagegen nichts nutzte, so zornig sie deshalb auch auf sich war. Seit wann dies nagende Gefühl der Eifersucht in ihr erwacht war, wußte sie nicht genau. Ein

Wort, ein Blick vielleicht nur hatte sie stutzig gemacht, und nun rang und kämpfte ihre vornehme Natur mit sich selber und zwang sich zur Ruhe und zum Schweigen. — Freilich, sie war ja auch nur ein Mensch! Ihr Verhältnis zu Stefanie hatte sich geändert, sie konnte ihr nicht mehr so ehrlich und freundlich begegnen wie früher, sie zog sich zurück, blieb fast ganz für sich, und ihren spottenden Scherzen setzte sie eine stumme, doch verständliche Abwehr entgegen.

Und dann dies fortgesetzte Alleinsein! Es wäre ihr noch viel schmerzlicher gewesen, wenn sie nicht so häufig die dünnen Kinderarme um ihren Hals gefühlt, nicht die leise, feine Stimme in ihr Ohr flüstern gehört hätte: „Tante Dita, ich habe dich so lieb!“

Daß der Himmel ihr auch Kinder versagte hatte! Sie haderte nicht darüber, aber es kostete sie manche heimliche Träne.

Da klang draußen die Korridortür — Säbelgerassel, ihr Mann trat über die Schwelle, in Mantel und Mütze, schneebedeckt, gerade so wie er von der Straße kam.

„Wie gemütlich du es hier hast,“ sagte er, mit schnellem Blick den Raum durchfliegend, dessen knisterndes Feuer und halbe Dämmerung auf jeden Eintretenden wirken mußte. „Wem es doch auch so gut würde! Da sieh! Regen, Schnee, Sturm, ein Hundewetter draußen.“

Sie kam ihm freudestrahlend entgegen. „O, Cedrik, du bleibst hier? Ich will gleich . . .“

„Nein, nein,“ wehrte er ihrem Eifer, „laß sein, ich muß leider wieder fort. Leider, Dita; aber ich verspreche dir, daß ich von jetzt ab dafür sorgen werde, es auch manchmal so gut zu haben wie du. Du gönnst es mir doch?“ fragte er scherzend.

„Jeder Abend, den du bei mir zubringst, wird für mich ein Festtag sein,“ sagte sie einfach, aber ihre Arme sanken herab; sie hatte verlernt, auf diese flüchtigen Redensarten zu bauen.

Er sah rings um sich, gerade so, als wäre ihm alles etwas Neues; die Stille und Ruhe die hier herrschte, be-

rührte ihn einen Augenblick unendlich wohltuend, den Paletot aufreißend, begann er im Zimmer auf und ab zu gehen. Seine Bewegungen waren hastig geworden, das schöne Gesicht schärfer, markierter.

„Warum willst du nicht bleiben?“ fragte sie zärtlich. „Du sagst selbst, das Wetter ist abscheulich. Ich will dir alles besorgen, was du nur wünschen kannst. Bleib hier!“

Er warf sich in einen Sessel. „Unmöglich,“ sagte er, die Mütze abnehmend und mit der Hand über die Stirn streichend, „obgleich ich Kopfschmerzen habe.“

Sie trat erschrocken näher. „Aber Cedrik, dann lasse ich dich nicht fort.“

Er lachte auf; nicht mehr so heiter wie sonst klang der Ton.

„Sie erwarten mich im Klub, Maus, nur eine ganz kleine Ruhepause kann ich mir hier gönnen.“

Sie stand dicht neben ihm und strich mit leisen Bewegungen über sein Haar, er legte gedankenlos seinen Kopf gegen ihre Brust.

„Ich schicke den Diener, Cedrik, laß absagen,“ bat sie.

Er richtete nur das Gesicht zu ihr auf. Trotz der Gewohnheit des täglichen Sehens fiel ihr die Veränderung seiner Züge in diesem Augenblick doch auf.

„Kennst du ein Wort, das ‚Revanche‘ heißt, Maus?“ fragte er. „Sieh, das treibt mich in den Klub zurück, ich muß ihnen dort Revanche geben, damit sie nicht denken, daß ich kneifen will.“

„Ihr spielt,“ sagte Dita nach kurzem Nachdenken, mit der Ruhe einer Frau, die zwar ihr ganzes Leben hindurch das Spiel mit einer Art moralischen Abscheus zu betrachten gewohnt war, in der Tat aber keine Ahnung von dem beutegierigen Dämon hatte, der darin steckt.

Er sah sie ungewiß an. „Man kann sich dem nicht immer entziehen,“ sagte er kurz, „es ist Kavalierspflicht; und ich kam eigentlich nur in der Absicht, mir Geld zu holen.“ Er streckte sich. „Dita, du kannst mir den Gang ersparen, wenn du mir einstweilen von dem deinigen geben willst.“

Sie lächelte. „Aber lieber Cedrik, du weißt, daß ich mir nichts zurückbehalten habe. Alles liegt in deinen Händen. Mit meinem Wirtschaftsgeld komme ich aus, erübrige aber nichts, und mein Toilettengeld vergaßest du voriges Quartal mir zu geben ... Um Gott! Das soll kein Vorwurf sein," beschwichtigte sie den Auffahrenden. „Ich hatte noch genug für meine Bedürfnisse."

Cedrik war nicht im Zorn emporgeschnellt, mehr in unangenehmer Überraschung. Ein häßliches Schuldbewußtsein kroch ihm durch die Adern. Er beschränkte seine Frau, vergaß, an ihre Bedürfnisse zu denken, und alles fraß der unglückselige Rennstall, dessen Kosten kaum mehr zu decken waren. Einstweilen half das Spiel... Aber die Glücksgöttin war launisch...



In dieser Sekunde war ihm, als rolle ein Vorhang auf, und zeige ihm eine steile, schiefe Ebene dicht vor seinen Füßen, auf der es kein Halten mehr gab. Unwillkürlich griff er nach Ditas Hand, dann sich über das Gesicht streifend, als wolle er dies Bild gewaltsam verwischen, sagte er in seinem gewöhnlichen Ton:

„Na, Maus, dann hilft es nichts, dann muß ich hinüber zu mir. Aber einen Kuß kannst du mir geben, und in Zukunft bleibe ich mehr bei dir wie bisher. Ist es dir recht?"

Sie lächelte und küßte ihn zärtlich, sagte aber kein Wort. Der Weg zur Hölle pflegt mit guten Vorsätzen gepflastert zu sein.

XX.

Hamburg, den 10. Dezember.

„Meine liebe Cousine.

Pflichten pflegen selten angenehm zu sein, und doch muß man ihnen Folge geben.

Unter dem Heutigen teile ich Dir mit, daß Dein Gatte nahezu zwei Drittel Deines Vermögens bei mir erhoben hat, wozu er nach Eurem Ehekontrakt berechtigt ist. Da ich voraussetze, daß der Rest auch nicht mehr lange in meinen Händen bleiben wird, mache ich Dich darauf aufmerksam, daß, laut Testament Deines seligen Vaters, Dir nur die freie Verfügung über zwei Drittel Deines Kapitals zusteht. Das letzte Drittel bleibt unantastbar dem Geschäft, und habe ich es Dir nur zu verzinsen. Niemals werde ich darauf eingehen, auch nur mit einem Pfennig gegen diese Bestimmung zu sündigen. Bitte Dich danach zu richten. Dein Herr Gemahl scheint mir übrigens im Punkt des Geldausgebens ein viel größeres Genie zu sein als ich im Punkt des Geldverdienens. Anbei folgt die Berechnung des erhobenen Kapitals. Im übrigen Gott befohlen. Dein Vetter James."

Dita fand diesen Brief auf dem Frühstückstisch an einem Sonntag Morgen, an dem Cedrik das Privileg des langen Schlafens für sich eingeführt.

Sie wurde beim Lesen sehr blaß, und ihre Hand zitterte ein wenig. Aus jeder Zeile leuchtete die Gehässigkeit des Triumphierenden ihr entgegen. Hatte James das nicht alles vorausgesehen!! Ihr Gatte war auf dem besten Wege, sie zu ruinieren, das wurde ihr aus dem Blatt klar, das mit Ziffern bedeckt vor ihr lag; ein großer Teil ihres Vermögens war schon verausgabt; aber ihm zürnte sie nicht, nur jenem, der mit schonungsloser Hand die Binde von ihren Augen riß, auf ihn, den sie liebte, hohnlachend hinwies und ihr sagte: Sieh, das ist dein Ideal!

Daß James das konnte, kränkte sie, tiefer als der Ver-

lust des Geldes; dennoch regte sich das kaufmännische Erbteil des Blutes in ihr. Sie raffte die Papiere zusammen und ging zu ihrem Mann. Er lag gähnend im Bett; das lockige Haar unordentlich, das Gesicht blaß und scharf.

Überrascht blickte er ihr entgegen. Sie sah so frisch und reizend aus in ihrem Morgenkleide von rosa Flanell mit schwarzen Sammetschleifen, daß er nicht begriff, warum sie ihn nicht ganz festhielt.

„Lieber Cedrik,“ sagte Dita, sich neben ihn setzend und das Papier mit den Zahlen entfaltend. „Sieh einmal, das schickt mir eben James.“

Er richtete sich auf. Eine intensive Röte färbte sein Gesicht bis unter die Haarwurzeln.

„Was soll das heißen, Dita?“

„Er schreibt, daß dies Kapital bis jetzt von uns entnommen sei. Willst du einmal prüfen?“

Er griff mit nervöser Hand nach dem Blatt, aber ohne es anzusehen.

„Was schrieb er dir sonst noch? Gib mir den Brief.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Warum nicht?“ fragte er heftig.

„Er erlaubte sich eine Äußerung über dich, die ich rügen werde; was willst du dich noch darüber ärgern.“

Er nagte an der Unterlippe und schob die seidene Decke hin und her. — Einen Augenblick Schweigen! „Nun?“ fragte er endlich, ungeduldig aufsehend.

Sie sah ihn an. „Was?“

„Aber so lamentiere doch, mache mir eine Szene, Maus. Diese verfluchten Zahlen werden schon stimmen.“

„Davon bin ich überzeugt. James ist in Geschäftssachen die personifizierte Pedanterie. — Wofür hast du das Geld gebraucht, Cedrik?“

„Für den verdammten Rennstall,“ brach er los.

„Ich dachte es mir,“ sagte sie mit leisem Seufzen. „Nicht allein, daß er mich deine Zeit kostet, er verschlingt auch noch große Summen.“

„Nur im Anfang Schatz, nur im Anfang,“ verteidigte

er sich eifrig, „du sollst einmal sehen, wie sich später alles rentiert! Dann zahle ich dir dein Geld mit Zins und Zinseszinsen zurück.“

„Bitte sprich nicht von meinem Geld. Ihr hattet doch im Herbst ein Rennen in Hamburg gewonnen?“

„Ach — den Teufel. Nur den zweiten Preis; das konnte uns natürlich nicht herausreißen! Aber warte nur bis zum Frühjahr, dann sollst du dein blaues Wunder erleben.“

Sie schwieg, mit gesenkten Lidern, und strich die Spitzen an der Steppdecke glatt.

„Der Hamburger Kaufmannsbengel hat dich wohl aufgeredet?“ forschte er mißtrauisch.

„Nein, Cedrik! Aber ich kann mich der Ansicht nicht verschließen, daß die Unkosten des Rennstalls vielleicht doch unser Vermögen übersteigen. — Und dann — dann habe ich noch eins auf dem Herzen . . .“

„Geniere dich nicht,“ gab er mißmutig zu. „Du bist ohnehin prächtig im Zug.“

Sie zupfte an ihren Fingern, augenscheinlich suchte sie nach Worten, endlich begann sie ganz unvermittelt: „Bist du sicher, daß Brynken, dem du, wie ich bemerkt habe, alles überläßt, die Grenze unserer Mittel immer im Auge behält?“

Er starrte sie betroffen an. „Wie meinst du das?“

Sie errötete ein wenig. „Es kommt mir vor —“ sie stockte — „ich meine — da du ihm völlig freie Hand in allen Dingen läßt, müßte er dir doch auch Rechenschaft ablegen, und du ihm klar machen, bis wie weit du gehen kannst . . .“

„Sieh, sieh,“ unterbrach er sie geärgert, „Vetter James spricht aus dir.“

„Nicht der. Nur die gesunde Vernunft. Brynkens . . .“

„Was zum Teufel haben Brynkens mit unseren Geldverhältnissen zu tun?“ fragte er auffahrend.

Nach einer Pause sagte Dita zögernd: „Sie sind beide sehr leichtsinnig im Punkt des Geldausgebens, und — sie leben jetzt großartig.“

„Etwa von deinen Mitteln?" fragte er höhnisch. Gleich darauf tat es ihm leid. „Maus, womit du dir alles den Kopf zerbrichst! Theo hat selbst Einlagekapital, und sein Verstand ist bar Geld. Natürlich verrechnen wir nicht jeden Pfennig. Solche Krämergewohnheiten sind bei uns nicht nötig, aber deshalb komme ich noch lange nicht zu kurz. Außerdem ist er mein Vetter. Unsere Sippschaft hält nun einmal mehr zusammen als die eure . . . Aber Nonsens das alles! — Und weißt du, daß du undankbar gegen den guten Theo bist? Er war immer dein eifrigster Anbeter und wärmster Verteidiger noch aus deiner Mädchenzeit her. Ohne ihn hättest du mich vielleicht gar nicht bekommen."

Sie sah ihn verständnislos an.

„Ich wünschte, wir zögen aus diesem Hause fort! O und ich wünschte, du gäbest den Rennstall auf," sagte sie sehnsüchtig und preßte die ineinandergeschlungenen Hände gegen Stirn und Augen.

„Laß mich jetzt aufstehen," gab er ihr als Antwort zurück. „Geh, Maus, und sei kein Hasenfuß, der jeder Vogelscheuche aus dem Wege läuft. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Einstweilen mag James ruhig Gift und Galle spucken."

Er stand auf, und das Blatt Papier mit den Zahlen flatterte zu Boden, ohne daß er auch nur einen Blick darauf geworfen.

Vor dem Diner lief er noch auf fünf Minuten zu Brynkens hinunter, die sich eben anschickten Siesta zu halten.

„Du, Theo," sagte er, „James, dieser Jammerlappen, hat aus Hamburg geschrieben und über unseren Geldverbrauch lamentiert. Na, ein bißchen stark ist es ja auch ins Zeug gegangen."

„Was sagte Dita dazu?" fragte Stefanie neugierig. Sie saß im Schaukelstuhl und wippte hin und her.

„Im großen und ganzen ist sie leidlich vernünftig, aber philiströse Ansichten, die man mit der Muttermilch eingesogen, verleugnen sich schließlich doch nicht."

Stefanie lachte. „Ein wenig spießig ist sie ja," sagte

sie spottend. „Lieber Gott, es ist noch alles mögliche, daß sie Ihnen nicht den Kredit ganz entzieht. Ja, ja, teurer Freund, die reichen Partien!“

Theo sagte gar nichts; er putzte schweigend seine Nägel und gähnte laut. —

Als das Ehepaar allein war, fuhr Stefanie von ihrem Stuhl empor und trat dicht an ihren Gatten.

„Theo,“ sagte sie unruhig, „wenn das so ist, was wird dann aus uns?“

Er sah sie ruhig an.

„Quäle dich nicht mit Dingen, die noch lange nicht spruchreif sind.“

„Damit beschwichtigst du mich nicht! Glaubst du denn, ich bin blind und borniert, daß ich nicht diese ganze Farce durchschaue? Dein Einlagekapital! Was ist es denn anders, als der Kuppelpelz, den dir Cedrik für Ditas Millionen ausgezahlt hat!“ — Dann zuckte sie die Achseln. „Schließlich — was geht es mich an! Wir sind einmal verheiratet und müssen denselben Strang ziehen, wie du mir an Cedriks Verlobungstag so klassisch auseinandergesetzt hast. Bis jetzt hat dich ja auch deine Rechnung nicht betrogen. Wir leben sorgenlos, wie anständig fundierte Leute und haben Umgang mit unseresgleichen; das alles aber hört mit dem Moment auf, wo Cedrik kein Geld mehr hat. Ach, und ich fand dieses Leben nach der schrecklichen Vergangenheit so annehmbar, so anständig, ich würde eine Abenteurerexistenz kaum wieder ertragen.“

Sie setzte sich seufzend in ihrem Schaukelstuhl zurecht und stützte den Kopf in die Hand. Nach einer Pause fuhr sie auf.

„Warum sprichst du nicht, Theo?“

Er öffnete schläfrig die Augen.

„Liebes Kind, ich freue mich, daß du die Annehmlichkeiten deiner jetzigen Lage zu würdigen weißt. Aber zu Lamentationen sehe ich vorläufig nicht den geringsten Grund.“

„Auf dein Wort?“ — Sie war noch immer unruhig.

„Auf mein Wort,“ sagte er mit einem geringschätzenden Lächeln. „Schließlich hat Cedrik Vermögen. Eventuell schränken wir den Bestand des Rennstalls ein. Aber das laß meine Sorge sein, gönne du mir nur endlich das bißchen Schlaf.“

XXI.

„Schon wieder ein Absagebrief!“ sagte Dita seufzend, und legte das elegante Kuvert zur Seite, „das ist aber wirklich ärgerlich, Cedrik. Auf dreißig Personen haben wir uns eingerichtet, zwölf haben schon abgesagt, und es ist ja nicht ausgeschlossen, daß es noch mehr tun. Wir haben entschieden Unglück mit unserer Gesellschaft.“

Sie stand vor der Chaiselongue, auf der er lang ausgestreckt lag, als sie ihm bekümmerten Gesichts ihre Mitteilung machte.

„Wer?“ fragte er lakonisch.

„Major von Seyfried mit Frau. Das ist nun der letzte. Damit haben alle oberen Chargen abgesagt, nur die Rittmeister lassen sich bis jetzt noch erwarten, aber . . .“

Er fuhr in die Höhe, sehr rot im Gesicht.

„Ah, ich begreife,“ murmelte er zähneknirschend.

„Was denn, Cedrik?“ fragte sie erschrocken. „Glaubst du — glaubst du — weil ich eine Bürgerliche bin?“

Er lachte höhnisch auf. „O nein, Maus, das würde sich niemand erlauben — du bist ja die Baronin Antlau! Das ist gegen jemand ganz anderes gerichtet.“

„Du weißt?“ fragte sie mit erstaunten Augen.

„Da müßte ich unsere Kommißweiber nicht kennen!“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Aber nun gerade! Gerade! Was habe ich danach zu fragen? Nun gerade, sollen sie sich darein finden, oder sich zum Teufel scheren.“

Dita begriff noch immer nicht.

„Du sprichst mir in Rätseln,“ sagte sie ganz erstaunt.

Er nagte an der Unterlippe und malträtierte seinen Schnurrbart. Nach einer Pause begann er:

„Ich hätte es mir denken können! Körten fragte mich so angelegentlich aus. — Wozu sind denn auch die Adjutanten da! Es ist gegen Brynkens gerichtet, die ganze Geschichte, das kann sich ja ein Kind an den Fingern abzählen."

„Gibt es denn dazu einen besonderen Grund?" fragte Dita, ohne ihr Empfinden merken zu lassen, ganz ruhig, indem sie sich zu ihrem Mann setzte.

„Natürlich nicht! Haben denn solche gesellschaftlichen Albernheiten überhaupt einen Grund? Brynken scheint ihnen nicht mehr ebenbürtig, seitdem er den Pferdehandel betreibt, dem dabei aber keiner von uns abhold ist, und Stefanie — na, die bekannte alte Leier: Neid, Klatsch, und noch einmal Neid!"

„Worauf sollten aber Damen wie die Majorin von Seyfried, die Oberstleutnant von Ahrens neidisch sein?" fragte Dita ruhig.

„Was weiß ich! Das laß dir erst einmal von ihnen selbst erzählen. Stefanie ist für uns Herren pikant, amüsant und fragt den Teufel nach all den kleinlichen Rücksichten, die bei uns genommen werden sollen. Wenn's ihr lächerlich erscheint, dann lacht sie eben, auch wenn etwa gerade eine Leichenbittermiene erforderlich sein sollte."

„Das kann sie nicht unmöglich gemacht haben."

„Unmöglich! Welch ein boshaft albernes Wort! Sie ist gar nicht unmöglich, das will ich dir und allen anderen beweisen."

„Cedrik," sagte Dita und legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm, „wäre es dann nicht besser gewesen, wir hätten Brynkens zu morgen nicht eingeladen?"

Er sah sie feindselig an.

„Warum? Ich habe keinen Grund, sie zu beleidigen. Sie sind meine Verwandten. Wer nicht mit ihnen sein mag, soll fortbleiben."

„Eine ganz erhebliche Anzahl, wie ich leider feststelle," sagte Dita immer noch gleich ruhig. „Aber ich denke mir, in diesem einen Fall geht dein Regiment, die Kameradschaft doch vor."

„Ich mache keine Konzessionen," schrie er grimmig. „Entweder — oder!"

„Liebster, man kommt nie mit dem Kopf durch die Wand. Übrigens begreife ich die unbequeme Situation für dich vollkommen; laß uns nicht weiter davon sprechen."

Sie küßte ihn auf die Stirn und ging hinaus. Ganz verblüfft blieb er zurück. Er fühlte, daß sie nicht auf seiner Seite stand, und weil er klug genug war sich zu sagen, daß sie recht hatte, daß er nur Stefanies Schmollen und Tränen gefürchtet, daß er selber vielleicht nicht anders handeln würde als seine Vorgesetzten, falls Brynkens ihm fremd gewesen wären, deshalb ärgerte er sich doppelt. — — —

Da die Sache aber nun einmal so war, konnte er sich auch nicht versagen, seinem besseren Einsehen zum Trotz Stefanie hervorragend auszuzeichnen. Und sie verstand ihn und lohnte es ihm in ihrer Art reichlich. Ganz so schlimm, wie Dita im stillen angenommen, waren die Absagen doch nicht gekommen, die Anzahl der Damen war nicht einmal so verschwindend klein, daß es beleidigend gewesen wäre. Aber sie unterhielten sich nicht, das merkte Dita mit ihrem feinen Instinkt recht gut. Sie wußte auch weshalb. Ihr war nicht die Gabe verliehen, den Mittelpunkt einer großen Gesellschaft auszumachen, oder für Unterhaltung zu sorgen. Einem, auch zwei Menschen konnte sie gerecht werden, sie mit dem ganzen Zauber liebevoller Sorgfalt umgeben, aber bei so vielen versagte ihre Macht vollständig; außerdem hatte Stefanie sich zur Königin der Herrenwelt gemacht, die kein Auge für den Damenkreis zu haben schien.

So brach denn einer nach dem anderen zu noch ziemlich früher Stunde auf, und schließlich blieben nur noch die unverheirateten Herren, Brynkens und Grohnens.

Mit Schrecken sah Dita, daß Cedrik etwas mehr getrunken haben mußte, als ihm gut war, vielleicht aus Zorn über das verunglückte Fest, vielleicht im Trubel des bunten Durcheinander, das um Stefanie herrschte und dem er sich sehr bald angeschlossen hatte. Von weitem zuschauend, empfand sie wieder einmal ein Gefühl der Bewunderung für

diese Frau, die es verstand, mit ihrem raschen Wort, ihrer Laune eine ganze Gesellschaft zu unterhalten, obgleich Dita seit langem wußte, daß das emporgeschraubte Temperament nur ein Fazit kühler Berechnung war — sie wollte gefallen um jeden Preis! — Neben ihr saß Alma von Grohnen, die sich mit heißem Bemühen darin versuchte, es ihrem Vorbild Stefanie möglichst gleichzutun. Aber was dieser in vollem Maß gelang, das Leichtlebige, Frivole, das nun einmal ein Grundzug ihrer eigensten Person war, zur Geltung zu bringen, ohne gerade allzuviel von dem Nimbus der Dame abzustreifen, wurde bei Alma zur grotesken Karikatur.

Cedrik stand hinter Stefanies Stuhl, auf dessen Lehne er die Arme gekreuzt hatte, und flüsterte Stefanie etwas zu. Sie sah zu ihm auf, blitzschnell. Ihre Augen trafen sich und wurzelten ineinander — nur eine Sekunde — aber Ditas Herz stand fast still. Ein Schauer kroch ihr häßlich den Nacken herab. Was war es eigentlich, was sie so unangenehm berührt hatte? Sie wußte es selbst nicht, aber ihr kam plötzlich die Luft zum Ersticken schwül und heiß vor, sie konnte nur noch schwer atmen. Stefanie hielt in den Händen ein prächtiges Rosenbukett. Cedrik selbst hatte es ihr beim Beginn des Festes gegeben, sie spielte lässig mit den schon welken Blüten, während sie eine Zigarette zwischen den Zähnen hielt, wenn einmal eine Pause in ihr Schwatzen fiel. Was mochte sie erzählen?

Alles lachte, am lautesten Alma, nur einzelne der ganz jungen Herren machten verblüffte Gesichter.

Brynken war nicht mehr in dem Kreis.

„Was erzählt sie nur?“ dachte Dita voll Neugier, und doch hielt sie ein ihr selbst nicht ganz erklärliches Gefühl fern und an ihren Platz gebannt.

„Sie sind köstlich, Stefanie,“ hörte sie ihres Gatten Stimme jetzt deutlich, „köstlich, aber gefährlich. Sie verderben uns noch unsere jungen Herren.“

Stefanie brach eine Rose aus ihrem Bukett, und ohne sich umzudrehen warf sie Cedrik über die Schulter die Blume in das Gesicht. Sie traf ihn mitten auf die Stirn, und

Dita errötete peinlich für ihren Gatten. In demselben Augenblick beugte er sich über sie und küßte sie auf die Wange.

„Strafe muß sein!“ sagte er dabei.

An sich war die Begebenheit nicht besonders verwunderlich. Schließlich geschah diese Vertraulichkeit unter Verwandten in heiterer Laune und vor aller Augen, niemand schien sie auch schwer zu nehmen — nur Ditas Herz sank plötzlich bleischwer, und in ihre Augen schossen Tränen.

„Pfui,“ sagte sie zu sich selber. „Wie häßlich kleinlich und eifersüchtig du doch bist! Schäme dich!“ Aber diese Moralpredigt half wenig, am liebsten hätte sie laut geschluchzt.

Stefanie war aufgesprungen und verfolgte den Fliehenden einige Schritte, dann schlug sie mit dem Bukett nach ihm. Einzelne Blumen brachen am Kelch ab und fielen zu Boden. Cedrik hob eine von ihnen auf. Dann, als alles wieder saß, blickte er lange tiefsinnig darauf nieder. Ihm war, als leuchteten Stefanies Augen ihm glühend daraus entgegen, als spüre er den Hauch ihres Mundes; er küßte die Blume und schob sie unbemerkt in den Aufschlag seines Ärmels. Unbemerkt, nur nicht von Dita, und Tränen rollten langsam über ihre Wangen.

Die anderen saßen wieder zusammen wie vorher und wollten sich vor Lachen über die Pointe eines Witzes ausschütten, den jetzt einer der jungen Herren zum besten gab. Ohne die herrschende Stimmung, ohne die Herausforderung, die in Stefanies Gebahren lag, die glänzenden Augen Almas, kurz, den ganzen herrschenden Ton, hätte er es wohl nicht gewagt, denn was er erzählte, gehörte eigentlich nur

vor das Forum einer heiteren Herrengesellschaft. Allein heut abend stieß sich keiner der Anwesenden daran. Im Gegenteil, man suchte sich gegenseitig zu übertreffen.

In dies laute Gelächter, aus dem Almas Stimme zuweilen kreischend heraustönte, trat plötzlich Grohnen. Er mußte wohl eine Weile unbemerkter Zuhörer gewesen sein, denn seine Stirn war umwölkt, die Züge seines Gesichtes gespannt.

„Alma," sagte er, seiner Frau den Arm bietend, „empfiehl dich den Herrschaften, Fritzi ist unruhig und verlangt nach dir."

Sie sah ihn erst erstaunt, dann mit dem ganzen ihr eigenen Trotz, fast haßerfüllt an.

„Die Lore ist oben, das genügt," sagte sie, sich umwendend und ihrem Gatten den Rücken kehrend.

Er trat hart neben sie. „Nein, das genügt nicht. Komm!"

„Ich will nicht."

Er faßte nach ihrer Hand und legte sie mit solcher Festigkeit in seinen Arm, daß er sie dadurch von ihrem Sitz in die Höhe zog. Kampfbereit stellte sie sich neben ihn. „Ich mag aber noch nicht weg. Wir amüsieren uns köstlich. Du gönnst mir das nur nicht — du bist unausstehlich, Alex, nun gehe ich gerade nicht."

Sie stampfte mit dem Fuß, denn sein Aussehen weissagte ihr nichts Gutes, und doch war sie fest entschlossen nur der Gewalt zu weichen.

Grohnens Gesicht verfärbte sich, als die widerstrebende Hand seiner Frau aus seinem Arm glitt; ohne ein Wort wandte er sich um. Stefanie, die Grohnen nicht leiden mochte, weil sie recht gut die Nichtachtung empfand, die er für sie fühlte, sagte laut: „Alma, Sie hätten doch mitgehen sollen, Ihr Mann sieht so entrüstet aus wie der heilige Hieronymus."

„Antonius — Pater Filucius," tönte es lachend aus den Reihen der Herren, denn der Rittmeister war schon außer Hörweite.

„Ach, so macht er es immer,“ klagte Alma weinerlich. „Kaum amüsiere ich mich einmal, möchte er es mir verbittern, ich will mich aber nicht immer behandeln lassen wie ein kleines Kind. Nun gerade soll Herr von Grundt die Geschichte auserzählen.“

„Und die amüsiert Sie so sehr?“ fragte einer der Herren und blies den Rauch in die Luft.

„Großartig! — Obgleich —“ setzte sie in ihrer törichten Art hinzu, „ich mir den Schluß schon denken kann.“

Außer sich, mit klopfenden Pulsen war Grohnen zu Dita getreten, die sich während der kurzen Szene am anderen Ende des Zimmers ängstlich erhoben hatte. Sie ahnte wohl, wie es in ihm aussah.

„Meine gnädigste Frau, gestatten Sie, daß ich mich empfehle,“ sagte er mit bedeckter Stimme.

Sie sah ihm mitfühlend mit ihren traurigen Augen in das Gesicht. „Bitte, gehen Sie noch nicht,“ sagte sie einfach, „um Ihrer Frau willen nicht.“

Er blickte sie an; sie erschrak über den Ausdruck seiner Züge.

„Meine Frau unterhält sich besser ohne mich,“ erwiderte er bitter. „Und sie mag recht haben, denn derlei Konversation verletzt und empört mich bis aufs Blut.“

„So leisten Sie mir ein wenig Gesellschaft. Sie sehen, ich bin auch allein.“

„Wie könnte das auch anders sein!“ brach er los, dann biß er sich auf die Lippen. „Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich kann diese Gruppe da nicht mit ruhigem Blut ansehen — alles in mir empört sich dagegen.“

„So kommen Sie ins Nebenzimmer, spielen Sie mir etwas vor, ich werde Ihnen dankbar sein.“

Er folgte ihr willenlos.

„David, dem König Saul die trüben Gedanken verscheuchend,“ sagte er mit einem Versuch zu scherzen, als er sich auf dem Klavierstuhl niederließ. „Ich glaube nur, in diesem Augenblick gleiche ich mehr dem König Saul als Sie.“

„Wer weiß!“ sagte Dita mit einem Seufzer, während

sie sich ziemlich entfernt vom Flügel niederließ. Grohnen spielte wunderschön. Alles, was ihn bewegte, vermochte er in Tönen ausströmen zu lassen, und Dita hörte ihm gern zu, viel lieber als den leichtbeschwingten Melodien, die Cedrik stets in ungemessener Auswahl auf dem Repertoir hatte. Heute war Grohnens Vortrag düster, wilde Dissonanzen jagten sich mit klagenden Mollakkorden.

Dita war aufgestanden und an den Flügel getreten. In ihrer schillernden seidenen Soupertoilette mit den weißen Rosen an Schultern und Kopf, übergossen von dem rosigen Licht der elektrischen Blumen, sah sie sehr schön aus. Grohnens Blicke hingen mit Entzücken an ihrer Erscheinung. Sie merkte das gar nicht; immer und immer wieder mußte sie an die abgebrochene Rose denken, die Cedrik in seinem Ärmelaufschlag verwahrt hatte, und ein Meer von Leid überflutete ihr Herz.

Aus den wilden Phantasien war allmählich ein Liebeslied geworden, süß und klagend, wie der letzte Seufzer eines Poeten. Plötzlich merkte sie den Umschwung. „Das ist hübsch," sagte sie auffahrend und mit der Hand über die Stirn streichend, „man *soll* die bösen Geister nicht Herr über sich werden lassen. Man *soll* es nicht, Herr von Grohnen."

„Die bösen Geister," widerholte er nachdenklich, „nein, gnädige Frau! Aber was wir sehen, hören, fühlen, wer bewahrt uns davor?"

„Der Glaube an das Gute, das nie erstirbt," sagte sie ernsthaft.

„O, meine gnädige Frau, ich kenne viel Gutes, das eines elenden, kläglichen Todes gestorben ist."

Sie faltete die weißen Finger fest ineinander.

„Das dürfen wir nicht leiden."

„Werden wir danach gefragt?"

„In unserer Hand liegt viel — alles."

Er schüttelte energisch den Kopf. „Einmal habe ich auch so gedacht, diesen Glauben aber mit meinem Herzblut bezahlt."

„Man darf nicht den Mut verlieren."

„Und wenn alle Kämpfe umsonst sind?" —

„Wir verstehen uns, gnädige Frau," sagte er nach einer Pause mit bedeckter Stimme. „Wir müssen uns verstehen, denn wir tragen beide dieselbe Last."

Ihre gesenkten Augen hoben sich und sahen tiefernst in sein Gesicht. „Nein, Herr von Grohnen, die meinige — nehmen wir selbst an, ich fühlte zuweilen etwas Derartiges — wird tausendmal gelindert, aufgewogen durch die innige Liebe, die ich für meinen Gatten empfinde."

Er senkte die Stirn; sein Atem ging schwer, mechanisch spielte die linke Hand nur noch mit den Tasten. „Sie lieben ihn — so sehr?" fragte er gepreßt.

„Ja, ich liebe ihn. Es gibt Frauen, die da meinen, die Liebe zwischen Gatte und Gattin genüge nicht, um ein ganzes Dasein auszufüllen, sie blühe und vergehe wie eine Blume. Ich bin nicht der Ansicht. Ich wußte, daß wenn ich einmal einen Mann finden würde, zu dem ich sagen konnte: ich liebe dich, ich ihm für immer angehöre. Mag er tun, was er will, mein Herz bleibt bei ihm in jeder Lebenslage, bis an das Grab — ja über das Grab hinaus!" Sie hatte ganz vergessen, daß sie zu Grohnen sprach, ihre weitgeöffneten, leuchtenden Augen sahen über ihn hinweg ins Leere. All das Leid und die Qual der letzten Stunde war weggeschwemmt von der Allgewalt ihrer großen, bewußten Liebe.

„Er verdient sie nicht, diese Liebe," sagte der Rittmeister hart, und schlug einen gewaltigen, mißtönenden Akkord an. „Ich habe Sie vorhin weinen sehen — leugnen Sie es nicht — als Ihr Mann jene Rose aufhob und küßte."

Ihre Blicke glitten langsam, als kämen sie aus weiter Ferne, in die seinen. „Wir sind schwache Menschen," sagte sie mit einem kleinen, sanften Lächeln. „Aber ich will nicht mehr zweifeln, ich peinige mich nur selbst damit, denn Cedrik ist von Herzen gut, ich liebe ihn, und er ist mein Gatte."

„Ein Vorzug, den er nicht verdient! — Herrgott, was hätte ich darum gegeben, eine Frau zu finden wie Sie! Selig wäre ich an Ihrer Seite gewesen! Wonach sehnen wir uns denn in der wüsten Tollheit unserer Junggesellentage? Nach

der Frau, die uns emporzieht, die uns durch ihre Liebe entsündigt und uns das Paradies gibt, das lebenslang unser heimliches Sehnen ist. Die Menschen sind ja verschieden. — Ich hatte ein weiches Herz, einen unermeßlichen Durst nach Liebe — ein Ideal — — — Sie wissen, was mir das Leben statt dessen aufzwang."

„Warum ließen Sie es geschehen?" fragte Dita leise.

Er hatte die Hände von den Tasten genommen und den Kopf darauf gestützt, eine Weile sah er so schweigend zu Boden, und Dita bereute schon ihre Frage, plötzlich begann er: „Sie sollen nicht schlechter von mir denken als nötig, gnädige Frau, das ist das einzige, was ich mir gönnen will. Sie mißachten mich, und ich begreife, daß eine Frau wie Sie den Mann mißachten muß, den sie sich feig hinter den Reichtum einer ungeliebten Frau verschanzen sieht, anstatt den Kampf mit dem Leben mutigen Herzens auf sich zu nehmen. Gewiß, ich war kein Held, als ich das tat, aber es geschah weniger für mich als für meine alte Mutter, die gewissenlose Verwandte an den Bettelstab gebracht hatten. Ihr Lebensende hätte sonst Jammer und Elend sein müssen. Auch ich war kein Heiliger gewesen; nicht besser und nicht schlechter zwar als die meisten jungen Leute meines Standes, aber unter den obwaltenden Verhältnissen hätte es mich den Kragen gekostet. Und da — noch halb betäubt von dem unerwarteten Schicksalsschlag — beugte ich mein Haupt der zwingenden Notwendigkeit und — heiratete die, die man mir anbot. Ein reiches Mädchen! — Will ich nun wieder ein ehrlicher Mann werden, gibt es nur eine Rettung für mich — eine Kugel!"

„Herr von Grohnen," sagte Dita erschrocken und legte ihre Hand wie festhaltend auf seinen Arm. Er beugte sein Haupt noch tiefer und drückte die Stirn gegen die warme, weiche Hand, in der das Blut so ruhig und gesund pulsierte.

„Wenn das Kind nicht wäre!" stammelte er endlich. „Aber diese Mutter! — Diese Mutter, die sich da nebenan frivole Anekdoten erzählen läßt, die sie belacht, und deren nachahmungswertes Ideal eine Stefanie von Brynken ist!

— Ich habe es ja bis jetzt ertragen, aber erst seit ich Sie kenne, habe ich den ganzen Abgrund des Elends, in dem ich lebe, ermessen gelernt.“ Seine Stirn drückte sich fester auf ihre Hand.

Langsam aber unwiderstehlich zog sie die Hand zurück. Auf ihren Wangen brannte Glut, dennoch behielt ihre Stimme den weichen, beruhigenden Klang, den sie besaß, wenn es galt, einen Leidenden zu trösten. „Das hätten Sie nicht sagen sollen, Herr von Grohnen,“ sie tat einen Schritt seitwärts, „es müßte mich kränken, wenn ich nicht wüßte, wie Ihnen zu Mute ist. — Doch vielleicht brauche ich selbst einmal einen Freund — versprechen Sie mir, daß Sie mir dieser Freund sein wollen.“

Da nahm er ihre Hand und küßte sie. Inbrünstig, gerade als berühre er mit seinen Lippen etwas Heiliges. Sie blickte auf den gesenkten Kopf, zwei Tränen lösten sich und fielen auf den Scheitelstreifen in dem dunklen Haar. Sie hätte so gern getröstet, so gern geholfen, aber wie vermochte sie das, die sich selbst nicht einmal zu helfen wußte!

„Alexander!“ Sie fuhren auseinander; zwischen der Portiere stand Alma und sah mit wütenden Augen auf das Paar vor sich.

„Da hätte ich ja lange warten können, ehe es dir beliebt, dich nach mir umzusehen, wenn du Frau von Antlau derartig den Hof machst . . .“

Sie kam nicht weiter. Er trat hart neben sie und ergriff ihren Arm. Sein Gesicht sah so drohend aus, daß sie schwieg und sich ohne Widerstreben von ihm fortführen ließ, nachdem er Dita noch eine tiefe, zeremonielle Verbeugung gemacht hatte, die sie ebenso erwiderte. Und doch, als er nun gegangen, wurde ihr das Herz weich. Nicht etwa, daß ihr der Gedanke kam, sie hätte anders handeln können, aber der Stolz der Frau regte sich in ihr, daß sie ohne ihr Zutun ein Herz gefunden, das ihren Wert erkannt hatte. Und wenn ihr Mitgefühl für ihn noch wärmer werden konnte, so war es heut abend geschehen, wo sie erfahren, daß nicht kalt-

herzige Berechnung, sondern Sohnesliebe und augenblickliche Schwäche ihn in dies unerträgliche Joch gespannt hatten.

Sie mußte an Cedrik denken. Ein wenig mehr Herz und Gemüt bei ihm, wie glücklich würde sie das machen! Aber sie mußte versuchen, ohne das fertig zu werden.

Während sie die Lichter am Klavier löschte, trat ihr Mann über die Schwelle. „Also hier finde ich dich endlich," sagte er weinselig, breitbeinig unter der Portiere stehen bleibend. „Brynkens und die andern sind fort — wir wußten ja nicht, wo du eigentlich stecktest. Na, ich bin froh! Langweiliger Zauber! Wenn Stefanie nicht noch ein wenig Leben in die Bude gebracht hätte; nicht zum Aushalten, sage ich dir."

Dita wandte sich zu ihm: „Möchtest du, daß ich wie Stefanie gewesen wäre?"

Erst sah er ganz verblüfft aus, dann lachte er laut auf. „Was dir einfällt, liebe Maus! Du bist doch meine Frau! Die Baronin Antlau darf sich nicht amüsieren wie Stefanie von Brynken, das wäre ein Unding!"

„Aber ihr zieht sie uns vor," sagte Dita leise.

Er trat nahe zu ihr und legte den Arm um ihre Taille. „Ja, siehst du — das kann manchmal schon sein," entgegnete er mit einem kleinen Anflug von Nachdenken. „Ich weiß selber nicht, wie das so kommt. Man braucht sich eben blutwenig zu genieren, und dabei hat die Sache doch ihre Grenzen." Er unterbrach sich und lachte laut auf. „Warst du eifersüchtig, Maus?"

Sie zog mit spitzen Fingern die Rose aus seinem Ärmelaufschlag, unter dem sie sich markierte. „Es gibt häßliche Flecken auf dem hellen Stoff," entschuldigte sie sich mit zitternder Stimme, „darf ich sie wegwerfen?"

Er sah auf den abgebrochenen Blumenkelch mit ziemlich gleichgültigem Ausdruck. „Wenn du meinst, ich habe nichts dagegen."

Sie schleuderte die Rose in den fernsten Winkel, dann fiel sie ihrem Mann um den Hals. „Wie unsäglich lieb habe ich dich doch!" flüsterte sie mit Tränen in den Augen und drängte sich fest an ihn.

XXII.

„Theo war hier und wollte dich sprechen, ich versprach ihm, dich gleich hinunterzuschicken," empfing Dita ihren Gatten ein paar Tage später. „Er sagte mir, es wäre eilig."

„Theo?" wiederholte Cedrik gedehnt. „Was in des Teufels Namen hat der denn so Pressantes? Wir sahen uns doch erst gestern abend."

„Ich weiß es nicht. Willst du noch vor Tisch gehen. Soll ich mit dem Essen warten?"

„Sei so gut. Wichtiges kann es ja unmöglich sein." Er stürmte fort. Aufgeregt und auf etwas Unangenehmes gefaßt. Jede Botschaft von Theo pflegte irgend etwas für ihn Ärgerliches zu haben. Zu seiner angenehmen Überraschung fand er seinen Vetter behaglich im Schaukelstuhl sitzen und rauchen.

„Da bist du ja," sagte er, ohne seine Lage zu ändern. „Mach dir's bequem, alter Junge, ich habe dich deshalb extra in meinem Zimmer empfangen."

„Du warst bei uns oben. Ist es etwas Unangenehmes?" fragte Cedrik, sich auf die Chaiselongue werfend.

„Na, etwas Angenehmes springt bei diesem verdammten Dasein doch selten heraus. Des Pudels Kern: wir brauchen Geld und zwar sofort. Rechne auch nicht mit ein paar Hundert, damit ist es nicht abgetan."

„Ah!" fuhr Cedrik auf, ganz rot im Gesicht, die Zigarette von sich schleudernd, „du weißt genau, daß das momentan über meine Kräfte geht! Unsere Rechnung war doch auch ganz anders."

„Jawohl, wenn alles geklappt hätte. Aber halte einmal das Pech auf, wenn es loslegt! Unser Trainer hat sich heute vormittag bei der Arbeit mit Omar überschlagen, ist dann vom Huf gegen den Schädel getroffen worden und liegt nun mit einer netten Gehirnerschütterung im Krankenhause — auf unsere Kosten natürlich. Ich habe zwar schon einen anderen, viel besseren in Aussicht, aber der kostet das Doppelte."

„Verdammt!“ rief Cedrik mit dem Fuße aufstampfend. „Der verwünschte Rennstall!“

„O,“ machte Theo gedehnt. „Du hast ihn satt? Schon? — Ich gebe zu, wir haben Pech gehabt, aber es ist doch noch nichts verloren. Unser Material ist vorzüglich. Auf den Frühjahrsrennen holen wir alles ein.“

„Und bis dahin?“ fragte Cedrik heiser. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah zu Boden.

„Halten wir uns über Wasser, coûte que coûte.“

„Wie soll ich das machen? Ich habe keine Barmittel mehr. Die Zinsen des festgelegten Kapitals meiner Frau gehen regelmäßig jetzt an ihre Adresse, seitdem das flüssige Geld verbraucht ist. Ich kann das Dita nicht nehmen — wir brauchen es auch für uns.“

„Dann,“ sagte Theo, kaltblütig die Asche seiner Zigarre abknipsend, „bleibt uns nichts übrig als den Rennstall aufzugeben. Das ist doch deine Meinung, nicht wahr?“

Erschrocken blickte Cedrik auf. „Um Gottes willen nicht. Denke doch, was die Welt dazu sagen würde! Ich wäre ja völlig blamiert und alles Geld auf die Straße geworfen. Es muß noch einen anderen Ausweg geben, Theo. Es m u ß!“

„Vor allen Dingen habe ich ja nun einmal deine Meinung,“ sagte Brynken sich leise schaukelnd. „Nun können wir ruhig erwägen. Vergiß auch nicht, lieber Junge, daß ich schließlich mit dazu gehöre, wenn auch nicht mit barem Gelde, so doch mit meiner Arbeitskraft und meinem Verständnis. Einfach hinauswimmeln, wenn es dir einmal so paßt, lasse ich mich nicht. Wir sind gewissermaßen solidarisch geworden. Und du hättest in schlechtere Hände fallen können, my boy, denke ich. Jetzt heißt es also verständig überlegen. — Was meinst du?“

„Ich meine nichts weiter, als daß ich kein bares Geld mehr habe,“ wiederholte Cedrik etwas verschnupft durch Brynkens Ton.

Dieser lächelte leicht. „So müssen wir vor allen Dingen die Kosten zu verringern suchen. Das minderwertige Material losschlagen und uns nur auf die am weitesten vor-



zeschrittenen und voraussichtlich besten Pferde konzentrieren. Ich denke unter anderen an Schaitan und Omar. Da dürfen wir denn aber auch nicht knausern; der Trainer muß zu uns, er ist ein Juwel.“

„Und wovon wollen wir ihn bezahlen?“ fragte Cedrik eigensinnig.

„Gott im Himmel, die paar Wintermonate hindurch!?“

„Die vergangenen Monate haben ein Vermögen verschlungen.“

„Gut. Das wird alles wieder eingeholt werden, ich garantiere dir's. Bist du augenblicklich bei Kasse, Cedrik?“

„Nein, gar nicht,“ grollte der Offizier.

„Aha, daher deine Misanthropenlaune! Ich habe gestern abend im Klub Glück gehabt. Teilen wir.“ Er erhob sich, öffnete seinen Schreibtisch und schob Cedrik ein paar Hundertmarkscheine entgegen. „Gleiche Brüder, gleiche Kappen,“ sagte er dabei scherzend.

Das Wort berührte den Offizier unangenehm; es kam ihm vor, als würde er herabgezogen. Und doch, wie oft hatte er Theo die gleiche Gefälligkeit erwiesen. Wie oft! Unter dieser Erinnerung steckte er das Geld ein, aber immer noch mit verdüstertem Gesicht.

„Für deine Frau schaff dir erst mal ein anderes Aussehen an,“ sagte Theo lachend, „sie glaubt sonst, wir sind schon ganz pleite, und etwas steckt ihr doch die Kaufmannsnatur in den Gliedern. Und dann, à propos, Cedrik, was tust du denn so kläglich? Du bist ja doch nicht einzig von deiner Frau abhängig. Kündige Hans Henning dein Kapital; etwas Einfacheres kann es ja nicht geben.“

Cedrik nagte an seinem Schnurrbart. „Das kann ich nicht,“ sagte er kurz.

„Du kannst das nicht? Ist denn Hans Henning dein Vormund? Oder hast du ihm dein Kapital geschenkt?

Der junge Offizier ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Widerwillig sagte er endlich:

„Als ich damals heiratete, versprach ich Hans Henning, mein Kapital nicht vor zehn Jahren zu kündigen. Die Zeiten sind jetzt schlecht für die Landwirtschaft.“

Theo ließ klirrend das Messer, mit dem er bis jetzt gespielt, auf den metallnen Leuchter der vor ihm stand, herabfallen, es gab einen scharfen Klang, und ebenso scharf war sein Lachen.

„Ah, Hans, der schlaue Fuchs, hat sich gesichert! Wahrhaftig ein feinerer Schachzug, als ich ihm zugetraut. Ja,

man lernt eben nie aus! Und du hast dich also, auf gut deutsch gesagt, von dem teuren Bruder übertölpeln lassen."

„Welch ein Ausdruck, Theo!" fuhr Cedrik auf.

„Ach Larifari, ich nenne jedes Ding beim rechten Namen, und ich sage dir, du wärst in deine eigene Tasche hinein ein Tor, wenn du dich an diese Abmachung hieltest."

„Er hat mein Wort," sagte er heiser, „das kann ich nicht brechen."

„Also nichts Schriftliches?"

„Mein Wort genügt ihm und mir," sagte Cedrik stolz.

„Old boy, das ist eine verfluchte Sache mit dem Wort halten! Ich setze voraus, wo es sich um deine Existenz handelt, bist du klug genug, dich deines Wortes zu entbinden."

„Mit welchem Recht traust du mir eine solche Ehrlosigkeit zu?" brauste Cedrik auf.

„Mit dem Recht eines vernünftigen Mannes," versicherte Theo kühl. „Handelt es sich um dich und ihn, sorge natürlich zuerst für dich, das gebietet der gesunde Menschenverstand. Stelle Hans die Sachlage vor, und er wird es selbst einsehen."

„Niemals! Hans Henning war stets gegen meine Rennpassionen."

„Er wird dir also mit dem Brustton der Überzeugung eines echten Philisters raten: Gib die Geschichte auf, wirf nicht gutes Geld einer verlorenen Sache nach, nicht?"

„So ungefähr," gab Cedrik kleinlaut zu.

„Nun, und du fügst dich als guter Junge natürlich," höhnte Theo.

Cedrik schwieg.

„Ich aber sage dir," fuhr er fort, die Hand fest auf die Schulter seines Vetters legend, „tue es nicht, harre aus! Du bist es mir und meiner Frau, du bist es dir selbst schuldig. Im Frühjahr ist alles ausgeglichen. Wir siegen, verkaufen unsere Sieger teuer, kurz, es kann uns nicht fehlen, dann gib meinetwegen Hans Henning dein Kapital zurück, aber vorläufig habe wenigstens den Mut es zu verlangen, das kann ich von dir erwarten."

Cedrik senkte den Kopf; ihm war als hinge an seinem Bein eine eiserne Kette, deren Ruck er eben gespürt, als wolle sie ihn zu Boden reißen, und es gälte seine ganze Kraft, nicht zu stürzen. Das Gute in ihm bäumte sich mit aller Gewalt noch einmal auf.

„Denke an einen anderen Ausweg, das *kann* ich nicht tun!“

„Einen anderen Ausweg! Du bist gut. Als ob das so leicht wäre! Mir scheint wirklich, du siehst die Sache von einem falschen Gesichtspunkt an. Hans Henning wird dir dein Kapital oder einen Teil davon anstandslos geben, wenn er hört wie die Sachen liegen, schon um Dita das ihrige zu retten. Schreib nur.“

Cedrik seufzte tief auf.

„Was für ein Schwachmatikus du doch bist, Cedrik,“ sagte Theo lächelnd, „aber im Ernst, es handelt sich um einen raschen Entschluß. Kann ich auf dich rechnen?“

„Ich werde überlegen.“ Es klang dumpf, aus gepreßter Kehle.

Stefanie öffnete die Tür. „Es will dich jemand sprechen, Theo.“

„Gut. Unterhalte du einstweilen Cedrik,“ sagte er, das Zimmer verlassend, mit einem leisen Lächeln über den Zufall, der ihm so sehr zu Hilfe kam.

„Was ist geschehen, Cedrik?“ fragte Stefanie, erregt auf den Zurückbleibenden zutretend.

Er wehrte sie fast schroff ab. „Nichts! — Oder eigentlich doch — wir sind so gut wie ruiniert.“

Sie umklammerte seinen Arm, große Tränen standen in ihren Augen. „Ich ahnte es, o, ich ahnte es!“ stöhnte sie mit wogender Brust. „Aber das darf nicht sein! Leide es nicht, Cedrik! Ich kann nicht wieder zurück in das Elend, dem du mich jetzt endlich entrissen. Ich ertrage es nicht, ich muß daran sterben! Erbarme dich, Cedrik!“

Er sah ganz verwundert in ihr verstörtes Gesicht. „Was redest du nur, Stefanie?“ fragte er endlich.

Sie strich mit dem Tuch über Stirn und Augen, mit

Gewalt wollte sie die entstellende Erregung bemeistern. „Ich habe dich lieb — so unmenschlich lieb," entgegnete sie endlich mit bebender Stimme, „daß ich nicht einmal auszudenken vermag, daß dir etwas Schlimmes geschieht. Theo ist mitleidslos; das weiß ich wohl."

„Es handelt sich nur um Geld," sagte er zerstreut.

„Ja, aber dies Geld ist das Fundament für unser Leben, unser Glück," sie rang die Hände und nagte nervös an der Unterlippe. „Du magst dies Glück gar nicht einmal fühlen und begreifen, aber ich — ich tue das! Wer so leidenschaftlich gehungert und gedürstet hat nach Liebe wie ich, der gibt nichts wieder auf von dem, was er sich einmal errungen . . . Und so will ich dich festhalten, Cedrik, geliebter Cedrik, so lange ich noch die Kraft dazu in meinen Händen habe."

„Stefanie," sagte er, unangenehm berührt durch ihre Heftigkeit, ihre umklammernden Arme von sich drängend. „Du bist gräßlich exzentrisch. Wir sprechen hier von Geld, und du kommst mir mit deiner Liebe. Glaube mir, Maus, momentan steht mein Sinn gar nicht danach. Aber," als er ihr todbleiches Gesicht gewahrte, „so seid ihr Frauen! Immer an unrechter Stelle zärtlich. Von uns beiden ist ja gar keine Rede vorläufig."

Sie trat von ihm weg, wie erkältet, nur ihre Augen blieben mit wildem Feuer an ihm hängen. „Schmähe nur meine Liebe zu dir, sie ist doch mein Stolz, sie entsühnt mich vor mir selber," sagte sie ernst, „und ich erinnere dich daran, Cedrik, daß ich auch Rechte an dich habe. Kraft dieses Rechtes bitte ich dich, folge Theo, er ist klug und hat Glück."

„Du weißt?" fragte er erstaunt.

„Natürlich, ich horchte. Sieh mich deshalb nicht so entsetzt an, ich weiß genau, warum ich es tat." Und dann legte sie ihre Arme um seinen Hals. „Ich bitte dich, Cedrik, sei vernünftig."

Mit einem schweren Seufzer löste er sich von ihr. Er fühlte sich bedrückt und beklommen, nirgends sah er einen Ausweg.

„Ich werde doch an Hans Henning schreiben müssen," dachte er mit innerem Schauder. „Vielleicht hat er es damals gar nicht so ernst gemeint und hilft mir gern. Ich bin Brynkens gegenüber am Ende auch verpflichtet." Und die Kette am Bein klirrte immer deutlicher, aber er wollte sie nicht hören. — — —

Hans Henning starrte auf den Brief seines Bruders, der so, als verwahre sich der Schreiber schon von vornherein gegen jedes Nein, abgefaßt war. Er traute seinen Augen nicht. Ihm stand die Szene noch deutlich in der Erinnerung, wie Cedrik am Tage seiner Hochzeit ihn aus freien Stücken aufgesucht, um ihm mit dem alten, liebevollen Ton, den ehrlichen Augen zu sagen: „Alter Hans, habe nun keine Sorgen mehr um mein Kapital. Setze dich mit Berta auseinander, wenn es dir paßt, und vergiß vorläufig einmal, daß du einen leichtsinnigen Strick von Bruder gehabt hast, der dir stets im ungeeignetsten Moment mit seinen Forderungen kam. Dita ist reich, du sollst nun wenigstens vor mir Ruhe haben. Ist es dir recht?"

Hans Henning hatte darauf mit einem Seufzer der Erleichterung geantwortet und Cedrik herzlich die Hand gedrückt. „Recht? Du weißt gar nicht, was für eine Last du mir damit vom Herzen nimmst! Aber ich muß mich dann auch darauf verlassen können, ganz fest; ich realisiere dann ein Projekt, das mir schon lange am Herzen liegt, und ..."

„Mein Wort darauf, Hans Henning."

„Und du bist ganz sicher, daß du es halten kannst?"

„Wann brach jemals ein Antlau sein Wort?"

Er meinte noch die klingende Stimme zu hören, das Funkeln der sonnigen Augen zu sehen, als er ihm so gegenüber stand. Damals war es März gewesen, jetzt schlug Januarschnee und Regen an die Fenster des Schlosses. Eine viel zu kurze Zeit, um aus einem Ehrenmann das Gegenteil zu machen, dachte Hans Henning. Das Wort eines Mannes war heilig, mußte heilig sein, gleichviel, ob es unter Fremden oder Brüdern gegeben war.

„Ich muß Klarheit haben," sagte er sich, halb erzürnt,

halb kummervoll. „Brynkens unheilvoller Einfluß wird ihn geblendet haben, aber ein Wort von mir wird genügen, ihm die Augen zu öffnen. Ob Dita glücklich mit ihm ist?“ —

Am nächsten Tage war er in der Stadt.

„Der Herr Leutnant sind noch im Dienst, die gnädige Frau ausgegangen,“ meldete der öffnende Diener. Das war Hans Henning gerade recht. Er ging durch die einsame Zimmerflucht und schaute sich das elegante Heim des jungen Paares an, überall merkte man die sorgende Hand der Hausfrau.

„Hier m u ß das Glück wohnen,“ dachte er, sich in Ditas lauschigem Wohnzimmer, in dem das Kaminfeuer brannte, mit umflorten Augen umsehend und an sein ödes Haus denkend. „Ich bin ein Tor, mir Gedanken zu machen! Diese Frau bezwingt jeden Mann durch den Adel ihrer Gesinnung, durch ihre Herzenswärme, durch ihr ganzes keusches Selbst. Cedrik wird sich gescheut haben, von ihr Geld zu verlangen, deshalb wendet er sich lieber an mich. Ungern — das kennzeichnet der Ton seines Briefes — aber um dieser Feinfühligkeit seiner Frau gegenüber soll ihm verziehen sein.“

„Hans Henning — du!!“ rief Cedrik mit sehr gemischten Gefühlen, als er eine Viertelstunde später dem Bruder gegenüberstand. „Wo in aller Welt kommst d u her?!“ Der Ton verriet ebensoviel unangenehme Überraschung wie die Worte.

„Direkt aus Antlau, selbstverständlich! Hattest du eine andere Wirkung deines Briefes erwartet?“ sagte Hans Henning, seine Empfindlichkeit unterdrückend.

„Das heißt also, du willst mir mit einem ‚Nein‘ kommen!“ Cedriks Stimme klang gereizt.

„Ehe wir darauf kommen, gibst du mir wohl die Hand zur Begrüßung. Wir sahen uns lange nicht.“

Cedrik errötete ein wenig. „Du hast recht, alter Hans! Verzeih! Aber man hat auch so verdammt vielen Ärger, daß der Teufel bei guter Laune bleiben kann.“

„Mit deinem Rennstall?“

„Auch im Dienst! Das ist ein Gehudle und Genörgle,

daß einem wirklich die Laus über die Leber laufen muß. Die Menschen sind alle verrückt geworden."

„Vielleicht liegt es an dir, Cedrik. Wir sind nur zu sehr geneigt, unsere eigenen Stimmungen anderen unterzuschieben. Du scheinst mir sehr gereizt."

„Bin ich auch, Hans! Fuchsteufelswild! Aber wer ist daran schuld? Ich wahrhaftig nicht. — Du stehst ja noch immer, Hans! Setze dich doch! Hier sind Zigarren, Kognak — oder willst du etwas essen?"

„Nein, nein! Ich will mit dir reden, Cedrik."

Des Leutnants Gesicht wurde dunkel wie ein Gewitterhimmel. „Spare dir's, Hans; ich kenne die ganze Litanei schon vorher auswendig! Das hilft jetzt alles nichts, ich sitze fest. Ich muß, begreifst du, ich muß mein Wort brechen."

„Du bist sehr verändert, Cedrik."

„Meinst du, alter Hans? Ach, das ist Einbildung, mich drückt jetzt nur das Geld. Kannst du es mir geben?"

„Ich hatte mich auf dein Wort verlassen, Cedrik. Es ist schwer, beinahe unmöglich für mich."

„Dachte ich es doch," fuhr Cedrik auf. „Wann hättest du mir keine Schwierigkeiten gemacht, wenn ich jemals etwas wollte!"

„Ich hielt mich an dein Wort."

„Können wir wissen, was die nächste Zeit mit sich bringt? Ich muß Geld haben, Hans, ich muß!"

„Ich will versuchen, was ich tun kann, armer Kerl, viel wird es nicht werden! Das einzige, was mich noch mit deinem Leichtsinn aussöhnt, ist, daß du dich wenigstens an mich, anstatt an deine Frau wendest. Das hätte ich dir nie verziehen."

Cedrik wandte sich ab, er war sehr blaß geworden. „Du redest, wie du es verstehst," sagte er leichthin. „Aber Dita wird zurück sein, komm zu ihr hinüber, um sie zu begrüßen. Du bleibst doch bei uns, Hans?"

„Wenn ihr mich brauchen könnt?" — Und mit plötzlich erwachtem Mißtrauen: „Du nahmst doch noch nichts, gar nichts von dem Gelde deiner Frau, Cedrik?"

„Nein!“ Er sagte es hastig, ohne zu zögern. Was gingen seine Verhältnisse den Bruder an? —

So sah Hans Henning denn Dita zum erstenmal seit ihrem Hochzeitstage wieder.

Sie kam ihm freudig entgegen, aber trotz der



Farbe ihrer Wangen, dem Glanz in ihren Augen, erschien sie ihm anders, als er sie zu sehen erwartet hatte. Ihr Gesicht war schmaler geworden, und jenen Zug namenlosen Glücksgefühls, den er während ihrer Verlobung an ihr gefunden, der ihn über seine eigene bittere Entsagung getröstet hatte, den suchte er jetzt vergebens. —

„Und nun entschuldigst du mich wohl, Hans Henning," sagte Cedrik gleich nach der Tafel. „Wir sehen uns nachher ja noch; augenblicklich ruft der Dienst. Dita leistet dir einstweilen Gesellschaft — ich hoffe, ihr macht den' Abwesenden nicht allzu schlecht."

Lachend ging er hinaus; aber das Lachen kam nicht recht von Herzen. —

„Dita!" begann Hans Henning nach einer kleinen Pause, „darf ich alle Rechte eines Bruders für mich in Anspruch nehmen?" Er hatte sich in den tiefen Sessel vor den Kamin gesetzt und nahm die kleine Sèvrestasse mit schwarzem Kaffee, die sie ihm reichte, aus ihrer Hand, während er sie, die dicht neben ihm stand prüfend ansah. Sie schlug die Augen nieder.

„Was fragst du noch, Hans!" entgegnete sie mit einem leisen Beben im Ton.

„Sage mir, ob du das ganze Glück gefunden, an das du vor deiner Hochzeit geglaubt hast?" fragte er eindringlich.

Sie setzte sich neben ihm nieder und sah ihn an.

„Das Leben kann uns nicht alle Träume erfüllen," versetzte sie eifrig, „aber die Schuld daran liegt wohl an uns, die wir mehr verlangen, als die Alltäglichkeit bieten kann. Wenn du in Abrechnung bringst, daß Cedrik naturgemäß wenig Zeit für mich haben kann, bin ich ganz glücklich, Hans."

„Wirklich?" fragte er zweifelnd.

„Ich versichere es dir. Was könntest du auch sonst gegen ihn anführen?"

„Ich habe mich euch ja fern gehalten . . . vielleicht war es ein Unrecht," seufzte er bedrückt.

„Willst du mir nicht sagen, was dich auf einmal so unruhig macht?“ fragte sie sanft.

Hans Henning trank ganz in Gedanken seinen Kaffee aus, dann sagte er ernst:

„Unser Cedrik ist leichtsinnig, Dita.“

Sich ein wenig vorbeugend, sah sie ihm mit glänzenden Augen in das Gesicht.

„Gibt es eine dankbarere Aufgabe, als einen leichtsinnigen Menschen für das Gute zurückzugewinnen, wenn sein Leichtsinn ein weiches Gemüt nicht ausschließt, und dies Gemüt sich für uns entscheidet?“

„Tut es das?“ fragte er gepreßt. „Ich fürchte sehr, es spricht für Brynkens.“

Ditas Gesicht veränderte sich jäh. „Dieser Verkehr ist ein Unglück für ihn — für uns!“

„Und warum duldest du ihn denn?“ fuhr er erregt auf.

Sie senkte den Kopf. „Ich muß es — wenn ich Cedrik mir nicht entfremden will. Stefanie glaubt ohnehin, ich sei eifersüchtig auf sie,“ vollendete sie leiser.

„Und dieser kleinliche Beweggrund schreckt dich wirklich?“

Sein Ton klang ungläubig; ihr schossen die Tränen in die Augen.

„Ach, Hans, du glaubst nicht, aus welcher Gefühlsskala so eine arme Frauenseele zusammengesetzt ist,“ entschuldigte sie sich. „Ich erhoffe nichts von bösen Worten, alles nur von dem allmählichen, nie rastenden Eifer meiner unveränderten Liebe.“

„Du täuschest dich darin, fürchte ich,“ widersprach er nach kurzer Überlegung. „Cedrik ist kein Granit, in den sich Runen ritzen lassen, die unveränderlich stehen bleiben. Er ist vielmehr jedem Eindruck zugänglich. Ich fürchte, du bist zu nachsichtig gegen ihn gewesen.“

Sie deckte mit der Hand die Augen, ihre Lippen zitterten.

„Vielleicht! Ich liebte ihn eben! O, und ich liebe ihn

noch ebenso, Hans Henning. Ich bin nicht imstande, ihn zornig oder bekümmert zu sehen. Warum er dich gerufen hat, weiß ich nicht. Viel Gutes wird es nicht sein nach deinen Worten, aber siehst du, wenn auch alle Welt gegen ihn ist, ich — sein Weib — werde dennoch an seiner Seite stehen."

Hans Henning klirrte mechanisch mit dem goldenen Löffel gegen die Tasse, seine Gedanken waren augenscheinlich stark beschäftigt.

„Versprich mir, nur in einem meinem Rat zu folgen," sagte er endlich, den Löffel zurücklegend, „es ist in eurer beider Interesse, gib Cedrik nichts von deinem Kapital in die Hand, ich warne dich, dieser unhaltbare Rennstall ist wie ein fressender Moloch, den niemand satt machen kann, und ich bitte dich, Dita, sei in diesem einen Punkt stark."

Sie sah ihn verständnislos an, dann begann sie zu begreifen.

„James wird mir nie das festgelegte Kapital herausgeben," sagte sie mit einem Seufzer. „Nie! Schon aus Rache nicht, daran ist kein Gedanke!"

„Davon spreche ich nicht, es kann sich hier doch nur um dein verfügbares Vermögen handeln."

„Mein verfügbares Vermögen? Das hat der Rennstall lange aufgezehrt," sagte sie ruhig, ziemlich gleichmütig. „Ich glaubte, du sprächest von meinem festgelegten . . ."

Sie hielt erschrocken inne. Hans Henning war aufgesprungen, die Sèvrestasse lag zerbrochen am Boden, er achtete es nicht, heißer Zorn, Schreck, Verachtung sprühten aus seinen sonst so ruhigen Augen.

„Wiederhole mir das noch einmal," befahl er rauh, und seine Hand lag schwer auf ihrer Schulter.

Sie tat es gehorsam; gegen Hans Hennings Willen gab es kein Widerstreben. Als sie geendet, schlug er die Hand vor die Augen und stöhnte tief auf.

„Hans! Hans! Um Gottes willen, sprich ein Wort, was ist geschehen?" flehte sie angstvoll.

Er nahm die Hand von den Augen und die Unterlippe zwischen die Zähne, sein Gesicht hatte sich so verändert, daß Dita erschrak.

„Zwinge mich nicht, mit dir davon zu sprechen," sagte er hart. „Es ist genug, wenn ich allein unter der Erfahrung leide, die . . ."

„Die du mir verdankst —" forschte sie beklommen — „gegen Cedrik, nicht wahr?"

Er nickte stumm.

„Hans, sei gütig gegen ihn! Bedenke, er ist so anders veranlagt!"

„Ich war niemals ungerecht gegen ihn, eher zu nachsichtig," antwortete er mit einem tiefen Seufzer, „aber es gibt Dinge, Dita, die uns doch gewaltsam die Binde von den Augen reißen, selbst wenn wir uns bemühen, sie noch festzuhalten. Das ist nicht mehr mein alter Cedrik, dem ich blindlings vertraute, wenn ich auch seinen Leichtsinn tadelte, auf dessen Ehrgefühl ich Häuser gebaut hätte, das ist ein anderer, mir fremder Mensch, den ich nicht mehr verstehe, und für den ich fürchte."

„Was hat er denn verbrochen?" fragte Dita ganz außer sich über Hans Hennings Ernst.

Er legte ihr liebevoll die Hand auf den Scheitel.

„Ihr Frauen mögt darin toleranter sein, besonders wenn ihr liebt, und so ist es auch gut," sagte er endlich mit einem Seufzer.

Sie sah kummervoll zu ihm auf.

„Ist es des Geldes wegen, Hans Henning? Das bedarf zwischen Eheleuten doch wahrhaftig keiner Erwähnung. Ich wollte, ich könnte ihm noch mehr, viel mehr geben als das."

Hans Henning betrachtete den dunklen, feingeschnittenen Kopf, dessen Besitz ihm vor kaum Jahresfrist als das größte Glück erschienen wäre, und mit einem Gefühl namenloser Bitterkeit sagte er sich, daß das, was ihm der Bruder genommen, nicht den halben Wert für den gehabt. Er sah Dita vernachlässigt, einsam, gekränkt.

Endlich kam Cedrik nach Hause. Als Hans Henning den wohlbekannten Schritt hörte, stand er auf und folgte ihm ohne weiteres in sein Zimmer.

„Nun, Hans, du hast es wohl mörderlich eilig," sagte Cedrik, nur schlecht seinen Ärger verbeißend. „Habe wenigstens die Freundlichkeit und laß mich meinen Hausrock anziehen. Setze dich einstweilen."

Aber Antlau blieb aufrecht stehen, und ein Blick überzeugte Cedrik, daß mit ihm eine gewaltige Veränderung vorgegangen war. Er runzelte die Stirn, sein böses Gewissen stachelte ihn zum Zorn.

„Wenn du diese Pose annimmst, mag das Umziehen bleiben," sagte er, sich gereizt vor ihn hinstellend und den Waffenrock straffer in die Taille ziehend. „Aber vergiß nicht, mein lieber Bruder, daß du kein Kind vor dir hast." Seine Stimme klang drohend.

„Du hast mich vorhin belogen," sagte Hans Henning finster.

„Belogen? Inwiefern?"

„Du hast das Geld deiner Frau angegriffen und vergeudet bis auf den festgelegten Rest. Als ich dich vorhin danach fragte, antwortetest du mir mit einem ‚nein'. Hältst du das für anständig?"

„Ah, Dita hat geklatscht! Sich bei dem lieben Schwager beklagt," antwortete er mit maßlosem Hohn. „Dein gutes Herz treibt dich nun, für sie einzutreten, aber . . ." Seine Augen sprühten, in seinem Zorn schluckte er mehrmals ohne Worte zu finden; sein Bruder fiel ihm in die Rede.

„Laß Dita aus dem Spiel. Sie ahnte nicht, daß du mich vorher belogen, mit Absicht belogen, darauf ruht einstweilen der Schwerpunkt."

„Und glaubst du," schrie Cedrik jetzt außer sich, „daß ich mich von dir in dieser Weise gängeln lassen werde? Mit welchem Recht denn? Mit welchem Recht? Ich bin Herr über mein Vermögen wie über das meiner Frau, du hast mir gar nichts zu sagen. Oberhaupt der Familie!!! Ich verlache diese ganze Harlekinade, und ich verlache dich, der

du dich dazu hergibst und wunder was damit zu erreichen glaubst. Die Farce, mich schulmeistern zu lassen, habe ich satt! Was mir zusteht verlange ich — von dir einmal mein Geld ohne alle Ausflüchte . . ."

„Und ich verweigere es dir," fiel ihm Hans Henning sehr ernst und völlig ruhig in die Rede. „Kraft des Wortes, das du mir freiwillig vor noch nicht einem Jahr gegeben! Ich müßte Antlau verkaufen, wollte ich deinen Forderungen jetzt nachkommen, und da ich sehe, wie das Geld unter deinen Fingern zerrinnt, wie sich alles an dir abgeschliffen hat, was einen Menschen hochhält, wie nur der krasseste Egoismus bei dir noch das Wort führt, fühle ich mich nicht zu diesem Opfer verpflichtet. Es ist noch gar nicht so lange her, da warnte ich dich vor diesen Folgen, jetzt sind sie da, — einen Sinkenden hält man nicht mehr auf. Du hast in meinen Augen das Recht verwirkt, Opfer zu verlangen."

Cedrik schäumte. „Hans! Nimm das zurück."

„Im Gegenteil. Deine Frau vernachlässigst du um einer Passion zu fröhnen, die weit über deine Mittel geht. Mit ihrem Gelde erhältst du eine Schmarotzerfamilie, deren Beziehungen zu dir keineswegs ehrenvoll sind. In deinem Hause herrscht unter deinen Gästen ein Ton, der die anständigen Frauen veranlaßt, sich fern zu halten, dich unter deinen Kameraden fast unmöglich macht und auf deine eigene Frau ein mindestens zweifelhaftes Licht wirft. Dein Wort ist dir eine veraltete Tradition, die du über Bord wirfst, wenn es dir nicht paßt, dein Bruder ein unbequemer Prediger. Was aber bist du? Hast du dich danach schon gefragt? Was wirst du, wenn das so weiter geht . . ."

Mit geballten Fäusten, seiner Sinne kaum mächtig, stand Cedrik vor dem Sprechenden.

„Schweig — Hans, schweig — oder — ich vergesse mich! In meinem Hause wagst du mir das zu sagen! — In meinem eigenen Hause! Wir sind fertig miteinander für immer... die Gerichte werden das letzte Wort zwischen uns sprechen."

„Recht so, zerre unseren Namen vor die Öffentlichkeit, das ist dann das letzte," sagte Hans bitter. „Ich werde

allerdings jetzt gehen — wahrscheinlich für immer — es sei denn, das du mich zurückrufst, wenn meine Prophezeiung in Erfüllung gegangen ist. Deine Zinsen werde ich dir pünktlich zustellen — was das Kapital anlangt . . ."

Mit feindseligen Augen trat Cedrik dicht an ihn heran: „Behalte das Geld," sagte er verächtlich. „Darum war es dir ja doch nur zu tun. Theo hatte recht. Du warst eben der klügere von uns beiden. Freue dich deines Sieges, wenn er dich auch den Bruder gekostet hat." — —

Hans Henning ging. Ohne Gruß ließ es Cedrik geschehen. In ihm kochte und gärte alles. Und was ihn am meisten in Wut brachte, war der Gedanke, wie er nun vor Theo dastand; als der gemaßregelte, willenlose Schulknabe.

Aber sie sollten sich alle in ihm getäuscht haben! Alle! — Mochten Hans und Dita auch gegen ihn konspirieren, um ihm sein Kapital vorzuenthalten, mochte Theo spotten, er würde den Nacken steifen und sich nicht beugen lassen. Ein unsinniger Trotz war in ihm erwacht. Noch hatte der reiche Antlau ja Kredit, es gab genug Menschen, die ihm Geld mit Vergnügen geben würden . . . auch hatte er fast immer Glück im Spiel, wie er sich mit Genugtuung erinnerte. Die paar Monate waren schon noch hinzubringen, und dann — dann warf er Hans Henning und Dita das elende Geld zu Füßen. —

Als Hans Henning Cedriks Zimmer verlassen, öffnete sich Ditas Zimmertür, blaß und zitternd stand sie auf der Schwelle.

„Hans, du willst fort?" fragte sie tonlos.

„Lebewohl, Dita!" Er reichte ihr die Hand; sein Gesicht sah sehr blaß aus.

„Einen Augenblick. Nur einen Augenblick!"

Zögernd blieb er an der Schwelle stehen, die bittenden Frauenaugen zogen ihn aber hinüber.

„Was ist geschehen?" fragte sie mit gefalteten Händen. „Ich hörte es bis hierher."

Ein Bruch zwischen uns," sagte Hans Henning düster.

„Ich fürchte ein böser, unheilbarer Bruch! Gott weiß es, ich tat nur meine Pflicht."

Liebkosend strich er mit der Hand über ihren Scheitel.

„Arme Frau, ich fürchte, dein Weg wird ein Dornenweg werden. Aber wenn du mich brauchst . . . jemals . . . wende dich an mich!"

Dann ging er. Und nun hörte Dita die ruhelosen Schritte ihres Mannes. Endlich hielt sie es nicht mehr aus, sie ging zu ihm.

„Kommst du etwa, um dich an dem Ärger zu erfreuen, den du mir bereitet hast?" fragte er brüsk, noch immer nicht Herr seines Zornes und jenes abscheulichen Gefühls, das, von seinem Gewissen ausgehend, ihn immer noch mehr reizte, anstatt ihn zur Vernunft zu bringen.

„Mit Absicht habe ich dir gewiß keinen Ärger bereitet," sagte sie sanft und ging auf ihn zu. „Das glaubst du auch nicht im Ernst, Cedrik. Aber es ist irgend etwas geschehen, das merke ich wohl, und ich will daran teilnehmen mit dem Rechte deiner Frau."

„Kommst du mir auch mit Rechten?" fragte er scharf. „Nun, dann erlaubst du mir wohl, dabei zu bemerken, daß, wenn du Rechte in Anspruch nimmst, du auch wohl Pflichten hättest, vor allem die Pflicht, über das, was zwischen uns geschieht, gegen dritte zu schweigen."

„Ich wußte nicht, daß du Hans Henning als unberufenen Frager betrachten würdest; ahnungslos, ohne mir etwas dabei zu denken, beantwortete ich eine Bemerkung seinerseits, die, das weiß ich, ebenso ahnungslos getan wurde."

„Natürlich! Ahnungslos — alles ahnungslos," höhnte er. „Das einzige schwarze Schaf der Familie bin ja ich."

„Zweifelst du daran, daß es Hans Henning gut und ehrlich mit dir meint? Besser, als deine anderen Bekannten, die dich bestärken, obgleich sie anderer Meinung sein müßten, wenn sie wirklich dein Interesse im Auge hätten!"

„Du meinst Brynkens, ich kenne das ja," sagte er verächtlich. „Aber merke dir eins. Je mehr mir bei euch Kleinlichkeit, spießige Ansichten bis zum Ekel entgegengehalten

werden, desto mehr schließe ich mich denen an, bei denen ich eine größere Lebensauffassung finde. Das sind in diesem Fall Brynkens."

„Sie nutzen dich aus, solange es geht, das ist vorläufig ihr einziges Bestreben. Ob ihre Anhänglichkeit an dich standhalten wird, wenn das einmal nicht mehr sein kann, das fragt sich," meinte sie nun auch gereizt.

„Du verleumdest sie, weil du sie nicht verstehen kannst."

„Ich warne dich nur — aus eigener Erfahrung."

„Die du mit deinem Gelde erkauft hast — nicht wahr, darauf läuft es doch hinaus," sagte er zähneknirschend. „Dieses verdammte Geld! Wärst du eine der Unsrigen, würdest du nicht so viel Geschrei davon machen, aber die Hamburger Kaufmannstochter, natürlich, der liegt das Anhäufen mehr im Blut als das standesgemäße Ausgeben."

„Du hast recht," sagte sie sehr blaß, mit klopfenden Pulsen. „Wenn es schon Extreme sein müssen, so finde ich es anständiger, zu erwerben, zusammenzuhalten, als ins Blaue hinein und ohne Freude zu verschwenden."

Er ergriff ihren Arm, seine Augen funkelten als er ihn preßte.

„Ah! Endlich zeigst du also dein wahres Gesicht! Stefanie hatte recht, als sie dich damals eine unpassende Partie für mich nannte. Mesalliancen pflegen sich immer zu rächen."

„Und weshalb nahmst du mich denn?" fragte sie, plötzlich kalt bis in die Fingerspitzen werdend.

Er schleuderte ihren Arm mit einem Fluch zur Seite — die Häßlichkeit der Situation überwältigte ihn doch.

„Warum nahmst du mich?" fragte sie noch einmal ruhig, fast automatenhaft. Ihr war, als wäre ihr Blut gefroren.

Dann beantwortete sie ihre Frage selbst:

„Um des Geldes willen!"

„Ich bitte dich, sei nicht so gräßlich sentimental!" sagte er zornig. „Natürlich dachte ich auch an dein Geld! Glaubst du, heutzutage lebt man von Luft und Liebe?"

Sie antwortete nicht, alles an ihr war bewegungslos wie nach einem heftigen Schlag.

„Wenn du wirklich hättest zu mir halten wollen, dann konntest du mir heute diese Szene ersparen," fuhr er heftiger fort. „Aber Frau und Bruder vereinigt — das ist ja zum Teufel holen! Nun, Hans Hennings Predigten ist einstweilen ein Riegel vorgeschoben, und an deine Liebe glaube ich keinen Pfifferling mehr!"

Sie rührte sich noch immer nicht.

„Eine herrliche Liebe das, die dem Mann nur Unannehmlichkeiten macht," höhnte er ganz außer sich, ohne zu bedenken, was er sprach, „ebenso zweifelhaft in allen ernsten Dingen wie aufdringlich im täglichen Leben — ich kenne sie jetzt!"

Er stürmte hinaus und warf die Türe hinter sich hart ins Schloß. Mit einem leisen Wehlaut sank Dita auf dem Teppich nieder.

Spornstreichs klirrte Cedrik die Stufen hinunter und schellte bei Brynkens. Theo öffnete selbst.

„Du siehst ja aus, Mensch, als sei dir die Petersilie verhagelt," sagte er launig, als er das verstörte Gesicht seines Vetters sah. „Was ist los?"

„Hans Henning war bei mir — er verweigert mir mein Geld," stieß Cedrik abgerissen heraus.

„Das dachte ich mir! Und du bist natürlich zu Kreuze gekrochen?"

„Ich habe ihn zur Tür hinausgewiesen — ich bin fertig mit ihm!"

„Sieh! Sieh! Das hätte ich dir gar nicht zugetraut, Junge! Gut, daß du ihm einmal die Zähne gezeigt hast, er wird es sich merken. Und nun?"

Cedrik ballte die Hand zur Faust und drohte damit in die Luft.

„Ich lasse mich nicht beherrschen, ebensowenig unterkriegen! Ich habe Kredit, Theo, Glück im Spiel, mir ist jetzt alles gleich. Geld muß geschafft werden, der Rennstall

muß uns bleiben! Sie sollen sehen, daß ich ohne sie fertig werde."

„Recht!" sagte Theo mit dem Kopf nickend. „So gefällst du mir, Cedrik. Mayer macht sich eine Ehre daraus, dir gegen mäßige Zinsen gefällig zu sein. Dein Name hat ja Klang, ich besorge dir das unter der Hand."

„Topp!" Er ergriff Brynkens Hand. „Ein Schuft, der abspringt, Theo, nicht wahr?"

Sie schüttelten sich die Hände.

„Du mußt dir etwas Ruhe zurücktrinken, ich hole eine Flasche d'Jquem, und die leeren wir in diesem Sinne."

Er ging. Stefanie schlüpfte herein.

„Du glaubst nicht, wie hübsch du im Zorn bist," sagte sie lächelnd.

„Schade, daß du nicht meine Frau sein kannst," erwiderte er, „wir würden uns verstehen."

Sie lachte auf.

„Ja, Blut bleibt eben Blut. Das unterschätzt ihr so leicht."

XXIII.

Seit jenem Tage war ein tiefer Riß durch Ditas Herz gegangen. Cedriks Gutmütigkeit hatte ihn zwar einige Tage nach jenem Auftritt, als er Ditas blasses Gesicht beständig wie einen Vorwurf vor sich sah, veranlaßt, sich mit ein paar entschuldigenden Worten seiner Frau wieder zu nähern. Er versuchte es sogar mit Zärtlichkeiten. Aber Ditas schwer verwundetes Herz bebte vor beidem zurück.

Zum erstenmal, daß sie mit sich und ihrem Empfinden in Konflikt geriet und sich ganz davon niederdrücken ließ. Sie fühlte mit Schrecken, wie ausschließlich und mit wie vollem Herzen sie ihren Gatten geliebt hatte und noch immer liebte; aber sie sah auch ein, daß in dieser Liebe eine gewisse Erniedrigung für sie lag. Er verlangte ja gar nicht danach! — „Aufdringlich" hatte er sie genannt — und dies Wort

fraß Tag und Nacht an ihrem Herzen und schmerzte sie weit mehr als das Bewußtsein, daß es teilweise ihr Geld gewesen, das den geliebten Mann erkauft hatte.

Erkauft! — Sie schauderte vor diesem Wort, das ihr unbewußt in den Sinn gekommen war. Alle kleinen Liebesdienste, die sie ihm sonst erwiesen, verschwanden; was übrig blieb, war nur das kalte, öde, luxuriöse Haus, in dem er wohnte und aß.

Anfangs empfand er es peinlich.

„Dita mault," sagte er zornig zu Stefanie, wenn er sich unten einfand, um dort das vermißte Behagen zu genießen. „Gräßlich, solch eine launenhafte Frau!"

Aber bald achtete er kaum mehr darauf. Sein jetziges Leben zerriß auch das letzte Band, das ihn noch an das Haus fesselte. Die Nächte brachte er am Spieltisch, die Tage in Beratungen mit Theo zu, woher Geld aufzutreiben sei. Meist hatte er in beidem Glück, vornehmlich im Spiel.

Als er die erste große Summe gewonnen, schob er Dita am nächsten Morgen beim Frühstück eine Rolle mit Goldstücken zu.

„Da, Maus! Gehe ins Theater, kaufe dir etwas dafür — kurz, mache damit, was du willst."

„Danke," sagte sie leise und schob das Geld zurück. „Ich brauche nichts, beraube dich nicht, Cedrik."

Er sah sie böse an. „Fürchtest du mir durch die Annahme die Konzession zu machen, dich vielleicht auch einmal um eine Gefälligkeit bitten zu dürfen?"

Sie schwieg und erhob sich bald. Zornig ließ er die Rolle in Stefanies Hände wandern, die sie ohne Zögern nahm und mit einem Kusse lohnte.

Aber trotz des vielen Geldes, das durch seine Hände rann, wuchsen seine Verbindlichkeiten; er begriff es gar nicht. Freilich mußte hier ein Loch gestopft, dafür ein zweites aufgerissen werden, das kostete stets etwas, und zuletzt hatte er keinen anderen Gedanken mehr, als nur immer an sich zu reißen, wo sich ihm eine Chance bot, und das war doch nur am Spieltisch.

Er hatte sich auffällig verändert. Sorgen, Überreizung der Nerven, alles das machte sich an seinem äußeren Menschen bemerkbar, und mit ihm auszukommen war auch jeden Tag schlechter — selbst Stefanie fing an darüber zu zanken, während er nur den einen Wunsch hatte: Betäubung. — Denn manchmal kam doch tiefe Beschämung über ihn. Dann war es gar nicht zum Aushalten, er mußte fort, trinken, spielen, kurz, an Theos Seite sein.

Zuweilen sah Dita ihren Mann tagelang nicht, obgleich sie den Dienstboten gegenüber ein anscheinend ungetrübtes Verhältnis mit ihm aufrecht hielt. Sie war menschenscheu geworden. Gegen Stefanie und Alma hatte sie direkte Abneigung, und so hielt sie sich meist in ihren Zimmern auf, allein, immer darüber nachgrübelnd, ob es wohl in ihrer Macht gestanden hätte, ihre Ehe anders zu gestalten. Unerträglich wäre dieser Zustand für sie gewesen, wenn Lore nicht Fritzi so oft zu ihr heruntergebracht hätte. Ob es Frau von Grohnen jedesmal wußte, danach fragte Dita klüglich nicht, sie hatte Grund, das zu bezweifeln, voraussichtlich verdankte sie diese Wohltat nur der Faulheit des Mädchens. Aber wenn die kleinen kühlen Kinderhändchen ihre Wangen streichelten, dann gelang es ihr doch, auf Stunden zu vergessen. —

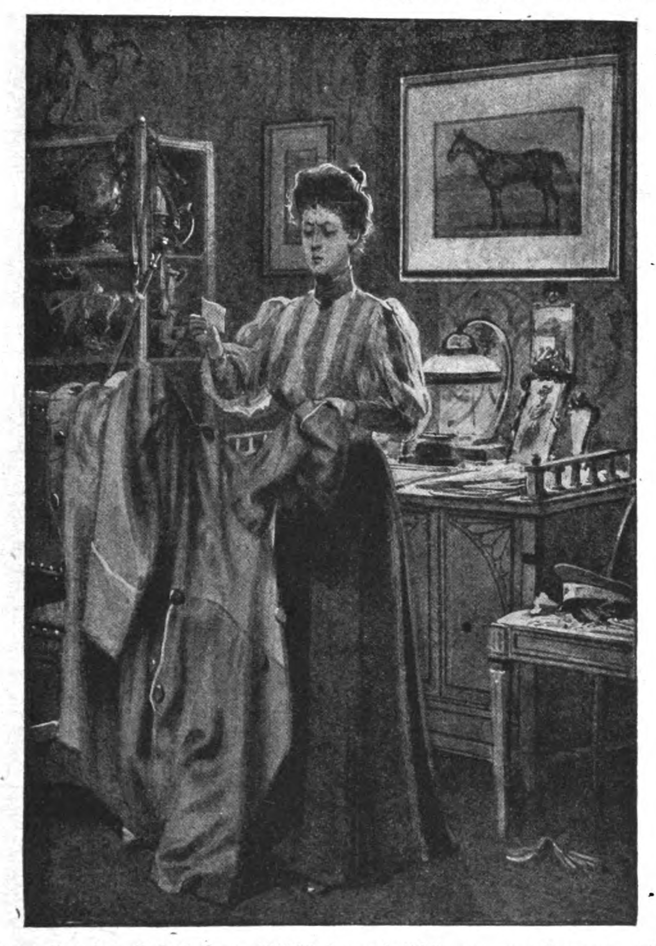
Es war März. Ein häßlicher, kalter März mit scharfen Ostwinden und wechselndem Frost, ohne eine Ahnung von Frühlingshauch und Lenzesjubel. Dita mußte immer daran denken, wie glückselig sie vor genau einem Jahr als Cedriks Braut gewesen. Welch ein Unterschied zwischen damals und heute! Es schnitt ihr, fast körperlich schmerzend, in das Herz, während sie daran dachte.

Er war weg. Wohin, wußte sie nicht. Einsam und totenstill war es ringsum. Aber je länger sie vor dem Kamin saß, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, desto höher schwoll in ihr die alte Liebe auf.

Wenn sie ihm ihre Gefühle auch nicht mehr zeigen durfte, an toten Gegenständen, die ihm gehörten und die sie

nicht verrieten, konnte sie sie wenigstens auslassen. Leise schlich sie hinüber in Cedriks Zimmer.

Eine Gasflamme brannte auf Halblicht, um den Herrn



des Hauses bei seiner Rückkehr wirtlich zu empfangen, alle Gegenstände, die er zu gebrauchen pflegte, lagen und standen umher wie es gerade kam, über der Stuhllehne vor seinem Schreibtisch hing sein Überrock.

Mit überquellenden Augen ging Dita durch das Zimmer und berührte alles; vor dem Rock blieb sie stehen.

In einem solchen hatte sie ihn zuerst gesehen, auch in den vielen glücklichen Stunden ihrer Brautzeit, ihres ersten Ehelebens. Wie liebte sie den Rock, die schöne lichte Farbe! Sie streichelte das feine Tuch, den weißen Kragen und hob sorgfältig den einen Ärmel auf, der den Boden schleifte. In die Aufschläge pflegte er hineinzustecken, was ihm gerade unter die Hände kam. In Gedanken verloren griff sie hinein. Natürlich steckte da etwas — Papier — ein Brief! War es nötig, daß neugierige Burschenaugen das lasen?

Sie zog den Brief heraus. Er war stark parfümiert, Stefanies Parfüm. Sie stutzte. Was konnten sich zwei Menschen zu schreiben haben, die einander täglich sahen? Ihre nur mühsam bekämpfte Eifersucht erwachte aufs neue. Sie fühlte recht gut, daß es edler wäre, den Brief ungelesen seinem Eigentümer zurückzugeben, aber — aber — auch das Weib in ihr ward rege und — siegte. Sie schlug den Brief auseinander.

„Teuerster Cedrik.

Seit Tagen sehe ich Dich nicht! — Ist es Theos unheilvoller Einfluß, der Dich fern hält, oder Deine larmoyante Gattin? Die verlache ich zwar, indes — einem Manne mit Deinen ruinierten Nerven ist ja schließlich alles zuzutrauen. Ob auch zu verzeihen? — Wie dem aber auch sei, komm heute abend um neun Uhr zu mir, ich habe Dir Wichtiges zu sagen. Theo ist weg. Allein und einsam wie immer seit Jahren erwartet Dich sehnsüchtig

Stefanie.“

P. S. Bringe das versprochene Geld mit, ich brauche es.“

Der Brief entsank Ditas Hand, mit einem Stöhnen griff sie nach Kopf und Herzen.

Ein Abgrund enthüllte sich plötzlich dicht vor ihren Füßen, grell beleuchtet, und sie hatte ahnungslos davor gestanden.

„Seit Jahren!“ — Immer wieder starrte sie auf diese

zwei Worte. — Also schon damals, als sie im Brynkenschen Hause gewesen, damals, als sie Cedrik ihre erste, heiße Liebe geschenkt, stand Stefanie zwischen ihnen. Jene liebte er! Sie hatte er nur um ihres Geldes willen genommen. — Ekel und Verachtung stieg in ihr auf gegen den Mann, den sie so innig geliebt hatte, der sie betrogen von der ersten Stunde an, ein wilder, leidenschaftlicher Haß gegen Stefanie, vor dessen Gewalt sie sich fast entsetzte.

Wie zu Tode verwundet, schlich sie in ihr Wohnzimmer zurück, den Brief in der Hand; schwer sank sie in den Sessel am Kamin.

So war denn alles zu Ende!

Sie suchte nach ihrem Stolz; verzweiflungsvoll rief sie nach ihm, aber nichts in ihr als nagender, brennender, erstickender Schmerz. Der Schmerz der betrogenen Gattin, die innig liebt und das zu ihr Gehörige mit jeder Faser ihres Seins umklammert hält, ahnungslos, daß sie es teilen müsse.

Ihrem erschreckten Blick tat sich die ganze Gemeinheit des Lebens auf, eine Gemeinheit, die lacht, kokettiert, sich mit allem möglichen spreizt und schmückt, um dadurch die Augen Unschuldiger zu blenden.

Wie war sie doch stets so töricht, so blind vertrauend gewesen, dachte sie mit einem Gefühl des Ekels und der tiefsten Verzweiflung; kein Wunder, daß man sie für dumm hielt. Alte, längst verblaßte, niedergekämpfte Erinnerungen stiegen qualvoll vor ihr auf, sie rang die Hände und stöhnte tief.

Was blieb ihr übrig nach dieser Entdeckung als wegzugehen, weit weg, und den Gatten ihrer Nebenbuhlerin zu überlassen, die ihn zugrunde richten würde!

Bei diesem Gedanken erstarrte plötzlich alles in ihr zu Eis, das Herz stand ihr still.

Nie mehr seine Stimme hören — nie mehr in sein Gesicht blicken sollen . . .

„Laß mich sterben, Herr mein Gott!“ flehte sie in Todesangst. „Das ertrage ich nicht!“

Sie warf sich vom Sessel herab auf den Fußboden und vergrub den Kopf in die Polster, die Hand mit dem Brief, den sie noch immer krampfhaft festhielt, auf den Boden stützend. Vor ihr baute sich die Zukunft auf. Eine gräßliche Zukunft, während diejenigen, die sie zurückließ, sich ihrer völligen Freiheit freuten. Was fragte Stefanie nach den Schmerzen, die sie anderen bereitete? — Dita redete sich ein, daß es nur diese sei, diese einzige Person auf der ganzen Welt, der sie Cedrik nicht gönnte, vor jeder anderen würde sie klaglos zurücktreten, nur hier nicht, hier, wo sie nichts weiter voraussah als ein klägliches Ende.

Und doch — was sollte — was durfte sie tun!? — Sie kämpfte furchtbar mit sich, sie fühlte, wie ihre Augen brannten, ihre Wangen glühten. — Da schlug die Kaminuhr neun. — Sie fuhr auf. — War das nicht die Zeit, in der Stefanie ihren Gatten zu sich bestellt hatte?

Eifersucht schlug die grimmigen Krallen in ihr Herz. Sie dachte und fühlte augenblicklich nur das eine: Wird er kommen? Wird er zu ihr gehen? Sie lief durch das Zimmer und lauschte an der Türe; draußen war alles totenstill. Sie öffnete, schlich über den Korridor; kein Dienstbote war zu sehen. Mit zitternder Hand drückte sie die Korridortür auf und lehnte sich mit betäubendem Herzklopfen über das Treppengeländer.

Alles still — totenstill! —

Nur das Gelärm der Straße drang dumpf an ihr Ohr, und die in offenen Glasschalen brennenden Gasflammen summten leise und warfen zitterndes, gespenstisches Licht ringsumher.

Sie lehnte den Kopf gegen den Arm und blieb regungslos stehen. Wenn er nun kam! Wenn sie das Klirren seines Säbels hörte und es erstarb in Stefanies Tür! Was sollre sie dann tun? — Vor einem Skandal schreckte sie zurück — an ein Zusammenleben wagte sie nicht mehr zu denken . . . ihr blieb nur übrig zu gehen. — Aber wenn sie das tat, blieb sie dadurch ihrem Schwur am Altar treu? Hatte sie nicht gelobt, bei ihm zu bleiben bis der Tod sie

trennte? Und nun wollte sie fliehen bei der ersten schweren Wunde, die ihr Stolz, ihr Frauengefühl erlitten? All die großen Worte, die sie Hans Henning während ihrer Brautzeit gesagt, fielen ihr plötzlich mit haarscharfer Deutlichkeit ein. Wie hoch hatte sie ihre Liebe damals gemessen, und nun sollte sie schon scheitern beim ersten herben Schlag, der sie traf?



Aber neben all dem Schmerz, all dem Ringen, quoll doch eine tiefe Bitterkeit in ihr auf, so weiblich, so menschlich, während sie ihren und Stefanies Wert miteinander abwog. Wäre es nicht natürlicher gewesen, ihr Gatte hätte sie geliebt, die ihm alles mit freudigem Herzen gegeben, als jene, deren Liebe eine Sünde war? Oder war sie wirklich nicht liebenswert? In ihrer augenblicklichen Stimmung schwand ihr sogar die Überzeugung, daß Hans Henning mehr für sie empfunden als er jemals ausgesprochen; sie hatte Freundschaft, Mitleid, Edelsinn vielleicht für Liebe genommen — nein, es gab in der ganzen Welt niemand, der sie liebte, der sie geliebt hatte! Das Gefühl trostloser, hilfloser Einsamkeit überfiel sie wieder mit aller Gewalt.

Halb zehn! — Sie hörte den feinen Klang ihrer Uhr durch die offen gebliebenen Türen. Noch alles still. — Vielleicht kam er nicht, vielleicht verhallte Stefanies Ruf ungehört!

Dita preßte die Finger ineinander, ein Frostschauer schüttelte sie, die Hoffnung, diese nicht niederzuringende Gefährtin alles Leides, regte sich in ihr.

Da . . . die Haustür wurde geöffnet, ein Säbel klirrte . . . mit weit offenen Augen, totenblaß bog Dita sich über das Geländer. — Kein Zweifel, es kam jemand die Treppe hinauf. — Alle ihre Kraft konzentrierte sich in Augen und Ohren — der Atem stand ihr still . . .

Aber die Schritte gingen an Stefanies Tür vorüber, sie näherten sich ihr; und nun sah sie auch einen Kopf auftauchen. Rittmeister von Grohnen.

Er blieb stehen und tat noch einige Züge aus seiner Zigarette ehe er sie zu Boden warf, währenddessen entfloh Dita geräuschlos durch die nur angelehnten Türen.

Schwer atmend setzte sie sich nieder in den Sessel am Kamin. Jetzt erst sah sie, daß sie den Brief noch immer in der Hand hielt. Cedrik war also nicht gekommen! „Oder vielleicht schon da!" raunte ihr das Mißtrauen zu. —

„Gnädigste Frau, darf ich eintreten?"

Dita fuhr hoch empor und starrte mit erschrockenen Augen nach der Tür; zwischen den Portieren stand der Rittmeister.

„Herr von Grohnen!" stammelte sie halblaut.

Er trat rasch näher und schloß die Tür hinter sich.

„Auf der Treppe noch überlegte ich, wie ich es möglich machen sollte, Sie unauffällig zu sprechen, da sah ich Ihre Korridortür offen. Es schien mir ein Wink des Schicksals. Hier bin ich, gnädige Frau!"

„Und was wollen Sie?" fragte sie fassungslos. Ihr fielen ihre von Tränen geröteten Augen, das Zerstörte ihres äußeren Menschen peinigend ein.

Er faßte den Säbel und stützte sich stehend auf den Griff; sie hatte ihn nicht zum Sitzen genötigt, folglich machte

er auch keine Anstalten dazu. Die ganze Breite des Zimmers lag zwischen ihnen.

„Ich komme aus dem Klub . . ." begann er nach kurzem Zögern.

„Cedrik!" rief sie mit erstickter Stimme ahnungsvoll.

„Er spielt — ich verließ ihn am Spieltisch!"

Sie atmete auf wie von einer schweren Last befreit.

„Gott sei Dank!" murmelte sie, „Gott sei Dank!"

Er begriff ihre Erleichterung natürlich nicht, und deshalb fuhr er sehr ernst fort:

„Er spielt unvernünftig, meine gnädige Frau! Weit über seine Verhältnisse. In diesem Augenblick hat er vielleicht sich und Sie fürs Leben unglücklich gemacht, denn er war stark im Verlust. Meine vernünftige Intervention half nichts, um einem Skandal vorzubeugen, mußte ich mich entfernen. Sie sind die einzige, an die ich mich nun noch wenden kann . . ."

„Ich!" unterbrach sie ihn schmerzlich.

„Tun Sie es seinet- und Ihretwegen."

Sie senkte den Kopf. „Ich habe keine Macht über ihn — ich nicht!" sagte sie resigniert.

Nun kam er doch unaufgefordert näher. Er sah ihr verweintes Gesicht, ihr wirres Haar; es durchzuckte ihn.

„Hören Sie meinen Rat," sagte er, sich zu ihr niederbeugend. „Zeigen Sie ihm nicht mehr die liebende, zärtlich verzeihende Gattin, zeigen Sie ihm einmal die Frau, die auch zu fordern versteht, der er Rechenschaft schuldig ist. Er wird und muß dann zu sich kommen, wenn er sieht, daß er vor die Alternative gestellt wird, sich und Sie zu verlieren, oder umzukehren. Sie sind sich das schuldig, gnädige Frau."

„Es ist alles nutzlos!" sagte sie hoffnungslos.

„Aber das ist ja nicht möglich," brach er ungestüm los, „er muß Sie ja lieben! Er liebt Sie, gnädige Frau."

Sie hielt die Lider gesenkt und schüttelte den Kopf. So sterbensweh war ihr zumut, daß sie gar nicht bedachte, sie spräche zu einem Fremden, zu Grohnen.

„Aber das ist nicht möglich — ich — ich glaube das nicht!"

„Ich weiß es."

„Es ist ein Irrtum — eine Frau wie Sie — bedenken Sie doch nur! Er hat ja das Glück mit beiden Händen gepackt — er hält es fest — o, er hält es nur zu sehr fest!"

Wieder schüttelte sie den Kopf.

Er tat einen tiefen Atemzug.

„Wollen Sie mir erklären, woher Ihnen dieser Zweifel kommt?" fragte er dann ziemlich ruhig.

„Das kann ich nicht. Ich weiß nur das eine, daß er — nicht glücklich neben mir ist — daß er — einer anderen gehört sein Herz," murmelte sie tonlos.

„Stefanie von Brynken," sagte er ahnend.

Sie schwieg und ballte das Papier so fest zusammen, daß es knisterte; mit tieftraurigen Augen sah sie zu ihm auf.

Unaufgefordert setzte er sich ihr gegenüber. Sein Herz schlug wild, sein Atem ging gepreßt, vor seinen Augen flimmerte es.

„Stefanie von Brynken," wiederholte er noch einmal. „Das ist als ob jemand eine frische Quelle unbeachtet läßt, um seinen Durst an einem Sumpf zu löschen. Aber das ist nur vorübergehend — ein Taumel!"

„Mir bricht er das Herz." —

Seine Hände lagen fest ineinander geschlossen auf seinem Knie; langsam, erstickend, fast stieg es in ihm auf und nahm ihm ein Teil seiner Besinnung, seiner Selbstbeherrschung. Er sah die Frau, die er im stillen anbetete, sich in Gram verzehren um einen Unwürdigen, sah sein verpfuschtes Leben, dem Sonne und Inhalt wiedergegeben wäre, hätte er sie an seine Seite ziehen dürfen — ein Stillschweigen über sein Empfinden in diesem Augenblick war ihm unmöglich, däuchte ihm Wahnsinn.

„Dita," stammelte er, halb ohne Bewußtsein, „wenn es möglich wäre — wenn Ihr gekränktes Herz sich dagegen empörte . . . wenn ich hoffen dürfte . . . ich — der ich Sie so grenzenlos liebe . . ."

Erschrocken schob sie den Sessel etwas seitwärts. Sie verstand ihn nicht gleich.

„Herr von Grohnen,“ sagte sie mit bebender Stimme.

Er sah sie an; plötzlich kam ihm das Bewußtsein zurück.

„Verzeihen Sie mir,“ begann er nun ruhiger, „aber ehe Sie mich abweisen, lassen Sie mich erst sprechen, genau so wie es mir zu Mute ist. Darf ich?“

Sie blickte ungewiß auf.

„Nicht so!“ sagte sie endlich entschieden. „Vergessen Sie nicht — Sie sprechen zu der Frau eines anderen.“

Er sah sie an mit dem Blick eines Versinkenden. Dann sagte er langsam:

„Diese Frau eines anderen — eines Kameraden, ist für mich die Offenbarung alles dessen, was ich mir jemals vom Leben erträumt und ersehnt habe. Ich sehe sie unglücklich — unverstanden an der Seite eines Mannes, der sie, seiner Naturanlage nach, niemals würdigen kann. Da kommt nun die gute Sitte, und verbietet mir zu sagen, wovon mein Herz zum Überfließen voll ist, verbietet meinem zu Boden gedrückten, verzweiflungsvoll ringenden Ich, die Hand auszustrecken nach der Frau, in der ich meinen rettenden Engel sehe, nur weil sie und ich gebunden sind. Aber die Ketten sind unwürdig für uns beide, wir haben ein Recht, sie zu zerreißen, uns frei zu machen, ohne eine andere Rücksicht als auf uns allein. Wir leben nur einmal — jede rinnende Stunde bringt uns unwiderruflich der Vernichtung näher . . . müssen wir wirklich unser ganzes Selbst darangeben, um eine Torheit zu sühnen, die wir, ahnungslos über ihre Tragweite, begangen? Kann unser ganzes Leben fortan nur ein Opfer sein? Dita, ich liebe Sie grenzenlos — wahnsinnig! Mein Knabe und ich haben das Heil unserer Zukunft in Ihnen erkannt — ich bin zu allem bereit, wenn Sie mir nur ein gutes Wort, eine Hoffnung geben. Es sind schon mehr Ehen getrennt worden, aus deren Trümmern heraus neues Glück blühte.“

Sie schüttelte heftig den Kopf und fuhr mit den Händen an Schläfe und Ohren, ihr schwindelte. Der Brief, den sie

noch immer krampfhaft in Händen gehalten, glitt zu Boden. Ahnungslos hob er ihn auf und legte ihn auf den Kaminmantel. Ditas Augen folgten ihm dabei.

Hatte ihr jener Brief nicht schroff genug die Binde von ihren Augen gerissen? Wußte sie durch ihn nicht ganz genau, wie wenig sie Cedrik eigentlich galt? Einen Augenblick trat die Versuchung an sie heran, zu zeigen, was sie doch eigentlich wert sei! Der Mann da vor ihr war bereit, gegen die ganze Welt zu kämpfen, ihretwegen, nichts anderes galt ihm als ihre Person. War das nicht genug, um das Selbstbewußtsein einer Frau zu heben, die andere eben in den Staub getreten?

Aber ebenso schnell wie sie entstanden, wich die Versuchung wieder von ihr. Langsam hob sie die Augen zu ihm auf.

„Ich danke Ihnen, Herr von Grohnen, aber — ich kann Ihnen nur dasselbe sagen wie schon einmal: Ich liebe meinen Mann."

„Und er?"

„Noch ist mein Platz an seiner Seite."

Grohnen senkte das Haupt.

„Sie verstoßen mich erbarmungslos — Sie wissen nicht, wie unglücklich ich bin, Dita!"

Da streckte sie ihm beide Hände entgegen.

„Ich weiß es wohl — aber — wir wollen ausharren — trotzdem!"

Er küßte ihre Hände und verließ wortlos, mit gesenktem Kopf das Zimmer.

Als er gegangen, nahm Dita den Brief.

„Ich will verzeihen," dachte sie. „Aber nicht mit Schelten und Klagen, sondern schweigend, damit ihn sein Unrecht nicht beschämt, damit er gar nicht ahnt, daß ich darum weiß."

Und sie warf den Brief in die glühenden Kohlen.

XXIV.

„Tante Dita! Ach, Tante Dita!“

Fritzi war es, der mit ausgebreiteten Armen auf Frau von Antlau zukam, nachdem eine mitleidige Burschenhand ihm die Türe geöffnet. Sie erschrak, als sie in sein kleines, sonst so blasses Gesichtchen blickte, das jetzt in Feuer glühte, eine Veränderung, die ihr Angst einflößte. Sie nahm ihn auf den Schoß.

„Wo kommst du denn her?“ fragte sie, erstaunt über seine elegante, der Witterung nur nicht angemessene Kleidung, denn er war im zierlichsten Frühlingskostüm, und draußen blies ein schneidender Ostwind.

„Mama hat mich mit spazieren genommen, aber es war so kalt, Tante Dita, sehr kalt! Und hier tut es mir so weh . . . und hier . . .“ Er legte die Hand auf Stirn und Brust, ein häßlicher Husten erschütterte seinen kleinen Körper.

„Armes Herzchen,“ sagte Dita mitleidig und drückte ihn in impulsiver Angst an sich. „Hättest du das nur Mama gesagt und wärst hübsch zu Hause geblieben. Nun hast du dich sicher erkältet.“

„Ich habe es Mama gesagt.“ Der Kleine drückte sein Gesicht fest an ihre Brust. „Aber sie glaubt immer, ich bin eigensinnig, sie hat mit mir gezankt.“ Und Tränen hilfloser Ergebenheit rannen über sein entstelltes Gesicht.

„Wo ist Mama jetzt?“ fragte Dita immer ernstlicher besorgt werdend. Ihr schien, als ginge der Atem unregelmäßig, röchelnd.

„Bei Tante Stefanie unten . . . ich sollte zu Lore gehen, aber — da kam ich zu dir — nicht wahr, du bist mir nicht böse? . . .“

„Nein, mein Herz!“ sagte Dita gerührt und strich über das feine Haar. „Es scheint mir nur, du mußt lieber zu Bett gehen, damit du morgen wieder ganz gesund bist.“ Sie hatte den Puls zwischen ihren Fingern und erschrak über sein Rasen in tiefster Seele. Aber Fritz umklammerte sie gewaltsam.

„Nein, nein," flehte er ängstlich, „laß mich bei dir, Tante Dita, ich will auch ganz, ganz artig sein. Mama ist so böse."

Sie blickte bewegt auf das Kind, das in ihren Armen instinktiv Trost und Hilfe suchte. Um seinetwillen hatte vor ein paar Tagen sein Vater gefleht, ihr gezeigt, daß sie für dies zarte Leben notwendig sein würde, — hatte sie recht getan, als sie sich ihm verweigerte und bei dem Manne blieb, dem sie nichts bedeutete?

Ach, die Zweifel ließen sich nicht bannen; sie kamen immer und immer wieder! Dita hätte nie geglaubt, daß sich der gerade Weg der Pflicht und des Rechtes so verschieben könnte, wie augenblicklich vor ihren Augen.

„Papa wird dich suchen, wenn er nach Hause kommt, Fritz," sagte sie endlich gedrückt, denn es widerstrebte ihr ebenso sehr, den Kleinen einem gewiß ungenügend beaufsichtigten Krankenzimmer bei seiner Mutter anzuvertrauen, als auch, gewissermaßen in stummem Protest gegen diese Mutter, ihn bei sich zu behalten.

„Papa ist verreist." Stoßweise und mühsam kamen die Worte von seinen Lippen, er war kaum imstande, die geschwollenen, matten Lider zu heben.

Nun blieb Dita still sitzen, das Kind im Schoß, es aufmerksam betrachtend. Kein Zweifel, es war krank, ernstlich sogar, obgleich ihre Beobachtung mehr durch Mitempfinden ersetzt wurde. Am liebsten hätte sie zu einem Arzt geschickt und Frau von Grohnen benachrichtigt, aber sie wollte den Schlaf, in den das Kind gefallen war, nicht stören, obgleich er fieberhaft unruhig wurde.

Auf einmal ein Riß an der Glocke, laute Stimmen, Alma stürzte in das Zimmer.

Der Kleine in Ditas Armen war schreckhaft zusammengezuckt, schlug die Augen weit auf und stöhnte, Dita streckte der Eintretenden abwehrend die Hand entgegen, ohne daß diese darauf achtete.

„Aber du ungezogener Junge," rief Frau von Grohnen in gellendem Ton und packte das Kind am Arm. „Was habe

ich dir gesagt? Nach oben sollst du gehen, zur Lore, aber nicht hier Frau von Antlau lästig fallen. Marsch jetzt, mit dir."

„Tante Dita, Tante Dita," murmelten halb bewußtlos die fieberheißen Kinderlippen und krampfhaft griff die kleine Hand in Ditas Kleid.

„Ich fürchte, Fritz ist krank," sagte Frau von Antlau, das Kind fester an sich drückend. „Er hustet und hat Fieber."

„Mein Gott, ja, wie immer im Frühling, morgen ist das wieder gut."

Dita schüttelte den Kopf. „Ich rate Ihnen, schicken Sie zum Arzt, das Wetter ist böse, und er scheint mir sehr leicht gekleidet gewesen zu sein."

„Er soll abgehärtet werden," versicherte Alma. „Ein bißchen Schnupfen geht auch wieder vorüber."

„Dann, meine liebe Frau von Grohnen, erlauben Sie mir, daß ich es tue, zu meiner Beruhigung, denn ich habe Ihren Fritz sehr lieb. Es ist ja möglich, daß ich zu ängstlich bin, ich habe nie Kinder um mich gehabt, aber gerade deshalb werden Sie mir nachgeben, nicht wahr?"

„Meinetwegen können wir ja zum Doktor schicken," entgegnete sie ihr, da sie inzwischen ihren Knaben angesehen hatte. „Fritz ist ein schreckliches Kind! Jeder Luftzug macht ihn krank. Glauben Sie mir nur, Kinderpflege ist eine mühsame Arbeit!"

„Lassen Sie mich Ihnen das abnehmen," bat Dita fast ängstlich. „Ich habe so viel freie Zeit, und Fritz hat mich lieb! . . ."

„Ja, ja! Aber Lore kann wachen und aufpassen, wenn es wirlich mehr als ein Schnupfenfieber sein sollte."

„Warum nicht ich?" begann Dita wieder hartnäckig, „ich bitte Sie doch darum."

„Mein Himmel, das kann ich doch kaum annehmen," widerstrebte Alma noch immer. „Ich wollte zwar morgen vormittag mit Stefanie in die Matinee, und müßte mir dazu noch eine Taille von Lore ändern lassen . . ."

„Also," — Dita stand entschlossen auf, das heiße Kör-

perchen gegen ihre Brust drückend, — „dann sehe ich keinen Grund, warum ich nicht Fritzens Pflegerin sein soll! Kommen Sie, meine liebe Frau von Grohnen, lassen wir jedes weitere Wort.“

In Fritzens Kinderstube war es kalt und unordentlich; einen Augenblick schämte sich Alma vor den fremden Augen, sie rief nach dem Mädchen.

„Wie sieht es denn hier aus?“ herrschte sie sie an.

Lore setzte eine unverschämte Miene auf. „Bis jetzt hatte ich noch keine Zeit, gnädige Frau.“

Der Ton, in dem sie antwortete, ließ Dita fast erstarren, aber Alma merkte es nicht, zankend und räsonnierend bequemte sie sich selbst zu einigen Handleistungen. Dann wurde das Mädchen hinaus beordert, um den Burschen zum Arzt zu schicken; zwischen Tür und Angel rief sie die Frau noch einmal zurück.

„Erst bringen Sie mir mein blauseidenes Kleid, die schwarzen Spitzen, den weißen Krepp — Sie können auch die Schmelzen noch dazu nehmen. — Ich will einmal Ihren Geschmack hören, liebste Frau von Antlau. Stefanie ist immer für schwarz, aber ich finde, schwarz hebt gar nicht ein bißchen, es putzt nicht.“

Dita bezwang mühsam ihre Ungeduld.

„Es ist kalt hier, das Notwendigste scheint mir, einzuheizen.“

Alma schüttelte den Kopf. „Was Sie ängstlich sind! Hätten Sie nur Kinder, würde es Ihnen schon vergehen!“

Eine Stunde später lag Fritzi wohl eingehüllt im Bett, das Dita bewachte, seine Mutter saß im Nebenzimmer und nähte an ihrer Taille; wenn die schwere Schmelzgarnitur rasselnd zu Boden polterte zuckte das Kind jedesmal in seinem Bettchen zusammen. Der Arzt war dagewesen und hatte verschiedenes verordnet, Dita schien es, als wenn sein Gesicht sehr ernst aussah. Am Abend kam er wieder.

Alma lag gähnend und lesend im Schaukelstuhl, den sie sich ins Krankenzimmer hatte bringen lassen, sie jammerte über Fritzis Phanatasieren, das ihre Nerven angriffe,

denn statt besser war es schlechter mit dem Kinde geworden; Dita ging dem Arzt nach und fragte ihn ehrlich um seine Meinung.

„Lungenentzündung, und die Kräfte des kleinen Patienten sind sehr gering, Gnädigste, für den Ausgang kann ich nicht einstehen," sagte er achselzuckend.

„Sein Vater ist verreist — meinen Sie, daß man ihn telegraphisch herruft?" Es war Dita dabei als presse eine kalte Hand ihr Herz heftig zusammen.

„Vorsicht ist in allen Dingen ratsam," meinte der Sanitätsrat nach einer kleinen Pause.

Dita wußte genug; mit zitternden Knien ging sie zu der mit Nichtigkeiten beschäftigten Mutter.

„Der Doktor nimmt die Sache nicht so leicht. Wollen Sie vielleicht Ihren Gatten benachrichtigen, Frau von Grohnen?"

„Wozu!" Sie sah nicht auf aus ihrem interessanten Buch. „Dies Schnupfenfieber ist längst vorüber bis er morgen kommt."

Dita nahm ihr das Buch sanft aus der Hand, indem sie sich über sie beugte. „Und wenn Gefahr im Verzuge wäre?" sagte sie leise.

Einen Augenblick sah Alma verständnislos auf, dann stieß sie einen gellenden Schrei aus, stürzte auf das Bett zu, riß das Kind empor und bedeckte es mit Küssen.

„Mein Fritzi, mein Fritzi! Du darfst nicht sterben!"

Qualvoll stöhnend wand sich der kleine Kranke in den ihn umklammernden Armen.

Mit starrem Staunen sah Dita auf dies sonderbare Gebahren. Sie begriff ja vollständig die Erschütterung der Mutter über ihre Eröffnung, aber was sie nicht begriff, war diese theatralische Szene. Mit kräftigem Griff zog sie Alma empor.

„Rühren Sie doch das Kind nicht an, Sie verdoppeln seine Schmerzen."

Mit einem zweiten gellenden Schrei warf sie sich auf die Chaiselongue und brach in hysterisches Schluchzen aus.

Dita schellte dem Mädchen und schloß dann die Tür des Krankenzimmers zwischen sich und der ungebärdigen Frau. Es war gar keine Frage für sie, daß sie nun hier zu bleiben hatte, bis — ja bis Grohnen kam oder — alles zu Ende war!

An dies „zu Ende“ mußte sie unablässig denken, wie sie nun so dasaß im Halbdunkel, die schweren Atemzüge des Kindes neben sich. Was dann? Was hatte der Mann, der sich an dieses kleine blonde Geschöpf mit dem letzten Rest seiner Kraft und mit seinem ganzen Herzen geklammert hatte, dann noch? — Welcher Trost ihm die Frau sein würde in dieser ersten gemeinsamen Prüfung, danach fragte sie nicht. Häßlich stand die eben erlebte Szene ihr vor Augen. Wie würde er es tragen?

Und wenn er zu spät käme? — Das ging vor allen Dingen nicht — das durfte nicht sein, dagegen konnte sie ihn schützen. — Aus dem Nebenzimmer drang noch immer Almas Schreien, Fritzi war verhältnismäßig ruhig, da lief sie denn in ihre Wohnung, schrieb die Depesche und hinterließ Nachricht für Cedrik. Niemand hatte ihre Abwesenheit bemerkt.

Aber froh war sie, als es ihr endlich gelang, Alma zum Zubettgehen zu bewegen. Es war, als wenn ein Strom von Unbehagen und Zerfahrenheit von der Frau ausging, der sich dem kleinen Kranken sogar mitteilte, selbst wenn sie still saß; er wurde unruhiger, besonders wenn sie sich über sein Bett beugte und in kreischenden Tönen ihn beklagte.

Um Mitternacht saß Dita allein in dem großen, kahlen Kinderzimmer, die Hände lässig im Schoß, die Augen ängstlich auf den Knaben geheftet. Sie glaubte nicht recht an einen guten Ausgang, es war ihr wie eine große Furcht, daß die grausame Natur dies zarte Leben auslöschen würde, gleichviel, was sie damit einem anderen Geschöpf nahm.

Immer wieder hefteten sich ihre Gedanken an Grohnens Heimkehr. Wie würde er es ertragen? Wie konnte sie es ihm tragen helfen!

In der nächtlichen Einsamkeit, neben dem kranken Kinde, drängten sich ihr wieder die Grausamkeiten und

Wunderlichkeiten des menschlichen Lebens auf. Sie überdachte Grohnens, Brynkens Ehe, und ihre eigene; so verschieden sie waren, überall doch von einer Seite dies instinktive Suchen nach Glück, dies Kämpfen um Glück gegen den anderen Teil, der doch gerade geschaffen sein sollte es hineinzutragen. Die engste körperliche Gemeinschaft schloß nirgends eine seelische Übereinstimmung in sich, und mit schwermütigem Lächeln erinnerte sich Dita daran, wie sie einstmals in kindlichem Glauben Cedriks Seele gesucht hatte.

Besaß er wirklich eine solche? Sie hatte längst zu zweifeln begonnen. Aber wenn nun ihre Wahl auf Grohnen gefallen wäre, anstatt auf ihn, hätte das Harmonie gegeben? Er war ganz anders — suchte in der Ehe mehr als nur Bequemlichkeit. — Oder Hans Henning? — Er hatte eine Ehe geführt, wie sie sich die ihrige erträumt, — daß sie nicht so geworden, daß sie um einer Stefanie willen vernachlässigt werden konnte, an wem lag die Schuld? —

Ein grauer Schein brach sich allmählich Bahn durch die verhängten Fenster; das Röcheln des Knaben wurde schwerer, sein Gesicht sah so weiß aus wie das Kissen, in dem er lag. Erschrocken beugte sich Dita über das Kind. Sie hatte nur einen Wunsch, es möchte nicht in Abwesenheit des Vaters sterben. Und als ob ihre sehnsüchtigen Gedanken ihn herbeigezogen, hörte sie gleich darauf Geräusch im Korridor, die Tür wurde leise geöffnet, Grohnen trat ein.

Er sah sehr bleich aus, Dita bemerkte seine Erregung trotz des gedämpften Lichtes. Einen Augenblick starrte er sie fassungslos an.

„Sie hier?" — stammelte er. „Sie? — Wo ist seine Mutter?"

„Ich habe sie zu Bett geschickt und die Wache mit ihr geteilt," sagte sie leise in frommer Lüge.

Nun trat er einen Schritt näher. „Lebt er noch?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Ja, gewiß."

Er warf einen Blick auf das bläuliche Gesichtchen. „Keine Hoffnung!" murmelte er dumpf, in solchem Verzweif-

lungsweh, daß es Dita kalt überlief. Sie schwieg; er dankte ihr beinahe, daß sie kein banales Trostwort für ihn hatte.

Still zog er sich einen Stuhl an die andere Seite des Bettchens und setzte sich ihr gegenüber. Stundenlang saßen sie so, ohne Wort, fast ohne Bewegung. In den Straßen wurde es laut, die Helle intensiver, nur in dem Krankenzimmer rührte sich nichts.

Auf einmal machte Fritzi eine heftige Bewegung, sein kleiner Leib krümmte sich wie eine Feder über Feuer, dann sank er zurück. — Grohnen fuhr auf und sah ihm atemlos in das Gesicht. „Ja! Ja!“ sagte er dann dumpf . . . „Ich werde ihn hergeben müssen, wie alles Gute im Leben, und dann — dann —“

Er beugte den Kopf in beide Hände und weinte bitterlich. Erschüttert sah Dita auf ihn hin, sie wollte trösten — aber Tränen nahmen ihr die Stimme.

Plötzlich sah er empor und bemerkte Ditas Tränen, da ergriff er ihre Hände und sank vor ihr auf die Knie.

„Sie weinen mit mir um mein Kind — Sie wachen bei ihm in der Stunde, wo sein Leben mit dem Tode ringt — seien Sie gesegnet, Dita!“

„Ich habe ihn so lieb,“ sagte sie einfach.

„Ja — aber er ist Ihnen nicht alles! Alles! Was würde mir bleiben, wenn er mich allein ließe!“ rief er verzweiflungsvoll. „O, Dita, verlassen Sie mich dann wenigstens nicht! Bleiben Sie dann bei mir — ich habe auf der ganzen Welt sonst niemand, niemand —“

„Sprechen Sie nicht weiter,“ bat sie ängstlich und streckte ihm die gefalteten Hände entgegen.

Er senkte den Kopf und furchte die Stirn. In der Stille hörte man nur die fast erlöschenden, unruhigen Atemzüge der kleinen Kinderbrust.

„Noch lebt er,“ flüsterte Dita beklommen, „fürchten Sie nicht das Schlimmste, Gott ist barmherzig, Herr von Grohnen.“

Er schüttelte hoffnungslos den Kopf. „Und wenn er es nicht ist — würden Sie barmherzig sein, Dita? Würden

Sie mir zu ersetzen versuchen, was mir der Tod jetzt nehmen will? Ich kann nicht leben ohne eine warme Stelle in mei-



nem Herzen, ohne Gemüt, ohne Liebe und Hingabe! Ich sehne mich danach — ich bin sterbenselend ohne das — wie ein Bettler stehe ich da ... Sagen Sie mir in dieser Stunde

ein Nein, Dita, so soll dasselbe Grab mich und mein Kind decken! . . ."

Ihre Augen öffneten sich groß und sahen ihn ernst an. „Sie freveln," sagte sie feierlich. „Es liegt ein größerer Heldenmut im Dulden und Ertragen als in der raschen Tat eines Augenblicks. So möchte ich Ihrer gedenken können, Herr von Grohnen — versprechen Sie mir das."

Aber er gab keine Antwort, und sie erwartete auch keine. Beide beugten sich atemlos lauschend über das kranke Kind. Kein Zweifel — es atmete ruhiger, seine gespannten Züge hatten sich geglättet, es sah aus, als begänne es aus den Fieberdelirien in ruhigen Schlaf überzugehen.

„Gerettet!" flüsterte Dita und faltete die Hände. „Gott ist barmherzig. Er läßt Ihnen das Glück Ihrer Zukunft."

Da sank er vor ihr in die Knie und preßte sein Gesicht in ihre Kleider. Sie litt es. Ihn in diesem Augenblick abzuwehren, dazu hatte sie nicht den Mut, ja, sie legte ihre Hand leise auf seinen Kopf.

Niemand merkte, daß die Türe leise geöffnet und geschlossen wurde, so sehr waren sie mit ihren eigenen Empfindungen beschäftigt.

Endlich sah Grohnen auf:

„Sie haben mich zur rechten Zeit wachgerufen," flüsterte er und küßte Ditas Hand ehrerbietig. „Bei Gott, Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben! Wir danken Ihnen unser Leben, mein Sohn und ich!"

Und dabei war ein Leuchten und Flimmern in seinen Augen, ein Zug von Mut und Entschlossenheit, den Dita noch nicht an ihm gesehen; aber eine große Freude empfand sie dadurch. Ihr schien, als habe sie etwas Gutes getan. —

XXV.

„Wie kam es, daß du in der Nacht eintraffst, Alex?" fragte Alma spürend.

„Frau von Antlau depeschierte mir von Fritzens Krankheit."

„Warum hast du mich nicht geweckt?"

„Frau von Antlau bat für deinen Schlaf, du wärst erschöpft."

Sie lachte höhnisch auf. „Frau von Antlau — Frau von Antlau! Weiter höre ich nichts! Gerade als ob sie allein nur in der Welt wäre."

Er schwieg.

Sie sprang auf, lief zu ihm hin und sah ihn in ihrer aufreizenden Art an.

„Du bist verliebt in sie. — Glaubst du denn, ich bin blind?"

„Alma!"

„Du hast vor ihr gekniet — leugne es, wenn du kannst!"

Er beugte sich vor und sah ihr fest in die funkelnden Augen. „Weib, entheilige mir das Andenken an diese Stunde nicht! — Ein neuer Mensch bin ich in ihr geworden. In der wahnsinnigen Angst um mein Kind hat das Leben wieder Gewalt über mich bekommen. Ich habe eingesehen, daß es ein Unrecht ist, schlaff zu werden, wenn man noch für irgend etwas in der Welt verantwortlich ist. Mein Sohn ist meine Zukunft." Er deckte einen Moment die Hand über die Augen. „Mein Sohn! — Ihm gehöre ich — nicht mehr mir selber."

Sie verstand ihn natürlich nicht. „Eins sage ich dir — die Antlau kommt mir nicht mehr über meine Schwelle — ich will nicht — ich will nicht!" Sie stampfte mit den Füßen und knirschte mit den Zähnen, ihre ganze eifersüchtige Wut flammte auf.

Er faßte sie bei den Schultern und hielt sie mit Gewalt fest.

„Beherrsche dich!" sagte er in einem energischen Ton, den sie nicht an ihm kannte. „Du sagst, ich habe sie geliebt! — Ja! Ich leugne es nicht. — Ihr danke ich das Leben meines Kindes, den Glauben an das Gute, das Wiedererwachen meiner eigensten Natur. Aber das verstehst du nicht — du mußt sie naturgemäß hassen. Trotzdem gebe ich

dir freiwillig das Versprechen, sie nicht wiederzusehen. Niemals! — Höre mich nun aber auch noch weiter an, Alma. Entweder du fügst dich mir von jetzt an — oder es gibt nur noch einen Weg für uns: Trennung. Hier will ich nicht mehr bleiben, noch heut beantrage ich meine Versetzung. Folgst du mir nicht, nehme ich meinen Sohn und gehe allein. Das ist mein letztes Wort."

Sie war betroffen, zornig, aber doch eingeschüchtert. „Und mein Vermögen?" fragte sie höhnisch.

„Das magst du behalten. Für Fritz und mich reicht mein Gehalt. Diese Fessel habe ich lange genug ertragen. Ich zerreiße sie mit vollkommenem Bedacht."

Sie fing plötzlich heftig zu weinen an. „Das alles verdanke ich dieser Antlau! O, wie ich sie hasse — wie ich sie hasse! — Ich leide es aber nicht — ich leide es nicht!"

„Meine arme Alma," sagte er da beinahe mitleidig, „du wirst dich fügen müssen."

Sie schlug nach der Hand, die er ihr entgegenstreckte, aber sie traf nur die leere Luft; er hatte sich kurz abgewandt, um das Zimmer zu verlassen.

Die Zähne auf die Unterlippe gepreßt, schaute sie ihm nach. Etwas von dem ohnmächtigen Grimm eines gefangenen Raubtieres loderte in ihr auf, aber nicht auf lange, dann kauerte sie sich in eine Ecke des Zimmers und begann jämmerlich zu schluchzen. Sie fühlte deutlich, daß die ihr in Aussicht gestellte Scheidung keine leere Drohung sei, daß ihr Mann verwandelt war, obgleich sie nicht begriff, wodurch, und daß sie sich würde fügen müssen.

Grohnen hatte sich in den Sessel vor seinen Schreibtisch gesetzt, die Augen auf den schmalen Frühsonnenstreifen geheftet, der über die Platte lief. Ein namenloses Glücksgefühl war in ihm, eine Freudigkeit und Zuversicht, wie er sie kaum jemals empfunden. Daß er seinen Knaben mit unendlicher Liebe umfaßt hatte, darüber war er sich zwar stets klar gewesen, aber ihm kam das doch erst völlig zum Bewußtsein, seitdem er ihn schon von sich genommen wähnte und dann zurückgeschenkt bekam. Und neben dem blassen,

zuckenden Kindergesicht stand Ditas holdes Bild, bangend mit ihm, weinend mit ihm! — Ihm schien, als bestände von nun ab zwischen ihren Seelen ein unlösbares Band, das ihm ein Stück ihrer selbst zu eigen machte, und er begann sich seiner Schwäche und Mutlosigkeit zu schämen, wenn er an ihren Lebensweg dachte. Auch er barg viele Dornen, aber sie wanderte ihn geduldig, ließ sich nicht niederdrücken und war doch nur eine schwache Frau! — Er dagegen?! — — Vor ihm erstand seine Jugend mit ihren Hoffnungen und Wünschen, dann sein weiteres Leben, und was es aus ihm gemacht hatte! Jeder Schleier war fort, nackt und kahl lag es da in seiner ganzen Armut. Gold hatte er verlangt, diesen modernen Schlachtruf der Menschheit, und das Gold war ihm zu Gift geworden, hatte seine Selbstachtung, seinen Lebensmut aufgefressen und ihn zu einem Scheinwesen erniedrigt; und es würde so weiterfressen, wenn er sich nicht aufraffte. Eine Frau hatte ihn herabgezogen, geschändet vor sich selber, eine andere kam, um ihn zu erheben. Sie glaubte an ihn, und er wollte diesen Glauben nicht zuschanden machen.

Seine Dienstreise hatte nur eine kurze Unterbrechung gelitten, in vierundzwanzig Stunden mußte er wieder zurück sein; zweifellos sah er Dita inzwischen nicht mehr, aber er wollte es auch nicht einmal. Die vergangenen Stunden waren ein Schatz, den ihm niemand rauben konnte, sie sollten die Ursache zu einem neuen Leben werden. So nahm er denn einen Briefbogen und schrieb:

„Meine gnädigste Frau!

Ehe ich auf meinen Posten zurückkehre, lassen Sie sich noch einmal den Dank eines überquellenden Vaterherzens sagen. Mein Knabe ist gerettet, — durch Sie — mir wird fortan sein, als habe ich ihn zu doppelter Liebe aus Ihrer Hand empfangen. Aber nicht allein meinen Fritz, auch mein Leben, meine Zukunft danke ich Ihnen. Sie haben mich wachgerüttelt aus der schwächlichen Lethargie des Daseins, die schließlich kein anderes erlösendes Ende mehr sah als den Tod. Wie Sie das

Wunder bewirkt haben, weiß ich selbst nicht, ich staune darüber, aber ich segne es — und vor allen Dingen segne ich Sie. Nicht mehr an irdische Liebe und irdischen Besitz will ich denken, wenn mir Ihr Bild, Ihr Name vor Augen tritt, sondern wie zu einem Ideal will ich fortan aufsehen zu der, die mir Leben und Zukunft zurückgegeben hat. Vielleicht sehen wir uns niemals wieder. Alma soll mit Fritz, sobald er transportfähig ist, nach dem Süden, ich folge ihnen, indem ich um einen längeren Urlaub einkomme; außerdem beantrage ich meine Versetzung in eine andere Garnison. Niemals aber werde ich Sie vergessen, und wenn mich die alte Schwäche und Mutlosigkeit überfallen will, soll mir die Erinnerung an die Frau zum Siege verhelfen, die ruhig, klaglos und ohne sich beirren zu lassen, den Weg geht, den Liebe und Pflicht ihr vorschreibt. Leben Sie wohl, meine gnädigste Frau. Der Himmel segne Sie für Ihr gütiges Herz, es ist die Krone der Weiblichkeit. Mögen auch Sie sich Glück und Frieden erkämpfen. Alexander von Grohnen."

Er übergab den Brief dem Burschen mit dem Befehl, ihn am Nachmittag zu Frau von Antlau hinabzutragen. —

Lores neugierige Ohren und Augen hatten den Auftrag erspäht, sie freute sich darauf, ihn in ihrer Art und Weise verwerten zu können.

Kurz vor Grohnens Abreise kam der Arzt noch einmal, er brachte eine Krankenpflegerin mit sich für den kleinen Rekonvaleszenten, der nun friedlich schlummerte. Ihr übergab der Rittmeister sein Kind; so konnte er beruhigt abreisen.

Alma war empört, aber ihrem lauten und verbissenen Trotz setzte Grohnen einen so absoluten Willen gegenüber, daß sie ganz verblüfft sich darein ergab. Selten — fast nie erinnerte sie sich, ihn so gesehen zu haben. Sie schob alle Schuld auf Dita, und ihr einziger Trost war, nach Stefanie zu schicken und ihr die erlittene Unbill zu klagen.

Plötzlich trat auch Dita über die Schwelle; die beiden Damen verstummten wie auf Kommando.

Dita sah etwas blaß aus nach der durchwachten Nacht,

aber Grohnens Brief hatte eine große Freudigkeit in ihr erstehen lassen. Daß er sich wiedergefunden, war ein hohes Glück für ihn und das Kind, Alma würde sich schließlich fügen und einsehen, daß es zu ihrem Besten war. So konnte in Zukunft noch alles gut werden. Sie billigte vollkommen des Rittmeisters Pläne, nur auf diese Art war eine Änderung möglich, und wenn sie auch viel zu bescheiden war, den Anteil, den er ihr an seinen Entschlüssen zugestand, voll für sich in Anspruch zu nehmen, so war es doch ein süßes Gefühl, wenigstens etwas dazu getan zu haben. — Sie nahm sich vor, sich diese letzten Tage ein wenig mehr um Alma zu kümmern, um auch hier vielleicht noch etwas ausgleichen zu können, — auch Almas Herz mußte weicher geworden sein durch des Kindes Krankheit. Daß sie Stefanie hier fand, war ihr peinlich; doch wollte sie nicht auffällig umkehren. So kam sie denn näher, und Alma die Hand entgegenstreckend, sagte sie herzlich:

„Wie froh bin ich, daß es Fritzi nun wieder besser geht."

Alma übersah die Hand.

„Die ganze Geschichte hatte nicht halb so viel auf sich, wie man aus ihr zu machen beliebt hat," sagte sie achselzuckend.

„Und der Arzt?" fragte Dita erstaunt.

„Er denkt vielleicht: je gefährlicher der Zustand, desto größer das Honorar."

„Aber Alma," sagte Dita ernstlich entrüstet, „ist das die Art, wie man für die Genesung seines Kindes dankt?"

„Ihnen vielleicht?" Sie sah sie gehässig an. „Nun, Frau von Antlau, Sie haben sich dafür bezahlt gemacht, indem Sie mir meinen Mann genommen haben!"

Einen Augenblick war Dita ganz verwirrt.

„Frau von Grohnen!" sagte sie fast ohne Bewußtsein.

„Als ob ich nichts wüßte! — Sie sind schuld an Alex verrückter Idee, nach dem Süden und dann in ein kleines Nest zu gehen, Sie schreiben sich heimliche Briefe mit ihm, hinter meinem Rücken, — Sie haben ihm eingeredet, daß er sich von mir scheiden soll. Sie —"

„Nicht weiter, Frau von Grohnen, ich bitte,“ sagte Dita, sich stolz aufrichtend. „Ihre Verdächtigungen können mich nicht kränken, denn sie treffen mich nicht.“

„Du schlägst sie am sichersten nieder, indem du ihr Grohnens Brief gibst,“ mischte sich Stefanie zum erstenmal in das Gespräch. „Die gute Alma ist so aufgeregt, beruhige sie und mache sie glücklich. Mein Gott, was kann er dir auch geschrieben haben! Es ist das eine natürliche Konzession an seine Frau.“

Sie blickten beide gespannt auf Dita, — diese zögerte.

„Ich habe den Brief zerrissen,“ sagte sie endlich langsam.

„Wie dumm,“ brummte Stefanie; Alma lachte gehässig auf.

„Das ist freilich das beste Auskunftsmittel!“ Dann sprang sie auf, stellte sich vor Dita, sah sie feindselig an und begann sie zu schmähen: „Glauben Sie denn, ich weiß nicht, daß Alex Sie neulich abend heimlich besucht hat? Daß Sie mich schlecht gemacht haben und . . .“ Sie verstummte plötzlich, das Mädchen öffnete die Tür, und Cedrik trat ein.

„O,“ sagte er, allmählich seine Unbefangenheit verlierend, indem er von einer der drei Damen zur anderen sah, „ich hoffe doch, ich störe nicht.“

Niemand antwortete ihm — eine peinliche Pause für alle Beteiligten. Er lächelte endlich ein wenig, es war klar, die Damen hatten sich gezankt.

„Sauve qui peut!“ sagte er mit einem Schritt rückwärts.

Aber Alma hatte eine schnelle Eingebung. Hastig und doch stockend sagte sie:

„Fragen Sie einmal Ihre Frau, Baron, was ihr mein Mann heut geschrieben hat. Uns will sie es nicht sagen, aber Sie — Sie haben doch ein Recht darauf.“

„Mein Frau?“ wiederholte er verständnislos. Er sah auf Dita; sie stand schweigend, aber mit allen Anzeichen einer tiefen Erregung da.

„Was soll das heißen?“ fragte er mehr verwundert als empört.

„Puttchen ist eifersüchtig," erklärte Stefanie mit absichtlicher Gleichgültigkeit, „dergleichen Dinge muß man nicht schwer nehmen, Cedrik."

Er strich über die Stirn.

„Was soll das heißen, Dita?" fragte er noch einmal.

„Herr von Grohnen dankte mir für die Nachtwache am Bett seines Kindes, ich zerriß den Brief — das ist alles!" sagte sie endlich tonlos.

Sie sah mit einem Blick, wie abgespannt und bleich ihr Mann aussah. Die durchspielte Nacht mit ihren seelischen Erregungen lag ihm schwer in den Gliedern.

„Komm!" sagte er plötzlich hastig und bot seiner Frau den Arm.

Aber da stand Alma wieder in seinem Weg.

„Gewiß und wahrhaftig, mein Mann liebt Ihre Frau, er ..."

„Beste gnädige Frau," Cedrik schnitt ihr gewaltsam das Wort ab. „M e i n e Frau ist die letzte, die Zerwürfnisse in eine andere Ehe tragen würde. M e i n e Frau ..." er zuckte die Schultern „aber sie soll nicht mehr Gelegenheit geben, verdächtigt zu werden; komm, Maus ..."

Er verbeugte sich steif und führte Dita hinaus. Stefanie biß sich auf die Lippen, für sie wäre er nicht so ruhig, mit so unbegrenztem Vertrauen eingetreten, das fühlte sie. — Alma schrie und schluchzte, sie ahnte, daß sie wieder unterlegen war.

„Seien Sie nicht so läppisch, Puttchen," sagte Stefanie scharf. „Sie haben sich so ungeschickt benommen, daß ich mich Ihrer schäme ..."

Auf der Treppe preßte Dita aufschluchzend den Arm ihres Mannes an ihre Brust.

„Dank, Cedrik, Dank!"

Er machte eine heftige Bewegung mit dem Kopf.

„Mir ist gräßlich elend zumut, ich muß mich hinlegen."

Das tat er denn auch. Seine Beine trugen ihn noch gerade bis zur Chaiselongue, Dita blieb neben ihm stehen.

„Wie kann ich dir helfen, mein lieber Cedrik?" fragte

sie mit der alten Zärtlichkeit. Sie war ihm so dankbar für sein Vertrauen, seinen Glauben; alles hatte er damit ausgelöscht, was er ihr jemals angetan. Sie brannte darauf, ihm das zu zeigen. — Er betrachtete sie seit langer Zeit zum erstenmal aufmerksam. Das war freilich nicht mehr die alte Dita! So fremde Züge um Auge und Mund.

„Gar nicht," sagte er seufzend. „Aber erzähle mir doch vor allen Dingen einmal — was ist denn das für eine Geschichte mit Grohnen, mit dem Brief — ich werde nicht recht klug daraus."

Sie strich wie in Verwirrung mit den Händen über die Tischdecke, ein leises Rot stieg in ihre Wangen.

„Ich glaube" — sagte sie beinahe schüchtern und zögernd, „er — überschätzte meine Verdienste um Fritzi viel zu sehr. Es ist so leicht, von Kindern geliebt zu werden . . . und schließlich ist seine Frau doch die am meisten Schuldige in dieser Ehe."

„Hm!" brummte er, und dann sich aufrichtend indem er sich auf den Ellbogen stützte: „Gestehe es doch nur — er war verliebt in dich."

Sie kam ihm näher, ihre großen ernsten Augen sanken in die seinigen.

„Vielleicht! — Vielleicht war es aber auch nur die Sehnsucht nach Verständnis, Frieden und häuslichem Glück."

Er fuhr doch auf.

„Aber du bist m e i n e Frau!"

Ein leises Lächeln flog über ihr Gesicht.

„Glaubst du, daß ich das je vergessen könnte? Nur Mitleid habe ich mit ihm — tiefes Mitleid!"

Mit der Hand strich er über die Stirn.

„Es sind oft noch viel weniger edle Gefühle, über denen man seine Pflicht vergißt," murmelte er unruhig. „Zeig' mir den Brief, Dita!"

„Ich habe ihn zerrissen!"

„Weshalb?"

„Es stand zu viel Lobenswertes über mich darin, das

beschämte mich, und — er hat ja auch nun seinen Knaben wieder."

„Aber die bösen Mäuler unter und über dir, beunruhigen die dich nicht?"

„Nein!" sagte sie ruhig.

Er seufzte tief, fast beklommen auf.

„Weißt du, Maus, geh' jetzt, ich möchte schlafen." Sie strich mit den Fingern leise über seine heiße Stirn, die erste Liebkosung seit langer Zeit. Dann ging sie.

Cedrik warf sich unruhig hin und her, ihm war heiß, der Schlaf kam nicht; ein Unbehagen hatte ihn angewandelt, er wußte nicht, war es Zorn, Furcht, Schreck. Auf Dita schwor er, aber etwas Quälendes hielt ihn eisern gepackt und ließ ihn nicht los. Er hatte so oft gesündigt, so viel jagdbares Wild auf einem Felde gefunden, das einem dritten heilig sein mußte . . . er wußte, wie leicht Frauenherzen gewonnen, Frauentugend überwunden wurde . . . ihm grauste bei dem Gedanken.

Endlich überwältigte ihn die körperliche Schwäche, wie Bergeslast legte es sich auf seine Brust, sein Gehirn; nur eins blieb ihm deutlich in dem lethargischen Zustand, dem er jetzt anheimgefallen war, daß er morgen zwei Wechsel zu bezahlen hatte. Und woher das Geld nehmen? Es war alles erschöpft, alles! Nur ein großer Spielgewinn heute abend konnte ihn retten, sonst hieß es wieder: prolongieren — prolongieren. Das kostete so rasend viel — er konnte gar nicht daran denken, mit welcher Schuldenlast er nun schon zu rechnen hatte!

Als er aus dem fieberhaften Schlaf gegen Abend emporfuhr, kleidete er sich an und eilte in den Klub, ohne Dita vorher noch zu sprechen, — sein Sinn, seine Gedanken drängten nur nach Gewinn, und sie saß inzwischen einsam in ihrer großen, öden Wohnung. Nichts regte sich um sie. Unwillkürlich kam ihr die Erinnerung an die verflossene Nacht. Sie faltete die Hände:

„Gott, laß ihn nicht wieder versinken," flehte sie mit

dem Bilde des bleichen Mannes vor Augen, und etwas wie Stolz regte sich doch in ihr, daß sie an der Rettung einer Menschenseele einen bescheidenen Teil haben sollte.

XXVI.

Durch das offene Fenster kam Sonnenschein und milde Frühlingsluft, — Dita, die an den einen Flügel gelehnt stand und hinaussah, empfand beides angenehm. Ein scharfer Zugwind ließ sie plötzlich umblicken.

Stefanie stand in der geöffneten Tür und kam langsam, ohne eine Aufforderung abzuwarten, näher.

„Du wunderst dich wohl, mich hier zu sehen! Nach der eigentümlichen Behandlung, die du mir in der letzten Zeit zuteil werden läßt, ist es auch eigentlich sonderbar, aber — mein gutes Herz treibt mich her, mein Interesse, meine Freundschaft für euch, das Bewußtsein, daß du manchmal recht unklug bist, Dita.“

In Frau von Antlaus Gesicht zuckte es, aber mit fest geschlossenen Lippen schwieg sie. Unaufgefordert setzte Stefanie sich in den ersten Stuhl. Dita blieb stehen.

„Du weißt, Alma verdächtigt dich und ihren Mann. Nun, ich bin keine Splitterrichterin, liebes Kind, und so fällt es mir auch gar nicht ein, zu fragen: was ist daran! Nur daß Cedrik in eine sehr unangenehme Lage dadurch kommen kann, denn Alma spricht ganz ungeniert davon.“

Dita hob den Kopf hoch.

„Mein Mann hat gestern gezeigt, wie er derartige Verleumdungen auffaßt,“ sagte sie stolz.

Stefanie nickte wiederholt. „Das dachte ich mir, du glaubst dich nun absolut geborgen. Aber mit dem Glauben ist das doch so eine eigene Sache; ich habe schon fester gewurzelte wanken sehen. Außerdem kommt es schließlich weniger auf den Glauben an als auf den Schein. Ich zum Beispiel glaube dir bedingungslos, aber eben deshalb rate ich dir, gib mir Grohnens Brief. Wenn Alma einen Blick

hineingeworfen hat, ist ihr der Mund gestopft, denn ich kann mir ganz genau seinen Inhalt denken."

„Ich habe ihn zerrissen," gestand Dita widerwillig.

„Wie albern! So etwas hebt man doch auf, das ist praktisch."

„Ich weiß nicht, ob das so praktisch ist," sagte Dita jetzt mit einer Schärfe, über die sie sonst nicht verfügte. „Es kann auch manchmal vor unbefugte Augen kommen."

„Was soll das heißen?" fuhr Stefanie auf. „Zweifellos gilt dieser Ausfall mir."

„Ja!"

„Bitte, willst du nicht deutlicher werden?"

Aber Dita schwieg. Sie hatte ja nichts sagen wollen und ärgerte sich jetzt, daß es doch geschehen, aber Stefanies ermahnender Ton hatte sie gereizt.

Stefanie lachte nach einem Weilchen, währenddessen sie gewartet hatte, laut auf.

„Nun, so will ich es dir sagen! Du gehst von dem Gedanken aus, ich habe dir das Herz deines Gatten gestohlen. Halte mich doch nur nicht für so naiv, daß ich mir nicht längst darüber klar war!"

„Wär's der Fall, könntest du es leugnen?"

„Ich leugne nichts und gebe nichts zu. Hättest du aber recht, träfe der Vorwurf nur dich allein. Warum verstandest du nicht, dir die Liebe deines Gatten zu erhalten? Wenn es sich in der Tat so verhält, wenn er mich liebt, ist das meine Schuld? Ist's nicht die deine? Ihr schreit über uns, die wir es verstehen, uns die Herzen der Männer zu unterjochen. Ist das ein Verbrechen? — Was heißt denn geliebt werden? Es heißt gefallen! Da hilft kein Band, kein Eidschwur, keine Berufung auf menschliches Gesetz, da heißt es eben nur: gefalle! Und wenn du das nicht konntest, weshalb machst du mir nun einen Vorwurf daraus?"

Sie hatte mit maßlosem Hohn gesprochen, ihre Augen durchbohrten Dita fast. Für jede qualvolle Stunde hoffte sie sich in diesem Augenblick gerächt.

Aber auch in Dita kochte jetzt die Bitterkeit und der Zorn.

„Ein unwürdiges Spiel ist mit mir getrieben worden,“ sagte sie rasch. „Doppelt unwürdig, weil ich zu unbefangen und schuldlos war, um auch nur eine Ahnung von der wahren Sachlage zu haben. Nie! Niemals werde ich das vergessen!“

„Erinnere dich gütigst,“ begann Stefanie, die sofort wußte, wohin Dita zielte, obgleich sie nicht begriff, wie diese plötzlich zu der Kenntnis gekommen war, „daß ich stets diejenige gewesen bin, die dir von einer Ehe mit Cedrik abriet. Du paßtest nicht für ihn. Du warst viel zu verliebt, um ihm nicht sehr bald langweilig zu werden. Er ist überhaupt kein Mann, dem Frauen alles bedeuten, er ist zu oberflächlich, zu leichtsinnig dazu. Die Weiber sind ihm viel — das Weib wenig.“

Sie ließ, während sie das sagte, ihren Fuß nachlässig auf und nieder tanzen, mit den Augen seinen Bewegungen folgend; plötzlich blickte sie auf. „Wir hätten Freundinnen werden sollen, Kind, weil wir beide das Unglück haben, diesen Mann zu lieben, ohne daß er es anerkennt und zu schätzen weiß.“

Aber nun war Dita zu Ende mit ihrer Selbstbeherrschung, sie trat dicht vor Stefanie hin.

„An Schamlosigkeit kann ich freilich nicht mit Ihnen wetteifern, Frau von Brynken; aber eins lassen Sie sich sagen: ich bin viel zu stolz, um ein Gut zu kämpfen, das Sie imstande sind mir zu entreißen, ist es selbst das Herz meines Gatten. Nein wahrhaftig, ich habe keine Gemeinschaft mit Ihnen, will niemals eine haben, ich müßte mich derer bis in die tiefste Seele hinein schämen. Treiben Sie Ihr Geschäft weiter, anständige Frauen unglücklich zu machen, auch Ihre Stunde wird noch einmal kommen. Zwischen uns aber ist von diesem Augenblick an jedes Band zerrissen.“

Stolz wandte sie sich ab. Stefanie aber schnellte empor. Wie eine Furie stand sie vor Dita mit funkelnden Augen.

„O, du Tugendheldin! Ist denn deine Seelenfreundschaft mit Grohnen etwas anderes gewesen? Ist nicht auch

seine Frau das Opfer — so oder so? Du bist nicht besser und nicht schlechter als ich, trotz deiner großartigen Pose."

Dita hob langsam den Arm und deutete nach der Tür.

„Hinaus!" sagte sie ruhig.

Einen Augenblick blieb Stefanie noch stehen, sich besinnend, ob sie sich auf Dita stürzen sollte, dann lachte sie plötzlich laut und gellend auf.

„Ich gehe, aber ich sage dir auf Wiedersehen!" —



Sie war davongestürmt. Tief aufatmend strich sich Dita mit der Hand über den Arm, den jene berührt hatte, als wische sie dort einen Flecken fort. —

„Stefanie, du?" rief Cedrik am Abend desselben Tages, als er sein Haus verließ um in den Klub zu gehen.

Er fühlte sich nicht ganz wohl, und die schmale Gestalt, die sich ihm an der Haustür ungestüm entgegenwarf, kam ihm nicht sehr gelegen.

„Ich habe Eile," setzte er deshalb auch abwehrend hinzu.

Sie nahm trotzdem ohne weiteres seinen Arm. „Du mußt mir's schon gönnen, daß ich dich ein Stück begleite, ich habe mit dir zu reden."

„Bitte dann schnell, ich bin ohnehin schon verspätet."

Sie knüpfte keine Bemerkung an seinen Ton. „Hast du den Brief gelesen, den Grohnen an deine Frau geschrieben hat?"

„Nein."

„Hast du ihn von ihr gefordert?"

„Dita hat ihn zerrissen." Er zögerte ein wenig.

„In diesem Fall weiß sie schon weshalb. Übrigens hat Alma ein gewaltiges Gerede davon gemacht; ich sage dir, du stehst im Begriff, als betrogener Ehemann lächerlich zu werden."

Er blieb stehen und sah sie zweifelnd an. „Unsinn! Wer Dita kennt, wird das nie glauben. Nimmermehr! Er mag sie geliebt haben, möglich! Aber das ist doch noch kein Vorwurf für sie!"

„Du nimmst die Sache sehr leicht, scheint mir." Sie hatte ein Veilchenbukett in der Hand spielte damit und roch von Zeit zu Zeit daran.

Er wurde gereizt. „Ich dächte, du hättest doch zuletzt Ursache Sittenrichter zu spielen."

„O, es ist auch nicht für mich, es ist für dich, Cedrik."

Er verzog das Gesicht, sagte aber nichts.

„Für einen Mann ist es keinenfalls angenehm, so in den Mund der Leute zu kommen," fuhr sie fort, „wenn es auch nur Alma ist, die das sagt — und — wenn du deine Frau auch sehr vernachlässigt hast."

Allmählich begann er an seinem Bart zu nagen, ein Zeichen, daß das Gespräch ihn sehr aufregte. „Das tat ich allerdings," gab er etwas undeutlich zu, „und was die Grohnen anbelangt, so kann niemand sie ernst nehmen. — Freilich er hätte taktvoller sein können."

„Hm!!!" machte Stefanie gedehnt.

Er sah sie zornig an. „Ich weiß, du kannst Dita nicht leiden, du warst stets eifersüchtig auf sie, uneingedenk des Guten, das du von ihr gehabt hast. Ich aber lege meine Hand ins Feuer, daß diese Frau, meine Frau, treu wie Gold ist, trotz aller Verdächtigungen."

Stefanie lachte: „Lieber Cedrik, du gehst ja barbarisch ins Zeug! Das ist hübsch von dir, das hätte ich gar nicht

gedacht. Aber weißt du, ob sie oder ich, die ganze Moral ist schließlich Firlefanz, und jede Tugend hat ein Loch."

Das Blut stieg ihm zu Kopf. „Erlaube, von jeder glaube ich das, nur nicht von meiner Frau. Nenne sie gefühlsselig, töricht, Kleinigkeitskrämerin, wie du willst, aber ihre Ehre taste mir nicht an — oder . . ."

„Oder?" wiederholte sie gedehnt.

„Ich würde dir Wahrheiten sagen müssen, die dich nicht erfreuen, mich aber herabsetzen."

„Sieh, sieh," sagte sie mit einem bösen Blick. „Was sagst du denn aber dazu, wenn du erfährst, daß Grohnen abends um halb Zehn, als du im Klub warst, bei deiner Frau freien Eintritt gefunden hat. Zur Bequemlichkeit waren sogar alle Türen offen, damit die Dienstboten nicht erst unterrichtet zu werden brauchten!"

„Lüge!" brauste er auf. Dann gemäßigter: „Wer sagt das?" Aber es würgte ihn dabei in der Kehle.

„Wer? — Nun, wohl jemand, der es gesehen hat, der im Notfall gewillt ist, es zu vertreten."

Er strich sich in heftiger Erregung mit der Hand über die Stirn.

„Und doch ist es nicht wahr! — Von jeder würde ich es glauben, von Dita nicht."

„Du leidest eben an der sprichwörtlichen Blindheit aller Ehemänner," sagte sie höhnisch. „Eigentlich ist sie ja auch natürlich; es ist im Grunde nichts anderes als bodenlose Eitelkeit, die euch verhindert zu glauben, daß jemand anderes euch gefährlich werden könnte. Deshalb ist auch dein Vertrauen auf Dita mehr eine Konzession, die du dir selber machst, teurer Freund."

Er zögerte einen Augenblick, ob er nach Hause gehen und seine Frau befragen sollte. Wenn er auch nichts glaubte, so hatte er die letzten Tage doch schon in steigendem Unbehagen zugebracht.

„Du mußt jetzt nach Hause," sagte er zu Stefanie, „ich habe keinen Augenblick mehr Zeit."

Er rief eine Droschke, hob sie hinein und setzte dann

seinen Gang nach dem Klub fort; allein so sehr er zuerst Eile gehabt hatte, so langsam ging er jetzt, in tiefe Gedanken versunken. Auch im Klub begrüßte er die Bekannten nur flüchtig, sah dem Spiel zu ohne sich daran zu beteiligen, denn ihm fehlte plötzlich alle Lust. Er suchte vergeblich nach Brynken, setzte auch ein paarmal, um sofort zu verlieren, und ging endlich mit einer Ungeduld nach Hause, die ihm selbst sonderbar vorkam.

Auf der Straße schlug eine Uhr gerade zehn. So früh war er seit Monaten nicht auf dem Heimweg gewesen.

„Das halte der Teufel aus,“ dachte er ingrimmig; „mit solcher Unruhe im Blut spielen, wäre Wahnsinn. Vielleicht hat Stefanie doch recht, und dann — —“ Er war sich ganz klar über das, was dann folgen müsse. Grohnen kam ja wieder, er würde sich mit ihm schlagen. Dann — seine Frau zum Teufel jagen — war leichter gedacht als getan. Schließlich hatte er ihr Geld verbraucht, sie vernachlässigt, kurz, er war anständig genug, sich seiner Schuld gegen sie ganz bewußt zu sein, aber das änderte nichts an dem Standpunkt, den er um seiner Ehre willen einnehmen mußte.

Seine Ehre! Er fühlte doch, wie kitzlich er in diesem Punkt war, sobald ein anderer sie anzutasten im Begriff schien.

Dita war gerade im Begriff ihr Schlafzimmer aufzusuchen. Cedriks unerwartete Rückkehr erschreckte sie so, daß sie ein „du!“ ausstieß, dem man peinliche Überraschung anhörte.

„Wundert dich das so?“ fragte er mit gefalteter Stirn.

Sie gab der Jungfer, die schon anwesend war, ein Zeichen sich zu entfernen und setzte sich wieder.

„Nein — oder vielmehr doch,“ sagte Dita. „Ich bin es so gar nicht mehr gewöhnt, dich abends bei mir zu sehen.“

„Mich vielleicht nicht,“ stieß er zwischen festgebissenen Zähnen heraus, denn die Wut, daß man sich überhaupt mit irgend einer Verleumdung an seinen Namen, seine Frau wagen durfte, übermannte ihn auf einmal, „aber deinen Freund Grohnen.“

Dita hatte sich gesetzt, während Cedrik im Zimmer auf und ab lief, stand sie plötzlich auf. „Was heißt das, Cedrik?“ fragte sie ruhig.

„Das heißt: daß ich mir sagen lassen muß, meine Frau habe abends zwischen neun und zehn Uhr Besuche bei sich empfangen, ganz ungeniert, da sie den Mann ja fern wußte, und diese Besuche seien die Grohnens gewesen —“

„Sprich nicht von Besuchen,“ unterbrach sie ihn, „ein einziges Mal kam er zu mir, um mir zu sagen, daß du unvernünftig hoch im Klub spieltest, daß unsere Existenz gefährdet sei . . .“

„Was!“ schrie er auf. „Es ist also wahr, du leugnest es nicht einmal? . . .“

„Warum sollte ich leugnen; er meinte es ja nur gut mit uns beiden.“

Cedrik lachte gellend auf. „Du begreifst also nicht, was du mir damit angetan? Du siehst den Schimpf nicht, den du auf meinen Namen geworfen? Du glaubst dich wohl noch gar im Recht?“

„Gewiß! — Übrigens,“ fügte sie mit Betonung hinzu, „dachte ich an jenem Abend gerade am wenigsten darüber nach, ob ich Grohnen empfangen sollte.“

„Natürlich,“ höhnte er, „du öffnetest ihm ja selbst heimlich die Türen . . .“

Sie sah ihn bestürzt an.

„Ja, denkst du denn,“ fuhr er ebenso fort, „daß alles ungesehen bleibt? Daß nirgends Leute sind? Gott, daß ich das erleben muß! Gott! Gott!“

Er warf sich in einen Sessel und verbarg den Kopf in den Händen.

„Cedrik,“ sagte Dita tödlich erschrocken und trat neben ihn, „du glaubst doch nicht etwa — du kannst doch nicht glauben . . .“

„Glauben? . . .“ fuhr er auf. „Glauben? Warum zerreißt du den Brief, den er dir geschrieben, wenn er unschuldig in jedem Sinne ist? Du hast wohl bei alledem

dir nichts gedacht, nicht wahr? Auch nicht, daß du einen Mann hast, der das nicht duldet!"

Unwillkürlich dachte sie an ihre langen einsamen Abende, an sein Verhältnis zu Stefanie, und daß es eigentlich nur Gerechtigkeit gewesen wäre, wenn sie getan, was er ihr jetzt vorwarf.

„Es scheint mir, ich verstehe dich doch nicht," sagte sie mit herber Zurückhaltung, denn seine Vorwürfe verletzten sie tief. Er kannte sie also wirklich nicht!

„Natürlich nicht," höhnte er wieder. „Die Maske der tugendhaften, gekränkten Frau stand dir vorzüglich, — schade, daß keiner mehr daran glaubt."

„Was glaubst du denn?" fragte sie eindringlich.

„Daß zwischen dir und Grohnen die Sache nicht tadellos klar war."

„Er hat sich mir stets als wahrer Freund gezeigt."

„Und er hat dich geliebt."

„Ich sagte dir schon einmal — vielleicht!"

„Und er hat es dir gesagt."

„Ja!"

Cedrik sprang auf, sein Gesicht glühte, Ditas Offenheit nahm ihm den letzten Rest Überlegung, dicht vor ihr stehend, bohrten sich seine Augen fest in die ihrigen. Er stieß ein einziges Wort aus und schleuderte ihr das mit der ganzen Verachtung entgegen, die Männer finden, sobald es sich um einen Richterspruch für das Weib handelt.

Dita taumelte zurück als habe sie ein Peitschenhieb getroffen; sie hörte, daß ihr Mann davonging, mit hallenden Schritten. Langsam ließ sie sich in den Sessel gleiten und starrte in den dunklen Kamin.

Auf eben diesem Platz hatte sie damals gesessen und Stefanies Brief den Flammen übergeben, damals, als Grohnen dann so plötzlich vor ihr gestanden hatte. In ihrer Erregung hatte sie gar nicht gedacht, daß man ihr daraus jemals einen Vorwurf machen könnte, daß die Türen geöffnet gewesen — ihr Bewußtsein war ja so rein. Nun sah sie ein, daß man sie beobachtet hatte, daß man sie verleum-

dete, und derjenige, der einzig hätte zu ihr stehen müssen, weil er sie besser kennen mußte als die anderen, hatte keinen Glauben an sie, er sah mit den Augen ihrer Feinde — mit Stefanies Augen.

Dita fühlte sich plötzlich grenzenlos müde, unfähig zu jedem weiteren Kampf. In ihren Ohren klang immerfort das häßliche Wort, das ihr Mann ihr zugeschleudert, das sie nicht allein tödlich verletzt, sondern auch in die tiefste Seele hinein erschreckt hatte.



Sie hatte das Gefühl, als wäre mit diesem Wort das Band zwischen ihnen zerrissen.

Mochte es denn sein! Sie wollte den Platz räumen, den ihr Stefanie so leidenschaftlich mißgönnte, den ihr Cedrik nur gegeben, ihres Geldes wegen, während sie Törin geglaubt hatte, der Himmel sei zu ihr herabgestiegen, als ihr die Gewißheit wurde, der geliebte Mann begehrte sie fürs Leben. Sie wollte es tun, ehe Grohnen zurückkam, ehe er für sie zeugte, denn sie schämte sich. Wie wenig hatte Cedrik je ihre Liebe begriffen, wenn er imstande war, sie für treulos zu halten! — Einen stillen Fleck auf der Erde würde es ja wohl noch geben, an dem sie sich schweigend mit ihrem Weh vergraben konnte.

Sie hatte ihn zu sehr geliebt, diesen Mann, — das war ihre einzige Schuld.

In ihre Gedankenreihe schob sich plötzlich Hans Hennings Bild. Er hatte ihr das schon einmal zum Vorwurf gemacht — damals hatte sie darüber gelächelt!

Nun fiel ihr ein, daß sie in ihm doch noch einen Freund besitze, auf den sie zählen konnte. Vielleicht gewährte er ihr Schutz und Unterkunft, bis sie von Cedrik geschieden war. Was er ihrem Herzen angetan, das hatte sie ihm verzeihen können, der Schlag, den er heute gegen ihre Ehre geführt, mußte sie trennen. Und so abgestumpft war augenblicklich alles in ihr, daß sie nicht einmal heftigen Schmerz bei dem Gedanken empfand. Es war eben das Schlußglied an der Kette, die sich um sie gewunden ohne daß sie es hindern konnte. Stefanie hatte gesiegt. —

Sie sah mit Staunen, daß es draußen hell zu werden begann, daß ein wundervoller, klarer Frühlingsmorgen dämmerte. Die ganze Nacht hatte sie also, ohne es zu wissen, im Stuhl vor dem Kamin zugebracht. Kein Wunder, daß ihre Glieder sie schmerzten, der Kopf wüst, das Herz wie tot war. Sie öffnete das Fenster und ließ sich die kühle Morgenluft um Stirn und Schläfe wehen; das erquickte sie etwas. Dann nahm sie einen Briefbogen und begann mechanisch zu schreiben.

„Lieber Hans Henning.

Willst Du mir für ein paar Wochen oder Monate Aufenthalt in Schloß Antlau gewähren? Ich weiß zwar nicht, welche Antwort Du für mich haben wirst, wenn Du das Nähere weißt, aber um so weniger will ich Dir etwas verhehlen. Ich habe die Absicht, mich von meinem Gatten zu trennen. Frage nicht warum, und was mich dieser Entschluß kostet, laß Dir an dem traurigen Fazit genügen. Cedrik braucht mich nicht zu seinem Glück, er hat keinen Glauben an mich, denn er wirft mir Treulosigkeit vor. Die Umstände mögen gegen mich sprechen, ich bin aber zu stolz, um mich zu rechtfertigen, könnte es auch nicht, wenn mein ganzes Selbst nicht dagegen spricht, und das scheint Cedrik gegenüber stumm gewesen zu sein, da er mir dergleichen zutrauen kann. Verweigerst Du mir nach dem Gesagten Aufnahme bei Dir, so muß ich auch das tragen, dann ist die Welt ja noch groß genug für eine einzelne

Frau. Glaubst Du aber an mich, dann schreibe mir bald, bald, — ich sehne mich danach.

Deine unglückliche Edita."

XXVII.

Hans Henning las diesen Brief wieder und immer wieder; er traute seinen Augen nicht, die ihm etwas so Unglaubliches enthüllten, und dann saß er eine ganze Weile still und sah in den eben ergrünenden Garten. Vor einem Jahr war Ditas Lebensschiff mit stolzgeblähten Segeln von hier aus ins Glück hineingefahren, heute kehrte es als Wrack zurück. „Schon!" dachte Hans Henning mit einem schweren Seufzer.

Er erinnerte sich seiner trüben Ahnungen, wenn er Ditas Jubel mit angesehen, ihre stolzen Worte gehört hatte und daneben Cedriks leichtsinnigen, unverläßlichen Charakter beobachtet; er dachte an den schlechten Einfluß, den Brynkens zweifellos auf ihn ausgeübt, und tiefes Mitleid mit der jungen, verlassenen Frau erfaßte ihn. Nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke, sie könne wirklich schuldig sein, das war eben einer Dita unmöglich; wie aber sollte er ihr helfen! Das gespannte Verhältnis mit seinem Bruder machte ihm ein persönliches Eingreifen unmöglich, und doch glaubte er an eine Wiedervereinigung der beiden Gatten, hielt er den Scheidungsgedanken für ganz ausgeschlossen. So weit durfte der Name Antlau nicht erniedrigt werden.

Vielleicht verlangte er mit dieser Forderung ein schweres Opfer von Dita, er empfand selbst, daß er in seinen Ansichten schroff war, aber was auch Herz und Verstand dagegen sagten, er konnte einmal nicht anders. Die alte Tradition des Hochhaltens alles dessen, was ihm von den Vätern überkommen, war stärker.

Nach langem Grübeln ließ er anspannen und fuhr hinüber zu Vernys.

„Herrgott, Hans," sagte seine Schwester ganz erschrocken, „du siehst aus als führte dich etwas Böses her. Sag schnell, ist etwas geschehen?"

Er nickte und nahm sie unter den Arm, zum Glück war sie gerade allein.

„Du mußt mir einen Gefallen tun, ein Opfer bringen, Berta, nur du allein kannst das noch."

„Handelt es sich um dich?" fragte sie.

„Nein, um Cedrik."

Sie schnippte ein wenig mit den Fingern, indem sie den Kopf etwas in den Nacken warf.

„So — so!" sagte sie gedehnt.

„Du mußt dich sofort aufsetzen und nach Berlin fahren, einen anderen Ausweg weiß ich nicht. Dita will sich von ihrem Mann scheiden lassen. Das darf nicht sein, Berta, um unseres Namens willen nicht."

Er reichte ihr den Brief, und sie las ihn eifrig, ein feines Rot stieg in ihr blühendes Gesicht; als sie geendet, sah sie ihren Bruder fest in die Augen.

„Auf wessen Seite denkst du, daß die Schuld liegt?"

„Auf Cedriks — zweifellos."

„Herzensbruder, du bist sehr voreingenommen zugunsten dieser Dita. Sie sagt selbst, die Umstände sprechen gegen sie; wie ist es möglich, daß bei einer anständigen Frau solch ein Verdacht aufkommen und durch die Umstände bestätigt werden kann? Mir würde das nie passieren."

„Du vergißt die ganz verschiedenen Lebenssphären, in denen ihr beide existiert, Berta," begann er etwas nervös, denn er hatte schnelleres Entgegenkommen bei seiner Schwester vorausgesetzt. „Ein schattenloses Glück zwischen zwei Menschen ist wohl nur dann denkbar, wenn außer innerer Harmonie auch keine Beeinflussung von außen stattfinden kann. Denke aber nur an Brynkens."

„Ihre Freundin," schaltete Berta ein.

Er sah sie erstaunt an. „Wie pharisäisch du doch geworden bist, Berta."

Sie errötete bei diesem Tadel.

„Cedrik ist eben unser Bruder," entschuldigte sie sich.

„Desto mehr sind wir seiner Frau Gerechtigkeit schuldig."

Zu Boden blickend fragte sie:

„Und was soll ich nun tun?"

Er nahm ihre beiden Hände.

„Hinreisen, die Sache ansehen, alles zum Besten kehren, liebste Berta. Frauenhände sind zart. Soll unser Name mit dem häßlichen Schandfleck einer Scheidung bedeckt werden?"

Sie schüttelte schmerzlich beklommen den Kopf.

„Ach, Hans Henning, ich bin kein Diplomat, frage nur Botho, mir geht das Herz immer durch, und manchmal auch der Ärger. Hätten wir uns nur gleich im Anfang dieser unglücklichen Heirat energisch widersetzt, ich hatte doch so eine Ahnung — aber du warst damals so dafür."

Hans Henning seufzte.

„Du warst immer für sie so sehr eingenommen."

„Auch heute noch. Freilich, wenn du dich von deinen Vorurteilen nicht losmachen kannst, dann ist es schon besser, du bleibst hier. Ungerechtigkeit gegen Dita wäre mehr, als ich verantworten möchte, dann sollen die Dinge lieber ihren Lauf gehen."

Sie sah ihn prüfend an, endlich sagte sie mit weicher, zärtlicher Stimme:

„Gestehe es, Hans, du hast — sie — sehr gern gehabt, diese Dita."

Er wandte den Kopf ab.

„Ja!" sagte er nach kurzem Kampf.

Ihr Gesicht an seinen Arm lehnend seufzte sie tief auf.

„Armer Bruder!" — Dann sah sie ihn entschlossen an. „Ich gehe, Hans, natürlich! Gleich morgen, wenn du willst, und es Botho recht ist. Du sollst dein Opfer nicht umsonst gebracht haben." — —

Ganz verstohlen fragte sie dann aber doch ihren Mann, vor dem sie keine Geheimnisse hatte:

„Begreifst du's, Botho? Unser Hans Henning? Was ist denn das eigentlich für ein Mädchen gewesen, das sich

die Herzen unserer beiden Brüder erobert hat? Ich bin schrecklich neugierig, sie zu sehen. Ist sie denn hübsch?"

„Sehr! Und wenn du nicht meine Frau wärst, Berta — wer weiß — wer weiß — —" Aber er unterließ das Necken bald, der gute Botho, die Sache war doch zu ernst. —

Über Ditas erwartete Schönheit sollte sie indes im ersten Augenblick etwas enttäuscht werden. Mit todblassem Gesicht, die Augen von dunklen Rändern umgeben, trostlos und verweint, hatte Dita sehr viel von ihrer Frische verloren, und Berta sagte sich mit einem Schimmer der Enttäuschung, daß sie sich ihre Schwägerin anders vorgestellt hatte. Dazu kam von seiten Ditas eine ziemlich steife Haltung, als Frau von Verny mit ausgestreckter Hand und den einfachen Worten: „Ich bin deine Schwägerin Berta, hoffentlich hast du ein paar Stunden Zeit für mich übrig," ganz unerwartet bei ihr eintrat. Denn Dita wußte nicht, ob Berta eine Ahnung von den bestehenden Verhältnissen hatte, und wie sie sich ihr gegenüber verhalten sollte.

Das änderte sich freilich, als sie fortfuhr:

„Hans Henning schickt mich, ich komme in seinem Auftrag."

Dita warf einen raschen, fragenden Blick auf das hübsche, vornehme, den Brüdern so ähnliche Gesicht; ein Impuls trieb sie, Berta um den Hals zu fallen, ehrlich zu zeigen, wie es ihr ums Herz war, aber ihre alte Schüchternheit, die der Steifheit so ähnlich sah, hielt sie davon zurück.

Nach einer Pause begann Berta wieder:

„Wir sind uns so fremd — und doch müssen wir die intimsten Angelegenheiten zur Sprache bringen, wenn meine Reise hierher einen Zweck haben soll. Gibst du mir die Erlaubnis dazu?"

„Gewiß," versicherte Dita tonlos.

„Hans Henning hat mir deinen Brief zum Lesen gegeben, er läßt dir sagen, Schloß Antlau stände dir jede Stunde offen."

„Er glaubt also an mich!" rief Dita mit einem tiefen

Aufatmen, indem sie die Hände zusammenpreßte. „O, wie ich ihm dafür danke — wie unendlich ich ihm dafür danke!"

Heiße Tränen stürzten über ihr Gesicht, und dann überwältigte sie das Bewußtsein, daß die Frau neben ihr doch seine Schwester war, daß sie kam um zu trösten, zu vermitteln, daß sie doch nicht ganz so verlassen war, wie sie sich in der letzten Zeit geglaubt. In schnellem Impuls umfing sie Berta mit beiden Armen, lehnte ihren Kopf an ihre Schulter und weinte sich den drückenden Kummer von der Seele. Einen Augenblick sah Berta auf den dunklen Kopf herab; so schmerzlich hatte sie niemals geschluchzt, ihr Botho gab ihr auch keine Veranlassung. Vor ihren geistigen Augen stand blitzartig ihr großes eigenes Glück. Mann und Kinder, ihre Sorgen und Arbeit, ihre Freuden und das Gelingen. Tiefes Mitleid mit Dita regte sich in ihr. Nach einer Weile hob Dita den Kopf.

„Verzeih," sagte sie, die Augen trocknend, „es übermannte mich nur so. Ihr seid gut gegen mich, du weißt nicht, wie mir das wohltut."

„Nun — und dein Mann?" fragte Berta erstaunt.

„O, er — er ist auch nicht rücksichtslos — nein — trotz allem nicht — aber —"

Sie zerriß und zerknüllte ihr Taschentuch mit abgewandtem Kopf. Sollte sie sprechen? Ihr Herz drängte so sehr nach Mitteilung, der Anstand hielt sie zurück.

„Du mußt ganz offen gegen mich sein," sagte Berta, „Hans Henning hält eine Scheidung für eine Unmöglichkeit, unseres Namens wegen. Wir können uns doch nicht wie die ersten besten durch den Gerichtssaal schleppen lassen, das bliebe ein ewiger Fleck auf unserem Namen. Siehst du das nicht ein?"

„Nein," sagte Dita nach einigem Nachsinnen, „und ich glaube, du würdest anders sprechen, wärst du die Beteiligte, Berta!"

„Nie! Niemals! Lieber ertrüge ich alles!" rief Frau von Berny erregt.

„Und wenn du wüßtest, daß du deinem Gatten eine Last wärst?“

Berta sah die Sprechende erstaunt an.

„Ich denke, du — dich hat man in Verdacht . . . Aber ich glaube es nicht mehr, seit ich dich gesehen.“

„Das Beste für Cedrik wäre wohl, ihn von mir zu befreien, selbst auf Kosten eures Namens,“ begann Dita, die Hand ihrer Schwägerin drückend, „er wird dann vielleicht glücklicher werden mit einer Frau, die er liebt, die seine Interessen teilt . . .“

„Wie kommst du nur auf den Unsinn?“ fragte Berta rasch. „Sei doch ehrlich gegen mich, gegen dich selbst, Dita, sag mir alles, — es scheint, da steckt noch mehr, als ich weiß; oder ist Stefanie von Brynken deine Vertraute?“

„Stefanie! Der ich all meinen Kummer verdanke?“ rief Dita mit so unverkennbarem Abscheu, daß Berta keinen Augenblick zweifelte, die Wahrheit zu hören. Und dann, in einer echt weiblichen Aufwallung von Hilflosigkeit, Zorn und dem Wunsch, sich in Bertas Augen zu entlasten, erzählte sie ihr den ganzen Verlauf ihrer Ehe, die Geschehnisse der letzten Zeit.

„Du siehst also, es ist am besten, daß ich gehe,“ sagte sie endlich, tief aufatmend. „Es genügt nicht, daß wir Frauen das Beste wollen, wir sind nicht Herr über die Verhältnisse, nicht Herr über die Seelen unserer Männer. Ich habe verlernt, an ein Glück in der Ehe zu glauben.“

„Warum nicht gar!“ rief Berta erregt. „Der Schmerz, um einer anderen willen nicht geliebt zu werden, ist freilich begreiflich; er muß ein doppelter sein, wenn der, den man lieb hat, einen schlechten Tausch macht. Aber darum so ganz verzweifeln wollen, nein, Dita, das ist unrecht. Die Aufgabe der Frau ist zu heilen, zu vergeben, nicht siebenmal, sondern siebzig mal sieben; den Funken der Liebe, der unter der Asche liegt, wieder an unserer Liebe zu entzünden, denn wenn Cedrik dich nicht lieb gehabt hätte, warum hätte er dich damals geheiratet?“

„Um des Geldes willen,“ sagte Dita stockend.

„O, wie kannst du doch so etwas sagen!“ rief Berta vorwurfsvoll. „Unser Bruder! Nein, mag Cedrik wirklich leichtsinnig sein, schlecht ist er nicht.“

Sie schwieg selbst erschrocken still. War es denn etwa keine Schlechtigkeit, seine Frau mit einer anderen zu betrügen? Sie fühlte sich ganz unglücklich und verwirrt; sonst so schnell mit ihrem Urteil fertig, fühlte sie recht wohl die Ungerechtigkeit, die sie gegen Dita beging, wenn sie ihren Bruder verteidigte, und doch tat sie es immer wieder.

Dita seufzte resigniert, sie bemerkte Bertas Verstörung nicht.

„Ich werde nachher mit ihm sprechen,“ sagte diese endlich entschlossen. „Es wird nur eines Wortes bedürfen, um alle Wolken zu verjagen. Mein lieber, sonniger Cedrik! Nein, so gründlich kann ihn die Welt nicht geändert haben.“ —

Indessen schon als sie ihn zu Gesicht bekam, sank ihr der Mut. Wie merkwürdig hatte er sich doch verändert! Sein Gesicht so scharf und mager, sein Gebahren unstät, nervös und hastig! Außerdem freute er sich gar nicht ein bißchen, sie nach Jahren so unerwartet bei sich zu sehen, und das nahm die gefühlsfreudige, ehrliche Gutsbesitzersfrau am meisten übel.

„Was führt dich denn in die Residenz?“ fragte er nur ganz obenhin, ihr die Hand zur Begrüßung reichend, „und noch dazu ohne Botho?“

Sie sah ihn erst stumm an, dann lag eine gewisse Schärfe in ihrem Ton, als sie erwiderte:

„Dein Wohl, Cedrik.“

„O, darum solltet ihr euch doch nicht grämen,“ warf er unzufrieden hin, „ich stehe meinen Mann schon selber. Was will ich denn von euch?“

„Wir wollen etwas von dir,“ versicherte sie mit Nachdruck, und als er überrascht aufsah, fuhr sie fort: „Unser alter feudaler Name soll nicht an die Öffentlichkeit gezogen werden, ihr dürft euch nicht scheiden lassen.“

„Scheiden?“ Er war ganz verwirrt. „Wer spricht denn davon, Berta?“

„Natürlich Dita, die du ungerechtfertigterweise für treulos hältst. Glaubst du, daß eine Frau, die ihren Mann liebt, das ertragen kann? Ich bürge für sie, und du kennst mich wohl in diesem Punkt, lieber Cedrik, ich habe strenge Ansichten."

Er hatte eine Nagelfeile herausgezogen und bearbeitete seine Nägel.

„Ich habe es eigentlich selbst nicht geglaubt," sagte er mit heißer Stirn, „Weibergewäsch, weiter nichts. Aber wie kommst du denn zu dieser Kenntnis?"

Sie winkte ungeduldig mit der Hand.

„Davon später! Cedrik, ich habe viel Häßliches von dir gehört, mir scheint, die Schuld an eurer zerfahrenen Ehe liegt auf einer anderen Seite — auf der deinigen."

„Ein Prediger im Unterrock," sagte er ironisch. „Liebe Berta, Predigten haben bei mir noch nie geholfen."

Sie brach plötzlich in Tränen aus.

„Ich glaubte, ich würde es dir sagen können, Cedrik, aber — es geht nicht — ich kann das dir gegenüber nicht berühren — ich — schäme mich für dich, Cedrik!"

„Stefanie?" murmelte er unbedacht, fragend.

Berta wandte das Gesicht ab. „Ja, Stefanie —" sagte sie nach kurzem Zögern. „Dita war edel genug, dir nichts von dem Brief zu sagen, den sie gefunden, aber . . ."

„Einen Brief? Welchen?" rief er, ganz aus der Fassung gebracht.

„Frage sie selber! — Ich kam her mit dem Gedanken, deine Frau zu richten, Cedrik, — ich mochte sie nicht, weil ich mir einbildete, ein Mädchen aus Stefanies Hause könne nicht das sein, was ich für meinen Bruder forderte, jetzt scheint es mir, als hätte ich einen anderen zu richten als sie."

Der Offizier hatte sich allmählich wieder gefaßt, ja er klopfte seiner Schwester begütigend auf die Schulter. „Da siehst du es, Berta, wir Männer heutzutage, mein Gott, wir nehmen uns so einen kleinen Seitensprung gar nicht übel! Wir sind eben moderne Menschen, die man mit dem Gewicht messen muß, auf das sie Anspruch haben. Die Unbequem-

lichkeiten der Ehe sind eben doch nur für euch Frauen da. Bedenke nur, was wir aufgeben, wenn wir heiraten! Unsere Freiheit! Das versteht ihr nicht, was in diesem Wort liegt, und deshalb seid ihr leicht ungerecht. Unsere angenehmen Gewohnheiten, die kleinen Freuden des Junggesellenstandes, alles hat auf einmal ein Ende!"

Berta war ganz blaß geworden. „Wer das beklagt sollte wahrhaftig nicht heiraten! Wenn mir Botho das sagen — ja nur denken könnte, ich wäre das unglücklichste Menschenkind unter der Sonne."



„Was willst du nur mit Botho? Der ist freilich nicht reif für eine moderne Ehe!"

„Gott sei Dank, nein!" rief Frau von Berny mit tiefster Überzeugung. „Mir graut vor der Modernität, die du mir da vor Augen führst, und sieh, Cedrik, ich bin hergekommen, dich und Dita zu versöhnen — nun ich aber deine Ansichten gehört habe, dünkt es mich beinahe ein Frevel. Mein Gewissen sträubt sich dagegen, denn niemals wird sie an deiner Seite Glück finden können."

Er lachte wieder. „Dita ist eine ganz vernünftige Frau, und außerdem — ich glaube wirklich sie liebt mich noch, trotz meines moralischen Defektes in deinen Augen."

„Desto schlimmer," sagte Berta betrübt. „Aber ich fürchte jetzt, daß sie es nicht mehr tut."

Es war doch ein plötzlicher Schreck, der ihm durch die Glieder fuhr. Niemand kannte genauer wie er die Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit, die er in der letzten Zeit oft genug für seine Frau gehabt, und dann jenes häßliche Wort, das er ihr zugeschleudert! Was half's, daß er es im stillen schon bitter bereut hatte, er selbst glaubte ja auch nichts Unrechtes von ihr, nein, je mehr er darüber nachgedacht, desto klarer war ihm geworden, daß an sie auch nicht der kleinste Zweifel heranreichte. Stefanie war schuld, sie verstand es, ihn bis zur Tollheit aufzubringen. Aber bei Dita ließ sich so schwer etwas gut machen, sie war darin gar nicht wie andere Frauen ... Und so waren denn die beiden Tage, die dazwischen lagen, für ihn hingegangen, ohne daß er sie nur einmal zu Gesicht bekommen hatte.

Seine Hoffnung war die Zeit gewesen; der Erfolg des Rennens, mit dessen Glorienschein er dann vor sie hintreten wollte — nicht reumütig allein, sondern mit einem Stich ins Großherzige.

Er hatte ja überhaupt die besten Vorsätze für die Zukunft, — sie taten ihm alle unrecht, wenn sie glaubten, dies aufreibende Leben behage ihm. Es gab Stunden, in denen er sich furchtbar nach Ruhe und Frieden sehnte. Nun wollte ihn seine Frau verlassen! Ihm war, als ginge dann sein guter Engel.

„Komm," sagte er mit schnellem Entschluß und faßte die Hand seiner Schwester, „das darf nicht sein! Ich will zu ihr — es muß noch alles gut werden, Berta."

Sie gingen hinüber in Ditas Wohnzimmer. Diese fuhr auf, zum erstenmal seit jener häßlichen Szene standen Mann und Frau sich wieder gegenüber.

Cedrik erschrak. — Sie hatte sich so sehr verändert! Stefanies Brief fiel ihm auf die Seele, und er ahnte nicht einmal, welcher von den vielen Wischen es war, die sie ihm zugeschickt hatte, trotz seines wiederholten Verbotes. Reue wallte in ihm auf, heiß und brennend. Seinem ersten Impuls gehorchend streckte er ihr die geöffneten Arme entgegen.

„Dita," sagte er mit dem alten Ton, den sie so lange

nicht gehört, und der jetzt noch inniger, herzbewegender war, „ich habe dir unrecht getan — du hast viel Kummer meinetwegen ertragen — es soll alles besser werden. Vergiß — vergib, und sei mir wieder gut."

Sie sah ihn stumm an, ihre Hände verschlangen sich fest ineinander.

„Nein, Cedrik, es ist besser, ich gehe. Wir haben nicht zueinander gepaßt, und die Zeit wird das auch nicht ändern. Vergeben will ich dir wohl — ob ich vergessen kann — das weiß ich jetzt noch nicht. Aber — halte mich nicht."

Er ging auf sie zu und nahm sie fest in seine Arme. „Gewiß halte ich dich, Dita, so fest ich es nur kann, denn ich will nicht, daß du von mir gehst, hörst du, ich will es nicht."

„Meine aufdringliche Liebe war dir ja doch nur eine Last," flüsterte sie mit zuckenden Lippen und suchte sich ihm zu entwinden. „Aber das hätte ich ja ertragen — nur daß du mich für treulos halten konntest, du, der du doch wußtest, was du mir warst! . . ." Ihre Stimme brach.

„O Dita, Dita, ich habe es nie ernstlich geglaubt, das schwöre ich dir! Aber die Eifersucht hatte mich allerdings einen Augenblick fest in ihren Krallen . . . ich war ganz trostlos . . . und da fiel das häßliche Wort, das mir ja selbst keine Ruhe gelassen hat seitdem. Mein Herz, meine Maus, meine süße Frau, sei wieder gut, bleibe bei mir."

Seine Stimme klang flehend und beschwörend, das war wieder der alte Cedrik, dem niemand widerstehen konnte. Auch Dita lehnte ihren Kopf an seine Brust. „Ich sollte es nicht — ich fühle, ich sollte es nicht," murmelte sie, sich ihrer Schwäche wohl bewußt, „aber ich kann nicht anders, als dich lieb haben."

„Was war denn das für ein vertrackter Brief?" fragte er, nun wieder völlig Herr der Situation. „Und warum hast du nicht ordentlich deshalb mit mir gezankt?"

Sie schlug die Augen zu ihm auf. „Ich wollte dich nicht beschämen, Cedrik, aber ich war todesunglücklich. O,

sage mir doch die Wahrheit wenn du Stefanie liebst — ich will deinem Glück nicht hinderlich sein."

„Aber Maus," entgegnete er betroffen und strich über ihr dunkles Haar, „was sind das für kuriose Gedanken! Mit der Geschichte wollen wir aufräumen, ein für allemal, ich bin ihr so noch Revanche schuldig dafür, daß sie mich in die häßliche Eifersucht gegen dich hineingehetzt hat. Und höre mir gut zu, Dita, ich gebe dir hiermit mein Wort, nach diesem Rennen hat die Sache für mich ein Ende. Ich mag den Stall nicht mehr, die Finger habe ich mir genug daran verbrannt. Mag Theo mit den Pferden machen, was er will, ich ziehe mich aus der Affäre. Dann nehmen wir eine andere Wohnung und leben ganz still für uns; ist es dir so recht?"

„Ist dir's Ernst?" fragte sie halb hoffend, halb ungläubig.

„So Ernst, daß ich jetzt gleich zu Brynkens hinuntergehe, vorausgesetzt, daß du mir Urlaub dazu gibst."

Da war sie es, die ihm den Mund schloß. „Laß uns niemals wieder an all das rühren," bat sie fast ängstlich. „Niemals wieder."

„Doch ein todguter Kerl, mein Bruder," sagte Berta, der stolzen Liebe, die sie stets für ihn empfunden, willig nachgebend, als er eiligen Schrittes das Zimmer verließ. „Ich hoffe, Dita, nun ist alles gut! Nein, ich bin sogar davon überzeugt." — —

„Sie haben ja wie ein Depeschenträger an der Glocke gerissen," kam ihm Stefanie lachend entgegen, dann mit einem Blick in sein Gesicht fuhr sie fort: „O, Sie kommen einmal wieder hierher, um Ihre üble Laune an den Mann zu bringen. Nachgerade fange ich ja an, das gewohnt zu werden."

Sie setzte sich in ihren Bambussessel und blickte ihn wartend an. Er stand vor ihr in seiner hübschen Uniform, dem immer noch hübschen Gesicht, und die alte Liebe in ihr meldete sich wieder mit unverminderter Kraft. Am liebsten

hätte sie sich an seine Brust geworfen, allein er war jetzt meist abweisend gegen sie, wenn sie ihm damit kam.

„Wollen Sie sich nicht setzen?“ fragte sie, ein wenig mit den Augen blinzelnd, „es scheint mir, Sie haben etwas Gewaltiges vor, da ist stehen unbequem.“

„Ich bin hergekommen,“ sagte er mit raschem Entschluß, noch ganz im Bann der Versöhnungsszene mit seiner Frau und ohne den gebotenen Platz anzunehmen, „um Ihnen zu sagen, daß alles zwischen uns zu Ende sein muß.“

Sie regte sich nicht. „Warum?“ fragte sie kurz.

„Weil Dita davon erfahren hat — weil es mein Gefühl nicht mehr zuläßt — weil . . . . . — Warum haben Sie mir auch immer diese verwünschten Briefe geschrieben, Sie wissen, wie oft ich Ihnen das verboten habe. Ich bin nun einmal liederlich — und kurz — meine Frau hat mein Wort, daß zwischen uns alles aufhört. Ich denke auch dies Wort zu halten, das bin ich ihr schuldig.“

„So!“ sagte sie kalt. „Und was sind Sie m i r schuldig, Cedrik?“

„Nichts! Gar nichts!“ sagte er erregt und doch deutlich fühlend, daß das nicht die Wahrheit war.

Sie schnellte auf und trat dicht vor ihn.

„Eine bequeme Moral — eine wundervolle Weltanschauung,“ höhnte sie. „Ich habe eine andere.“

„Stefanie, seien Sie vernünftig! Ich bitte Sie, was hilft das alles! Wenn die Liebe gestorben — wir können sie nicht wieder lebendig machen.“

„Ist die deinige tot?“ fragte sie, und ihr heißer Atem streifte ihn.

„Ja!“

„Die meinige nicht!“

Da wurde er wild. „Dieser verdammten Liebe verdanke ich mein ganzes Elend,“ brach er los. „Ich habe sie nicht verlangt, ich will sie nicht mehr! Du hast mich gegen meine Frau aufgehetzt, immer und ewig, meine Schwächen benutzt, mich festgehalten, herabgezogen — aber ich will das auch

nicht mehr, ich sehne mich nach einer anderen, reineren Lebensluft —"

Sie lachte laut auf. „Um vor Langerweile darin zu sterben."

„Was geht es dich an. Unsere Wege trennen sich. Morgen ist das Rennen, das mich wieder zum rangierten Mann machen soll . . . ich verspreche dir, dich vor Sorgen zu schützen, so weit ich kann, unter der Bedingung, daß du jetzt vernünftig bist. Willst du?"

Sie wandte sich ab und preßte mit wilder Bewegung beide Fäuste in die Augenhöhlen.

Er ging, froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein.



Auf der Treppe begegnete ihm Theo. „Das ist mir ja lieb, daß ich dich treffe," er zog die wildledernen Handschuhe ab, „Omar ist vorzüglich, kein Zweifel, daß der Sieg uns gehört."

Cedrik räusperte sich. „Dann wären wir also aus allem heraus."

„Das will ich meinen."

„Nun, Theo, ich habe mein Wort gegeben, daß ich von übermorgen an der Sache Valet sage. Der Stall übersteigt meine

Mittel und reibt mich körperlich und geistig auf, es geht nicht mehr."

Theo klopfte mit dem Handschuh das Treppengeländer. „Ein Schuft, wer abspringt," sagte er sarkastisch.

„Ja, ich will dich ja nicht in der Bredouille sitzen lassen, natürlich nicht. Erst soll alles geordnet werden und zwar mit dem Gewinnst, aber dann hört es auf. Du kannst ja den Stall behalten."

„Was hat dich dazu veranlaßt, wenn ich fragen darf?"

„Ich sagte es dir schon — ich gab meiner Frau mein Wort. Übrigens hätten unsere freundschaftlichen Beziehungen doch aufhören müssen — es hat Zänkereien und Klatschereien gegeben, laß dir nur von deiner Frau erzählen." Er reichte ihm die Hand. „Wir natürlich, lieber Vetter, wir bleiben die alten."

„Meinst du?" dachte Theo, als er dem Hinaufsteigenden mit einem bösen Lächeln nachsah, obgleich er ihm wortlos die Hand geschüttelt hatte, „das wollen wir erst einmal sehen."

XXVIII.

Eine dichtgedrängte Wagenkolonne auf der staubigen Chaussee, die sich bald schnell vorwärtsbewegt, bald still zu stehen scheint, weil irgendwo eine Stockung eingetreten ist; ein ununterbrochener Strom von Fußgängern rechts und links, ab und zu ein Reiter in gemächlichem Trab, das war etwa das Bild des Renntages, den Cedrik und Theo mit so fieberhafter Spannung erwartet hatten, von dem sie alles erhoffen.

Brynken hatte den Transport der Pferde überwacht und befand sich bereits den ganzen Tag auf der Rennbahn, Cedrik saß mit auf einem jener hohen Wagen, die die Offiziere hinausbrachten.

Sie hatten sämtlich gut gefrühstückt und waren in sehr heiterer Stimmung, auch Cedrik, mit dem ganzen sanguinischen Hoffen, das seinem Temperament immer eigen gewesen.

Nur manchmal gab es ihm einen Ruck am Herzen, einen plötzlichen Stich, der ihm einen Augenblick den Atem zu nehmen drohte; gleich darauf pulsierte sein Blut dagegen desto schneller.

Er wollte auch gar nicht denken — er wollte nicht. Von dem heutigen Erfolg hing für ihn alles ab. Seine Stellung im Regiment sowohl, die, wie er wohl fühlte, stark erschüttert war, als auch Hans Henning und Dita gegenüber. Gab der Erfolg ihm recht, so würde sich alles viel leichter zum Guten wenden, es demütigte ihn dann nicht, wenn er umkehrte. Auch diese ewigen Geldkalamitäten hörten damit endlich auf. Er wußte am besten, wie furchtbar sie ihn gequält, wie sie ihn allmählich vom Standpunkt eines anständigen Menschen herabgezogen hatten in eine Existenz, die ihm manchmal nicht genug Luft zum Atmen ließ.

Der energische Vorsatz, von diesem Leben zu lassen, wenn er heute als rangierter Mann dastand, befestigte sich immer mehr in ihm. Seine Verpflichtungen Brynkens gegenüber wurde er los, Hans Henning konnte er die Hand zur Versöhnung reichen, Dita ein guter Ehemann werden . . . Welch Segen, daß er durch Bertas Besuch wieder mit ihr ausgesöhnt; und sie war so vernünftig, sie berührte mit keiner Silbe die Vergangenheit, man konnte sich wirklich keine bessere Frau wünschen.

Ihm kamen auf dieser heiteren Fahrt, umweht von Frühlingsluft und Blütenduft, alle Hindernisse so belanglos vor, daß er gar nicht begriff, warum er sich bisher so sehr hatte niederdrücken lassen. Er war glücklich, daß ihn so gar keine Zweifel mehr quälten, auch das häßliche Gefühl von vorhin war vollständig geschwunden.

„Sie sind Ihrer Sache wohl ganz sicher, Antlau?“ fragte einer der Kameraden, in Cedriks heiteres Gesicht sehend, das heut wieder all seine alte Sorglosigkeit zeigte.

„Vollständig. Da läßt sich nicht dran tippen. Brynken reitet.“

„Allerdings, Brynken ist wohl der schneidigste Herrenreiter, den wir haben.“ —

„Ich glaube, diesmal handelt es sich aber auch um Kopf und Kragen,“ sagte mit verhaltener Stimme auf dem Vordersitz Graf Birken, dem Vernys und Hans Henning so manche Nachricht über den Bruder verdankten, wenn er in Urlaub auf Birkenwalde bei seinem Vater war. „Mit Brynken ist die Sache absolut faul.“

„Die Geschichte spielt doch schon lange,“ meinte ein anderer gleichgültig.

„Jawohl, aber er hielt sich doch noch immer, wenn auch auf Antlaus Kosten, jetzt aber hat das Ding ein Loch. Mit dem Gaul steht und fällt er; übrigens setzt es im letzteren Fall auch noch etwas für Antlau ab.“

„Hm. — So genau bin ich nicht orientiert.“

„Wir werden ja sehen,“ sagte der schlanke, blonde Graf und stäubte die Asche seiner Zigarette ab. „Jedenfalls ist Omar ein brillantes Tier, hat alle Chancen für sich.“

Als Cedrik vom Wagen sprang, suchten seine Augen unwillkürlich die Sonne, als grüße er in ihr etwas Verwandtes, aber sie war nicht mehr sichtbar, ein leichtes graues Gewölk hatte sich vorgeschoben. Die farbigen Damengewänder auf den Tribünen und dem Sattelplatz brachten dennoch Licht in das bewegte Bild. Ein Brausen und Summen wie von einem schwärmenden Riesenbienenstock stieg aus der zusammengeströmten Menge, die sich außerhalb der Schranken zu Fuß und zu Wagen bewegte. Pferde wurden vor- und zurückgeführt, Damen mit weißen runden Billetts am obersten Knopf ihres Jacketts und langen Schirmstöcken in den Händen, drängten sich zwischen den Uniformen und den nach der neuesten Mode gekleideten Dandys, guckten neugierig in die Ställe und die Gesichter der eifrig Redenden. Der Totalisator war schwarz umlagert, und die Buchmacher trugen den verschwundenen Sonnenschein auf ihren Gesichtern. Eine Welle von Erregung schien in der warmen Luft zu zittern und sich über Cedrik zu ergießen, dem plötzlich der Atem still stand, so daß er seinen Schritt verlangsamen mußte. Mehrmals hörte er seinen Namen, den Namen seines Pferdes, je weiter er ging je öfter; wer

noch zweifeln konnte, daß Omar Favorit war, wurde hier eines Besseren belehrt. Cedriks Herz klopfte vor Stolz. Er verweilte hier und da scheinbar unabsichtlich, nur um zu hören, wie man seinen Stall lobte.

Er hätte gern Theo gesprochen, fand ihn aber nicht im Stall, und da fiel ihm ein, daß er doch immerhin Stefanie schuldig sei, sie zu begrüßen. Eilig bahnte er sich einen Weg nach der Tribüne.

Sie hatte schon lange nach ihm ausgesehen, nun streckte sie ihm von weitem ganz unbefangen die Hand entgegen.

Einen Augenblick befremdete ihn das — diese Frau war doch ganz unberechenbar.

„Es scheint, als ob alle Welt auf Ihren Omar versessen ist," sagte sie mit strahlenden Augen ganz selbstvergessen. „Die Odds werden infolgedessen nur minimal sein. Tut nichts. Ich setze doch mit all meinem Barvermögen. Wollen Sie's mir besorgen, Cedrik?"

Er nickte.

„Und wollen Sie mich jetzt einmal nach dem Stall führen? Ich denke, wir haben noch Zeit."

„Nein! Das Rennen beginnt ja schon," sagte er, auf die Pferde deutend, die soeben am Start versammelt wurden.

„Dieses hat nicht das geringste Interesse für mich. Sprachen Sie Theo schon?"

„Ich fand ihn nicht, gehe aber gleich wieder ihn zu suchen."

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und drückte ihn heftig.

„O, Cedrik, Sie glauben gar nicht, wie erregt ich bin! Wenn es von mir abhinge . . ."

„Zweifeln Sie etwa?" fragte er mit einem plötzlichen kurzen Schreck.

„Aber — nein, davon kann gar keine Rede sein; Theo ist seiner Sache ganz sicher, und in diesem Punkt können wir volles Vertrauen auf ihn haben."

Ehe noch das Rennen beendet war, hatte sich Cedrik schon wieder den Ställen zugewandt, den Sieger dieses ersten

Rennens erfuhr er noch früh genug; aber so sehr er sich auch Mühe gab, sich zu beherrschen, möglichst gleichgültig auszusehen, das Blut begann sich doch fieberhaft zu regen, und sein Herz klopfte wie ein Hammer.

Im Stall fand er Theo schon angekleidet, umgeben von den Bediensteten und einigen anderen Personen; einen Augenblick kam es ihm vor als sähe Theo sehr blaß aus und hätte einen harten, eigentümlichen Zug im Gesicht, aber daran war gewiß nur seine eigene Aufregung schuld. Cedrik gab sich Mühe, sein Gesicht in möglichst gleichgültige Falten zu legen, und lehnte sich an die Tür des Stalles, damit jeder,

der ihn ansah, von vornherein überzeugt war, daß für ihn der Ausfall des Rennens so ziemlich gleichgültig sei, aber je länger er sich so peinigte, desto unerklärlich abscheulicher wurde ihm zumut. — Seine vorzeitige Glücksempfindung ist mit einemmal zerstoben, er sieht nur noch den Abgrund zu seinen Füßen, der ihn verschlingt, wenn Omar nicht siegt. Heiß sind ihm die Augen und trocken die Kehle. Was hätte er darum gegeben, ein Wort mit Brynken wechseln zu können, aber der ist so umdrängt, das nutzt doch nichts.

Ein Glockenzeichen.

Die Entscheidung naht. — Vor dem Nummerpfahl, in dessen Scheibe eben die Ziffern eingefügt werden, ein dichter Klumpen Sportsfreunde, weiter hinten die Buchmacher mit ihrer Kundschaft wispernd und raunend, überall tönt der Name Omar, die Zahl „fünf", die er trägt. Überall also derselbe Glauben, dasselbe Vertrauen auf sein Pferd.

Die Teilnehmer am Rennen reiten in langer Reihe zur Bahn, fast nur Offiziere und zwei Herrenreiter. Theo und Cedrik sind in dem Augenblick, da er herantritt und Omar mechanisch den Hals klopft, ziemlich allein und unbeobachtet, denn wieder tönt die Glocke.

Alles stürzt und drängt zum Totalisator. Niemand achtet mehr auf die Pferde und ihre Reiter.

Theo beugt sich etwas vor; in dem bleichen Gesicht haben die Augen einen doppelt stechenden Glanz.

„Setze fünfzigtausend Mark auf Blue Devil — geh damit zu Mayer — schnell!" flüstert er ihm hastig zu.

Cedrik glaubt nicht recht gehört zu haben.

„Blue Devil?" wiederholt er mit erstaunten Augen.

„Er ist der einzige, der in Betracht kommen kann," und noch leiser: „Omar hat die Nacht in der Kette gehangen — nur durch Parforcemittel ist es mir gelungen, ihn jetzt soweit zu bringen. Er hält nicht aus, ich fühl's genau — wir sind ruiniert."

Cedrik zuckt zurück. „Wirklich?" fragte er zweifelnd.

„Glaubst du, ich bin zu Märchen aufgelegt?" Die

stechenden Augen bohren sich fest in sein Gesicht. „Du mußt — es gibt keinen anderen Ausweg.“

Um Cedrik beginnt sich alles zu drehen, kalter Schweiß tritt ihm auf die Stirn, so daß er die Mütze abnehmen muß um ihn abzuwischen, er schluckt ein paarmal.

„Schnell!“ wiederholt Brynken noch einmal, und dann, da er das Gesicht seines Vetters sieht, murmelt er noch: „Setze auf meinen Namen, das ist besser — aber besinne dich nicht lange. Geld ist die Hauptsache.“

„Das kann ich nicht,“ stammelte Cedrik totenbleich. „Wenn man erfährt . . .“

„Ich verlange es von dir — dafür trage ich doch meine Knochen zu Markt — niemand erfährt es. Wir sind sonst ruiniert. — Ein Schuft, der abspringt.“

Er reitet weiter ohne eine Antwort abzuwarten, halb bewußtlos sieht Cedrik ihm nach. Nur daß sich Theo mit einem heftigen Ruck noch nach ihm umsieht, weiß er genau. Er ist furchtbar erregt. Im Halse, in den Schläfen, den Fingerspitzen fühlt er das Hämmern des Blutes, und eine häßliche, quälende Empfindung steigt langsam in ihm auf.

„Ruiniert,“ hört er immerfort eine Stimme in seinen Ohren — ruiniert! — Mit vollster Wucht steht die ganze Bedeutung dieses Wortes vor ihm, bereit, sich auf ihn zu stürzen. Sein Atem wird immer kürzer. „Ruiniert! — Ein Schuft, der abspringt — und —ruiniert!“ — Noch ist es Zeit, noch hat er es in der Hand, ob er Theos Rat befolgt. War's ein Rat? War's nicht vielmehr ein Befehl? Theo hat ein Recht an ihn, sie leiden ja zu gleichen Teilen. — Ruiniert! — Er kann dieses Wort nicht mehr denken, es reißt ihm das Hirn auseinander. Sie behalten also alle recht, die ihn gewarnt haben! Wie ein Schulbube muß er zu Kreuze kriechen. — Ruiniert! — Wenn es herauskommt, daß er mit solchen Summen gegen sein eigenes Pferd gesetzt, kostet es ihn den Kragen.

Einen Augenblick regt sich die Hoffnung, Omar könnte doch Sieger werden — aber nein — er kennt Brynken — etwas im Ausdruck seines Gesichts läßt ihn nicht daran

zweifeln, daß Blue Devil den Preis davontragen wird, selbst — auf Kosten irgend einer Ehrlosigkeit — und er ist dann mitbeteiligt . . .

Früher hätte ihm niemand etwas Derartiges zumuten dürfen — jetzt . . . Ruiniert! Dieses Wort bringt ihn um den Verstand . . . und wenn er selber sich auch noch leidlich aus der Affäre ziehen könnte — Theo — Stefanie . . . Der Schweiß steht wieder in dicken Tropfen auf seiner Stirn, eine Ewigkeit scheint ihm inzwischen vergangen, vielleicht ist es schon zu spät . . . Aber als er um sich sieht, verschwindet eben erst Theo, und um ihn herum leert es sich; nicht weit von sich sieht er den Buchmacher Mayer an den ihn Theo gewiesen, unruhig von einem Fuß auf den anderen treten, zwischen den dicken Fingern den Bleistift wirbelnd und ungeduldig die Lippen befeuchtend. Er wartet auf ihn. Es ist klar, er weiß um die Sache . . .

Es gab eine Zeit — wie weit liegt sie doch hinter ihm — da hätte Cedrik von Antlau gefürchtet, sich die Hände zu beschmutzen, wenn er mit so einem Menschen, von dem jeder wußte, daß er öfter als einmal schon mit dem Ärmel das Zuchthaus gestreift, selbst nur geschäftlich zu tun gehabt hätte, — jetzt ist dies überfeine Gefühl längst verstummt, dafür hat Theo gesorgt, und was ihn in diesem Augenblick befällt, ist kaum der Widerschein seines einstigen Empfindens. Dennoch ist es stark genug, ihn noch für Sekunden zurückzuhalten. Aber die Zeit drängt — Mayer macht ein paar Schritte auf ihn zu — da stößt Cedrik den Säbel klirrend auf den Boden und geht ihm schnell entgegen. Er sieht sich nicht um, er sieht die paar Nachzügler nicht, die sich noch da herumtreiben, nicht einmal die Uniform seines Regiments, die darunter ist, — sein Entschluß ist gefaßt. Er weiß plötzlich, daß er tief, tief am Boden liegt in moralischer Beziehung, so tief, daß es kein Hinab mehr gibt, nur noch ein Hinauf, und wie eine abergläubische Ahnung zieht es ihm durch die Seele, daß er sich das Hinauf vielleicht mit diesem letzten Schritt abwärts erkauft.

„Endlich, Herr Baron,“ sagt Mayer, und sein feistes rotes Gesicht beugt sich vertraulich dem blassen des jungen



Offiziers entgegen. „Allerhöchste Zeit! Wieviel soll ich notieren?“

Ein paar flüchtige Worte, Mayer nickt — das letzte

Glockenzeichen erschallt. Anstatt zur Tribüne geht Cedrik erst in den Erfrischungsraum und stürzt ein paar Gläser kalten Sektes herunter; er fühlt, daß er danach ruhig wird.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Starter hatte die Fahne gesenkt, ziemlich geschlossen beginnen die Pferde ihren Lauf. Allmählich führt Omar. Als Cedrik auf den Sattelplatz kommt, verschwinden alle eben auf einige Augenblicke den Augen der Zuschauer hinter einer Bodensenkung. Merkwürdig ruhig ist ihm zumut, eiskalt, als habe der Sekt sein Blut zum Gefrieren gebracht; er sieht sich um, bemerkt über sich Stefanies gespanntes Gesicht, unfern von ihr den langen weißen im Winde wehenden Bart des alten Herrn von Birken auf Birkenwalde, neben dem sein Sohn, der Offizier, steht, alle mit ungeteilter Aufmerksamkeit über die Bahn spähend. Dann schraubt er seinen Krimmstecher etwas kürzer, das alles geschieht langsam, viel langsamer, als er gewöhnlich zu tun pflegt. Plötzlich fällt ihm Dita ein — die sitzt jetzt in banger Sorge zu Hause und wartet. Sie hatte durchaus nicht mitgewollt — Stefanies wegen. Sie kann ruhig sein, Geld bringt er mit, aber die Ehre — seine Ehre läßt er hier draußen für immer, denn er weiß ganz genau, daß Omar nicht siegen wird, um keinen Preis.

„Sie sind wohl Ihrer Sache höllisch sicher, Antlau," sagt da neben ihm ein Kürassier, der mit Erstaunen Cedriks fast gleichgültiges Verhalten bemerkt. „Übrigens ein Prachtgaul! Wie er den Leib reckt und streckt, als würde er immer länger und länger. Wollen Sie verkaufen? Normieren Sie Sie doch einmal einen Preis."

Cedrik sieht ihn erstaunt an.

„Und wenn er nicht siegt?"

„Gleichviel. In dem steckt etwas! Wenn es auch erst die Zukunft bringt."

„Ich verkaufe nicht." Es klingt abweisend, fast gereizt und trägt ihm einen prüfenden Blick des Kameraden ein.

Zum zweitenmal haben die Pferde das Ziel passiert, noch immer führt Omar, allerdings liegt mit kaum einer

Kopfeslänge Blue Devil dicht neben ihm; Seite an Seite jagen sie dahin, und Cedrik konzentriert unwillkürlich seine Aufmerksamkeit auf das Pferd, an das er vor kaum einer Stunde noch keinen Gedanken verschwendet hatte.

Sicher haben nur wenige darauf gesetzt, obgleich Cedrik jetzt sieht, daß es Muskeln von Stahl hat. Zwei von den Pferden sind schon ins Hintertreffen geraten; mit jeder Minute verlieren auch die anderen Terrain. Die Entscheidung kommt. Es handelt sich nur noch um Omar und Blue Devil.

Die Erregung wächst.

Noch ist Omar der erste. Da wendet Brynken ganz kurz den Kopf nach seinem Nebenmann. Ein kurzer, kaum merklicher Ruck an den Zügeln . . . . . unaufhaltsam saust Blue Devil an ihm vorüber und als erster durch das Ziel.

Omar ist zweiter.

„O zum Teufel," rief Graf Birken auf Birkenwalde seinem Sohn erregt zu, seinen Stecher zusammenschiebend. „Wer hätte das gedacht! Brynken durfte sich nicht umsehen. Nur eine Sekunde noch, und Omar hätte gesiegt. Da haben wir einen netten Goldeshaufen verjuxt, mein Sohn."

Stefanie ist furchtbar blaß, das Opernglas liegt in ihrem Schoß, nervös zupfen die Hände am Spitzentaschentuch. Ihr einziger Gedanke ist Cedrik, ihn trösten — aber wo soll sie ihn finden unter dieser Menschenmenge! Denn wie eine lebende schwarze Wand schiebt es sich da unten nach dem Totalisator, die meisten mit ärgerlichen, ja verstörten Gesichtern, nur einige wenige strahlend. Wer das Glück gehabt, auf Blue Devil zu setzen, heimst ordentlich ein.

Trotzdem verläßt sie die Tribüne, um nach den Ställen zu gelangen, hinter ihr Vater und Sohn aus Birkenwalde.

Je weiter sie kommt, je mehr sie sich durchwindet, desto mehr wird ihr klar, daß sich irgend etwas Besonderes ereignet haben muß. Die Menge staut sich, erregte Gesichter und Gebärden, lautes, unverständliches Schreien von einem zum anderen; sie aber denkt nur an Cedrik und bringt diese Aufregung mit ihm in Verbindung. Wenn er . . . . Ein schrecklicher Gedanke, der sie laut aufstöhnen läßt, denn sie

weiß, wie sein ganzes Hoffen, sein ganzes Denken sich nur auf einen Erfolg gerichtet hat. — Wenn er es nicht ertragen . . . Sie kennt ihren Mann — sie weiß, daß Theo nichts ohne Grund tut . . .

„Gott, mein Gott," sagt sie halblaut vor sich hin mit blassen Lippen und zitternden Knien, „nur das nicht! Nur das eine nicht! — Nicht um unsertwillen . . ."

„Mein Wort zum Pfande, daß da irgend etwas nicht in Ordnung war," sagt da jemand neben ihr.

Sie blieb stehen und sah dem Unbekannten so dreist in das Gesicht, daß er sich abwandte. Was war das? — Gewißheit um jeden Preis! Ohne sich um das unhöfliche Gebahren ihres Nebenmannes zu kümmern, redet sie ihn an.

„Was ist geschehen, mein Herr?"

Er sieht ihre großen, angstvollen Augen und bequemt sich zu einer Antwort.

„Einer der Mitreitenden erhebt Protest, der Totalisator zahlt nicht aus, Brynken soll sein Pferd verhalten haben."

„Jedenfalls untersucht man die Sache genau. Für den Fall, daß Sie etwa auf Omar engagiert waren, ist noch nicht alle Hoffnung verloren," tröstet ein anderer sie lachend.

„Danke! Danke!" lispelt Stefanie fast ohne Besinnung. Sie wußte ganz genau, was dies alles hieß! — Für Cedrik Ehre und Stellung — für Theo und sie einen Grad stärkerer Verachtung, für ihren Mann, für sie beide die Existenz!

Wenn sie nur Cedrik traf, nur Cedrik — sie wollte bald wissen, was an dem Geschwätz war. O, wie sie um ihn sorgte und bangte!

Aber die Menschen um sie waren wie eine große, gärende Masse; viel fehlte nicht, so kam es zu Tätlichkeiten — wie sollte sie, ein schwaches, zitterndes Weib, sich freie Bahn schaffen! —

Vor dem Stall, in den man Omar dicht mit Decken verhängt hineingeführt, stand eine Gruppe Offiziere zusammen, dabei auch, etwas abseits, Cedrik, totenblaß, die Unterlippe zwischen den Zähnen — schweigend.

„Salten hat protestiert," sagte der Ulanenoffizier, der auch mitgeritten, aber zuerst schon zurückgeblieben war. „Ich kann es ja nicht beurteilen, ich war zu früh lahm, aber er als dritter behauptet, daß Brynken vor dem Ziel verhalten hat."

„Aber warum denn nur? Die Sache ist doch geradezu sinnlos."

„Die Odds hatten wenig Chancen."

„Es müßte ihm denn aus dem scheinbaren Verlust ein Gewinn erwachsen. Für ihn stand ja alles auf dem Spiel."

„Still! Da kommt Antlau." —

In diesem Augenblick schlenderte Brynken mit einem fatalen Lächeln in dem blassen, hochmütigen Gesicht vorüber, noch in Jockeikleidung. Die weißrot gestreifte Atlasjacke und Mütze kleideten ihn auffallend schlecht.

„Da bist du ja, Cedrik," sagte er, mit dem Knopf der Gerte leicht seine Schulter berührend. „Was sagst du zu dem süßen Mob? Der heult, weil er sein Geld verloren hat! Mir kann es gleich sein, ich habe meine Schuldigkeit getan."

Er zuckte die Achseln, dann sich umwendend, flüsterte er: „Contenance!"

Cedrik prüfte mit spähenden Blicken die Gesichter seiner Kameraden. — Wenn niemand etwas erfuhr!! Wenn die Sache ungesehen war! — Er kam sich vor wie ein zum Tode Verurteilter.

„Merkwürdig," sagte vorn ein junger Offizier, „ich habe gesehen, wie Antlau kurz vor dem dritten Glockenzeichen noch mit Mayer konferierte, sie hatten es sehr geheimnisvoll, und Antlau war so verstört, daß es mir auffiel. Sollte das damit zusammenhängen?"

Wie auf Kommando wandten sich alle Köpfe nach ihm um, er empfand das wie moralische Ohrfeigen, ohne zu ahnen, daß und was sie von ihm sprachen.

Er drehte sich unauffällig um und mischte sich unter das Publikum; überall debattierte man eifrig.

„Über Theo und mich," dachte er mit dem Gefühl des Erstickens.

Da stieß er auf Stefanie — sie umklammerte seinen Arm.

„Um Gott, Cedrik, was bedeutet das alles?" Ihre Stimme bebte, klang wie unter verhaltenen Tränen.

Am liebsten hätte er ihr ins Gesicht geschrien: „Ihr — habt mich ehrlos gemacht!" Er empfand etwas wie Haß gegen sie und Theo, aber dann besann er sich doch eines Besseren. Je weniger darum wußten, desto besser, und dann war sie doch immerhin ein Weib.

„Du hörst es ja," sagte er und starrte in das Publikum.

Flüchtig streifte ihre Wange seinen Ärmel, schüchtern wie eine Liebkosung, er achtete nicht darauf, sein Kopf war so voll von anderen Dingen, daß er kaum wußte, daß sie neben ihm war.

„Hallo, Antlau!" rief in diesem Augenblick die schmetternde Stimme des alten Birkenwalder, der, seinen Arm unter den seines Sohnes geschoben, sich einen Weg zu ihm suchte, „warten Sie einen Moment!" Sein Sohn zuckte unmutig zurück.

„Laß doch, Papa, du siehst, er ist nicht allein, wir stören nur."

Jetzt erst bemerkte Graf Birken Stefanie, die sich instinktiv in Cedriks Arm gehängt hatte.

„Ah, Pardon, ich will durchaus nicht stören," sagte er, etwas verblüfft seinen Hut lüftend, „wir sehen uns wohl nachher im Kasino?" —

„Du, war das seine Frau oder die Brynken?" fragte der alte Herr, neugierig dem Paare nachsehend. Er hatte von beiden so viel gehört, daß ihn beide in ihrer Art höchlichst interessierten.

„Natürlich die Brynken, seine Frau sieht man fast nie; darum wollte ich ja nicht heran."

„Das muß einem doch gesagt werden! Übrigens gefällt sie mir gar nicht. Begreife den Cedrik nicht, sich jemals mit der ins Gerede gebracht zu haben! Nur Haut und Knochen und unheimliche Augen."

Stefanie hatte heut wirklich unheimliche Augen. Es

lag ein Druck auf ihr, unter dem sie am liebsten laut aufgeschrien hätte, eine Angst, die sie immer wieder zwang, zu Cedrik aufzusehen, dessen Gesicht ihr plötzlich so verändert vorkam, und dann dieses drückende, entsetzliche Schweigen.

„So sprich doch etwas," sagte sie endlich heftig und schüttelte ihn am Arm, „das ist ja unerträglich! Sage doch, was dich bedrückt, was jetzt geschehen soll."

„Ich fahre nach Hause, das scheint mir das beste," antwortete er zerstreut.

„Warum?"

„Weil ich es satt habe, hier länger Spießruten zu laufen!" brach er los.

Sie sah ihn an.

„Ein Mißerfolg ist doch kein Verbrechen! Du rittest ja nicht einmal, nur Theo."

Er schüttelte ungeduldig, aber schweigend den Kopf.

„Warum machte man eigentlich Anstände beim Ausbezahlen am Totalisator, weißt du es?" fragte sie weiter.

„Um Gottes willen, laß mich in Ruhe, Theo kann dir das alles besser sagen."

„Man beschuldigt ihn einer . . . . . einer . . . . . und du bist in Mitleidenschaft gezogen, ist es nicht so?" machte sie endlich ihrem gepreßten Herzen Luft.

Er nagte an seinem Schnurrbart.

„Ich bitte dich, laß mich zufrieden."

„O, ich wußte, ich wußte es," stöhnte sie verzweifelt.

Der kleine Wagen, den sie besteigen wollte, fuhr vor, in demselben Augenblick stand Brynken neben ihnen, eine Zigarette im Munde. Cedrik, der ihn erstaunt ansah, bemerkte zum erstenmal den Zug von Grausamkeit, den das kaltblütige Gesicht seines Vetters trug.

„Viel Geschrei um nichts," sagte er, die Asche mit dem kleinen Finger abstoßend. „Es ist alles in Ordnung, der Totalisator zahlt."

„Er zahlt?" riefen Stefanie und Cedrik wie aus einem Munde.

„Natürlich! — Ich werde mir unseren Gewinnst von

Mayer auszahlen lassen, mein Junge, morgen rechnen wir ab. Heut abend bist du jedenfalls im Kasino, nicht wahr?“

„Ich weiß nicht . . .“ meinte Cedrik zögernd. Er dachte an die kühlen Blicke der Kameraden, den Birkenwalder.

„Auf alle Fälle!“ sagte Theo entschieden, „das fehlte noch, daß du dich jetzt zurückzögest! Feigheit wär’s, und Dummheit dazu. Meine Frau zeigt sich heut abend in der Oper. Damit ist dieser Bande am ersten das Maul gestopft.“

„Auf keinen Fall, Theo, ich kann nicht,“ rief Stefanie unter der nachwirkenden Aufregung zitternd und mit Grausen an einen Abend in der Opernloge denkend. Sie sehnte sich nach Stille und Einsamkeit.

„Keine Entschuldigungen, du wirst!“ schnitt er ihr das Wort ab; dann trat er mit Cedrik abseits und sprach im Flüsterton auf ihn ein. Der Offizier nickte widerwillig.

„Wo bleibst denn du heut abend?“ fragte Cedrik lebhaft.

„Ich habe eine Verabredung mit ein paar Bekannten, sicher wird es spät, morgen mittag aber bin ich bei dir.“

„Sei pünktlich; du weißt, wir haben zu zahlen.“

„Gewiß.“

Sie nickten einander zu! Cedrik winkte einer Droschke, er wollte allein sein. Als er sich instinktiv noch einmal umsah, bemerkte er zu seinem Staunen, daß Brynken noch immer auf demselben Fleck stand, das Gesicht in der Richtung des fortrollenden Wagens. — — —

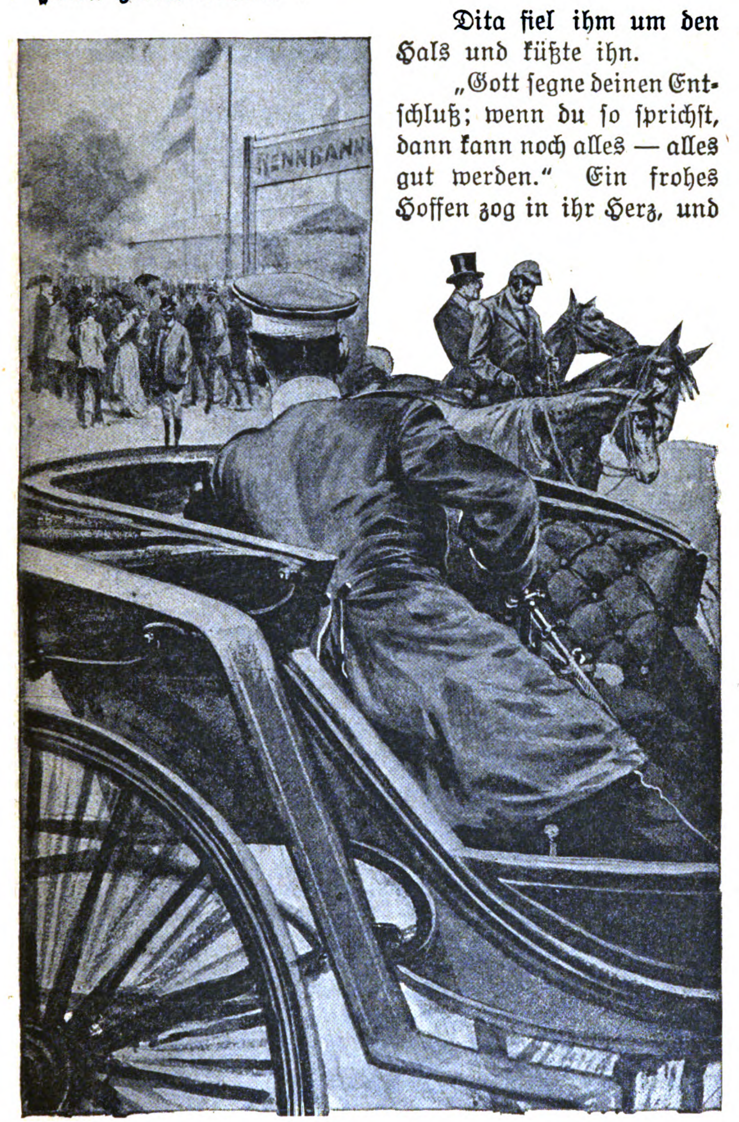
„Mein Herzensmann,“ sagte Dita,“ „du kommst früher, als ich dich erwartet hatte, und du bist blaß. Hast du Unannehmlichkeiten gehabt?“

„Ja und nein, Maus. Omar ist nur zweiter geworden, aber wir haben Geld genug gewonnen, um nun eine Zeitlang ruhig leben zu können. Außerdem habe ich mich auf dem Heimweg ganz fest entschlossen, meinen ganzen Stall aufzulösen, er kostete mich doch zu viel Zeit, Geld und Gesundheit! Theo mag ihn allein fortführen, wenn er will, ich bin doch

nun einmal Offizier, und schließlich kann man wirklich nicht zween Herren dienen.“

Dita fiel ihm um den Hals und küßte ihn.

„Gott segne deinen Entschluß; wenn du so sprichst, dann kann noch alles — alles gut werden.“ Ein frohes Hoffen zog in ihr Herz, und



sie streichelte sein lockiges Haar und küßte ihn auf den Scheitel. Aber er blieb niedergedrückt und zerstreut; sie schob es auf den Fehlschlag seiner Siegessicherheit und mochte mit keiner Silbe nach den näheren Umständen fragen.

Am Abend schützte er die Anwesenheit des Birkenwalders vor und machte sich auf den Weg ins Kasino.

Theo hatte recht, — weshalb kam er sich denn eigentlich vor, als gehöre er nicht mehr dorthin? Was hatte er denn getan, um seine düstere, weltschmerzliche Stimmung, der er nicht Herr werden konnte, zu rechtfertigen? Seinem Vetter einen erbetenen Dienst erwiesen, indem er auf Blue Devil setzte. Daß der damit eine große Summe gewann, konnte i h m doch niemand zur Last legen! Und wenn sie die Gewinnste teilten, nachdem er die Ausgaben fast allein bestritten, wer wußte darum? Wen ging es etwas an?

Er erinnerte sich, daß es ihm meist so gegangen war, daß er die Dinge entweder zu schwarz oder zu rosig gesehen — niemand von seinen Kameraden würde ihm doch eine Schurkerei zutrauen. Noch einmal versprach er sich, den Stall aufzulösen, dem Sport Valet zu sagen.

Im Kasino schien es nicht mehr voll zu sein, der Abend war prachtvoll und die Konzertgärten seit ein paar Tagen eröffnet; wenn er sich gezeigt und den Birkenwalder begrüßt hatte, wollte er nach den Aufregungen des Tages noch einen Spaziergang machen.

Es war wirklich nicht voll im ersten Zimmer, indes man hatte doch gesprochen — bei seinem Eintritt aber empfing ihn lautlose Stille, dann zerstreute sich die Gruppe wie auf Verabredung. Im zweiten Zimmer schien man ihn gar nicht zu sehen, man hatte das Abendblatt vor, und einer las dem anderen mit gedämpfter Stimme etwas vor.

„Aha, der Rennbericht,“ dachte Cedrik, und nahm sich vor, nachher auch einen Blick hineinzuwerfen.

Im letzten Zimmer fand er endlich die Birkenwalder und ging auf den alten Herrn zu.

„Ich wollte doch nicht verabsäumen Herr Graf, Sie besonders zu begrüßen," sagte Cedrik.

„Sehr hübsch von Ihnen, Antlau."

Die Stimme des alten Herrn klang so bedrückt, daß es auffallen mußte; sein Sohn wandte sich ab.

„Wie geht es Hans Henning?" fragte Cedrik, den plötzlich ein peinliches Gefühl befiel, ohne daß er wußte weshalb.

„Gut. Sie sind ja wohl entzweit mit ihm?"

„Ja, des Sports wegen. Er war gegen meinen Stall."

„Er hat tausendmal recht," rief der alte Herr mit Wärme. „Wären Sie ihm nur gefolgt!"

„Etwa weil Omar heute zweiter blieb?" fragte Cedrik sofort gereizt. „Das wird er auswetzen, er ist ein tadelloses Pferd. In acht, in vierzehn Tagen kann er gewinnen und sich glänzend bezahlt machen."

Der alte Herr schwieg betreten still — und da drang aus dem Nebenzimmer deutlich ein Teil des Gesprächs, das da geführt wurde, auch an Cedriks Ohr.

„Und wenn schon — dafür sind wir eben Offiziere, ist unsere Ehre viel zu diffizil, um sie aus vetterlicher Freundschaft bloßzustellen."

Cedrik wurde totenbleich; mit jähem Ruck drehte er sich der Tür zu, schnell und fühlbar legte Graf Birken seine Hand ihm auf die Schulter.

„Haben Sie schon das Abendblatt gelesen, Antlau?"

„Nein, noch nicht!"

„Dann rate ich Ihnen, es gleich zu tun." — Das klang so eindringlich, daß Cedrik stutzte. Ohne ein Wort zu sagen ging er an den Zeitungstisch, ergriff die erstbeste eingespannte Zeitung und suchte mit fieberhaften Augen den telephonischen Rennbericht, denn nur um den konnte es sich handeln. Er überflog die Zeilen . . . Omar — Favorit — als zweiter durchs Ziel — Pferd soll verhalten sein . . . Totalisator verweigerte anfangs Auszahlung auf Protest . . . Aber das Wunderliche an der Sache, die in Sportkreisen noch viel Staub aufwirbeln wird, ist die, daß der Herrenreiter Herr von B. gegen das Pferd seines eigenen Stalles

mit großen Summen gewettet haben soll, nachdem man es zuerst mit allen Mitteln zum Favoriten hinaufgeschraubt. — Es ist nicht anzunehmen, daß der Mitbesitzer des Stalles, Baron von A . . ., einer unserer bekannten Reiteroffiziere, daran beteiligt ist, oder darum nur gewußt hat . . . . . .

Weiter las Cedrik nicht, er schleuderte das Blatt zu Boden und sah sich mit funkelnden Augen und heißem Kopf im Zimmer um. Er war allein. Ohne Überlegung stürzte er ins Nebenzimmer.

„Das ist eine Perfidie, meinen Namen derartig in die Zeitung zu bringen . . . ich werde den Kerl mit der Reitpeitsche traktieren," stieß er heiser heraus.

„Pardon," sagte Graf Zanten beleidigend höflich, „aber, Herr von Antlau, diese Züchtigung würde doch die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß Sie mit Mayer verhandelt und Aufträge gegen Ihr Pferd gegeben haben."

„Gewiß, ich bestreite das nicht. Ein Auftrag meines Vetters."

„Den man nach dem Vorkommnis von heut von den deutschen Rennplätzen verweisen wird," sagte eine spöttische Stimme, die dem jungen Birken gehörte. „Es gibt auch ungeschriebene Gesetze unter anständigen Leuten, die man respektieren muß."

Cedrik stand plötzlich vor ihm, kreideweiß.

„Zu diesen ungeschriebenen Gesetzen gehört es auch wohl, mit Verleumdungen vorsichtig zu sein, mein Herr Graf von Birken," sagte er bebend, kaum seiner Sinne mächtig. „Diese Enthaltsamkeit haben Sie aber nie zu üben sich veranlaßt gesehen. Mich haben Sie den Meinigen gegenüber stets zum Gegenstand derselben gemacht; es scheint, Sie betreiben dies Geschäft mit Vorliebe en gros."

„Gott sei Dank, gehöre ich zu den Menschen, die keine Verleumdungen zu fürchten haben," sagte Herr von Birken schneidend. „Meine Hände sind rein."

„Antlau! Antlau!" rief der alte Birkenwalder, sich zwischen die Streitenden drängend. „Seien Sie vernünftig,

nehmen Sie nicht in dieser Art die Partei Ihres Vetters; daß er Sie gemißbraucht hat, wissen wir alle.“

Aber Cedrik hörte kaum.

„Mit ihm verteidige ich meine eigene Ehre.“

„Desto schlimmer,“ replizierte Birken wieder. „Wenn Sie selbst aber gleiche Kappen für sich in Anspruch nehmen, dann müßte ich es mir doch überlegen, ob ich mit Ihnen weiter dienen kann.“

Seiner Sinne nicht mehr mächtig, stürzte sich Antlau auf seinen Gegner.

„Sie werden mir Rechenschaft geben . . .“

„Zweifellos — aber nicht eher, als bis der Ehrenrat in dieser Angelegenheit entschieden hat! Guten Abend, meine Herren.“

Er grüßte und ging. In vollster Aufregung, den Hut verkehrt aufgesetzt, den Paletot in der Hand, stürzte der Vater ihm nach.

„Alfred, o Alfred, das hättest du nicht tun sollen.“

Ziemlich schroff wies der Sohn ihn ab.

„Laß das meine Sorge sein, Papa. Wir alle sind Wächter der Ehre unseres Regiments, niemand darf daran rühren.“

Da warf der Birkenwalder, nachdem er eine spätere Verabredung mit seinem Sohn getroffen, sich entschlossen in eine Droschke, fuhr auf das Telegraphenamt, und bald darauf ging eine Depesche nach Antlau ab, deren Wortlaut war:

„Schweinereien beim Rennen vorgefallen. Deine Anwesenheit durchaus nötig, komme sofort, bring Berny mit. Es handelt sich um Cedrik. Suche mich auf wegen mündlicher Rücksprache. Wohne Hotel Kaiserhof.

Birken.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Cedrik hatte gleich nach seinem Gegner auch das Kasino verlassen, die Schmach konnte er nicht auf sich sitzen lassen! Himmel, wie war ihm zumut! Der Kopf hämmerte,

die Knie bebten ihm, aber er hatte jetzt keine Zeit auf seine physische Schwäche zu achten.

Er rief die nächste leere Droschke an und sprang hinein. Daß einige seiner Kameraden im Konzertpark sein würden, erinnerte er sich auf dem Rennplatz gehört zu haben, einem der älteren Offiziere wollte er die Sache vortragen und sich Rats erholen; denn daß Birken ihm vor die Pistole mußte, stand so fest wie sein Leben. Immer mehr verbissen sich seine Gedanken auf diesen einen Punkt; zuweilen verwirrten sich seine Vorstellungen, und es kam ihm vor, als würde er mit diesem Duell all die unsichtbare Qual los, die ihm noch auf dem Herzen lag.

Der Wagen rollte durch die dunklen Straßen. Die frische Luft, die den Baumgruppen vor dem Tor entströmte, tat seinem schmerzenden Kopf wohl.

Rauschende Musik tönte ihm entgegen, als er die Stufen, die in den Park hinabführten, hinunterstieg. Der Wasserfall rauschte, die Blumen dufteten, aber leer waren die kiesbestreuten Wege, die Cedrik langsam durchmaß. Ihm war körperlich schlecht zumut, so sehr er sich auch darüber hinwegzutäuschen suchte.

Als er weiterging, sah er, daß die Kapelle, die vor dem Café konzertierte, gerade Pause machte, unwillkürlich war es ihm eine Erleichterung, die rauschenden Klänge nicht in nächster Nähe zu haben; dann suchten seine Augen die Kameraden. Er hatte sie bald an einem Tisch erspäht, aber in Gesellschaft eines Ulanen und eines Artilleristen, auch sah er beim näheren Hinsehen, daß Herr von Feldmann, auf den er gerechnet, nicht da war, statt seiner Graf Urach. Cedrik hatte gerade für ihn keine großen Sympathien, aber schließlich umkehren und den anderen suchen . . . . Graf Urach würde urteilen wie es sich gehörte, wie die anderen auch.

So bat er ihn denn um eine Unterredung und ging mit ihm auf und ab in einem kurzen Laubgang, in dem es zurzeit fast ganz leer war.

„Und Sie werden mir zugestehen, Urach," sagte er im Eifer der furchtbaren Erregung, die ihn wieder befiel, als

er die Szene erzählte, „ich kann mich um keinen Preis fügen. Birken kann mir die Satisfaktion nicht verweigern. Und deshalb bitte ich Sie, Urach, suchen Sie ihn auf, stellen Sie ihm das vor, seien Sie mein Sekundant. Die schärfsten Bedingungen sind mir die liebsten. Einer von uns ist zu viel auf der Welt."

Graf Urach hatte ruhig zugehört, kein Wort unterbrach den Sprechenden; jetzt als dieser tief atemholend schwieg, sah er in ein Gesicht voll kühler Reserve.

„Ich gebe Ihnen gern zu, daß ich vielleicht an Birkens Stelle anders gehandelt hätte," sagte er mit einem Anflug von Frostigkeit, „besonders da Sie persönliche Beziehungen betonen, Antlau; aber im großen und ganzen ist Birkens Verhalten doch korrekt. Sie haben sich in eine böse Geschichte begeben, das wissen Sie ganz genau, und es ist auf dem Rennplatz manches Wort gefallen, das besser über einen Offizier nicht gesagt worden wäre; der Schein ist auf alle Fälle gegen Sie. — Wenn Sie wünschen, will ich bei Birken zu intervenieren suchen, stellt er sich aber auf den Standpunkt, den Sie mir soeben schilderten, so wird er kaum darauf reagieren, und — er ist im Recht — zweifelsohne. — Brynken soll in Zukunft von allen deutschen Rennplätzen ausgeschlossen werden, hörte ich munkeln, das ist deutlich genug. Sie sind aber mit ihm in jeder Beziehung liiert, natürlich fällt ein Schatten davon auch auf Sie. Ich rate Ihnen, warten Sie ruhig die Entscheidung des Ehrengerichtes ab."

„Und ich tue es nicht! Ich tue es nicht!" murmelte Cedrik heiser vor verbissener Wut. Er hielt einen seiner Handschuhe in Händen und zerriß ihn von oben bis unten. „Er muß mir vor die Pistole."

„Wie wollen Sie denn das erzwingen?" bemerkte Graf Urach mit einem flüchtigen Achselzucken. „Sie können doch nicht glauben, daß der Kommandeur von dieser Angelegenheit keine Notiz nehmen wird?"

„Es ist mir ganz egal — und wenn ich darüber meinen Abschied nehmen müßte. Ich will zeigen, daß ich mich

nicht beleidigen lasse, daß ich nichts begangen habe, dessen ich mich zu schämen hätte ..."

„Da ist ja die Untersuchung der für Sie geeignetste Weg —"

„Ich will aber nicht warten — ich kann nicht! Versagen Sie mir Ihren Beistand, Graf Urach?"

Der Graf strich sich den Schnurrbart, er dachte nach.

„Ich dächte, Sie überlegten sich die Sache bis morgen, dann, scheint mir, wird sicher manches geklärt sein. Antlau, nehmen Sie Vernunft an, der Schein spricht eben gegen Sie ..."

Mit einem kurzen, fast unhöflichen Griff an die Mütze, ohne ein Wort der Erwiderung drehte Cedrik sich kurz um und ging direkt dem Ausgang zu, denn noch einmal an den Kameraden vorüberzugehen, war ihm unangenehm. Graf Urachs Verhalten hatte ihm genügend gezeigt, wie man ihn allseitig zu verurteilen geneigt war. Ein ohnmächtiger Zorn schnürte ihm die Kehle zusammen, ein Zorn mit Reue gemischt. Das waren nun die Konsequenzen seines steten Verkehrs mit Brynken, vor dem man ihn immer gewarnt. Und doch blieb ihm jetzt nichts anderes übrig, als zu Theo zu gehen und ihn zum Sekundanten zu werben. Aber dann fiel ihm ein, daß der ja heut abend nicht zu Hause war, wo, mochten die Götter wissen! Und — daß er mit ihm brechen wollte um jeden Preis!

Hartnäckig hängten sich seine rastlosen Gedanken wieder an diesen einen Punkt. Birken mußte sich ihm stellen! Wenn er seinen Abschied heute noch einreichte, Birken auf der Straße mit der Reitpeitsche bearbeitete, dann hatte der elende Verleumder wenigstens seinen Lohn, er mußte sich schlagen oder es kostete auch ihn den Kragen. Seine eigene Stellung im Regiment war sowieso haltlos geworden. Vorbei also — alles vorbei! Das neue Leben, das er sich gelobt, trug doch wesentlich andere Züge, als er gedacht.

Und dabei raste und tobte es in seinem Kopf, zu denken vermochte er bald nicht mehr. Wie in halber Bewußtlosigkeit kam er nach Hause. Dita sprang ganz erschrocken auf.

„Ich habe wahnsinnige Kopfschmerzen," murmelte er.

„Lege dich zu Bett," riet sie ihm, erschreckt von seinem verstörten Aussehen.

„Erst muß ich noch schreiben, dann aber, dann will ich Ruhe — nichts als Ruhe."

Als er Dita so besorgt vor sich stehen sah, fiel ihm plötzlich ein, daß er mit seinem Entschluß auch seine Frau ihrer Stellung beraube, daß sie überhaupt von ihm nicht viel mehr gehabt hatte als Kummer und Trübsal. Er ergriff ihre beiden Hände.

„Dita, Dita," sagte er verstört, „du glaubst nicht, wie schlecht die Menschen sind! Nur du bist gut — ja das weiß ich — du läßt mich nichts entgelten."

„Ich wünschte, ich könnte dir helfen." Eine plötzliche böse Ahnung ergriff sie, aber sie fragte ihn nicht; denn sein Zustand flößte ihr Besorgnis ein.

Ohne Besinnen schrieb er sein Abschiedsgesuch, siegelte und übergab es dem Burschen mit dem Befehl zur pünktlichen Besorgung am nächsten Morgen. Dann trat er bei seiner Frau ein.

„Nun pflege mich," bat er mit der hilflosen Stimme eines Knaben, der sich nach Linderung sehnt. „Ich werde noch verrückt — verrückt!"

„Mein armer Mann!" — Welch liebe, süße Stimme sie hatte, was für sanfte, gute Augen! Morgen würde er ihr alles beichten, heute ging es über seine Kraft. Wenn er die Augen schloß, sah er immer nur das höhnische Gesicht des Leutnants von Birken und die reservierte Miene Urachs.

Seine Frau legte ihm von Zeit zu Zeit nasse Tücher auf den Kopf. Die pochenden Adern an den Schläfen schienen diese Kühlung zu verlangen. Es beruhigte ihn auch etwas, und unter ihrer sorgenden Tätigkeit ergriff er plötzlich ihre Hand und küßte sie zärtlich. Seine Augen feuchteten sich.

„Hast du mich noch lieb, Dita?" fragte er ganz leise. „Hast du all die kummervollen Stunden vergeben, die du mir verdankst?"

Sie lächelte liebevoll; in ihre Zärtlichkeit für den Gatten mischte sich, ihr selbst unbewußt, ein Gefühl fast mütterlicher Duldung und Großherzigkeit. Sie sah nicht mehr zu ihm auf wie anfangs — daß sie moralisch über ihm stand, wußte sie jetzt, aber wenn ihre Liebe auch eine andere Färbung dadurch erhielt, bestehen blieb sie doch immer noch in ihrer ganzen Größe.

„Vergeben und vergessen," sagte sie, ihm das feuchte Haar zurückstreichend.

„Und wenn noch mehr über dich hereinbräche — durch meine Schuld — würdest du mich — verlassen, Dita?"

Sie sah ihn ernst an.

„Niemals, Cedrik! Bin ich nicht dein Weib? Ist mein Platz nicht an deiner Seite?"

„Und wenn — man mich — beschuldigte — verdammte — sogar mit einem Schein von Recht?"

„Ich würde es dir tragen helfen."

Sie legte ihre Wange dicht an die seine. Hoffnung regte sich in ihrem Herzen. Nicht zu jedem kommt das Glück mit Sonnenschein, zu manchem ist es schon auf den Flügeln des Leids gekommen und war dann nicht weniger willkommen. Sie hielt zu ihm in jeder Lebenslage, das stand fest bei ihr, nicht allein aus Pflichtgefühl, es war ihr Herzensbedürfnis.

Als sie wieder das Tuch wechselte, erfaßte er ihre nasse Hand und küßte sie.

„Ich bin sehr — sehr unglücklich!" flüsterte er mit erstickter Stimme.

Sie erschrak, aber in seinem jetzigen Gemütszustand schien es ihr besser, nicht zu fragen; und unter ihren sorgenden Händen fiel er in einen fieberhaften Halbschlaf, in dem er nur das undeutliche Bewußtsein noch hatte, daß ein Wagen vor dem Hause vorfuhr.

„Stefanie kommt aus dem Theater," dachte er, sich ermunternd, „und Theo amüsiert sich, weiß Gott wo; ich bin der einzige, der in dem Sumpf stecken geblieben ist." —

Auf einmal ein gellender Klingelzug, der ihn emporfahren ließ — auch Dita sah ihn mit erschrockenen Augen an.

„Was kann man so spät noch bei uns wollen?" fragte sie ängstlich.

Inzwischen hatte sich das Läuten wiederholt, schrill durchschnitt es die nächtliche Stille mit solcher Heftigkeit und Ausdauer, daß Dita endlich selbst zu öffnen ging. An ihr vorüber stürzte Stefanie, todbleich, in dem hellseidenen Schlepprock der Toilette, die sie im Theater getragen, um Brust und Schultern schon im Negligé.

Sie schien Dita gar nicht zu sehen. Wie eine Furie flog sie in das Wohnzimmer, dessen Tür offen geblieben war, und in dem friedlicher Lampenschein die halbaufgerichtete Gestalt des Offiziers erkennen ließ.

Dicht vor ihm blieb sie stehen. Ihr Haar war zerrauft, keuchend flog ihr Atem, als sie hervorstieß:

„Theo ist weg — ganz weg! Er hat mich verlassen — uns beide betrogen . . ."

„Du rasest . . ." rief er jäh aufspringend, „sprich deutlich — was ist geschehen?"

„Er ist weg — mit all dem gewonnenen Geld!" schrie sie außer sich vor Leidenschaft. „Diesen Brief hat er mir zurückgelassen und dies Bettelalmosen —" sie lachte schrill auf und zeigte ihre Hände; in der einen hielt sie einen zerknitterten Brief, in der anderen zwei Tausendmarkscheine, die sie zu Boden warf. „O, der Schurke, der Schurke!" lamentierte sie weiter.

Vor Cedriks Augen stand plötzlich der Augenblick, als er sich beim Nachhausefahren zufällig noch einmal umgewandt. Wie in einem fernen Nebel sah er wieder die schmale, sehnige Gestalt seines Vetters, straff aufgerichtet, unbeweglich — die Hände in den Taschen seines weiten Jacketts, mit seinem energischen Gesicht ihm fest nachschauend — und er begriff plötzlich, daß er ihn zum letztenmal gesehen habe. —

Ihm schwindelte; also nicht allein um Ehre und Stellung, auch um den Lohn betrogen! Freilich, so hatte es zum Schluß kommen müssen — so war es recht! —

„Gib mir den Brief," sagte er heiser.

Sie warf ihn zu Boden und stampfte mit dem Fuß darauf.

„Er legt mich dir ans Herz — dir!" schrie sie mit schrecklichem Hohn. „Er weiß mich nicht verlassen . . . willst du die Gemeinheiten alle noch lesen, Cedrik?"

Da fiel ihm plötzlich ein, daß Dita ja anwesend sei, und er empfand die Vertraulichkeiten dieser Frau erniedrigend für seine Gattin. Er machte eine Bewegung des Abscheus, die sie richtig deutete, denn sie öffnete die Augen weit.

„Ah, ich begreife! Die verlassene Frau ist dir jetzt doppelt unbequem."

„Was soll das heißen?" fragte er brüsk.

Währenddessen sah er sich um. Gott sei Dank, Dita hatte das Zimmer verlassen.

„Dein Mann hat mich um meine Stellung gebracht, du hast dich an mich gehängt wie eine Klette und nach und nach alles in mir ertötet, was den Mann anständig erhält, Pflichtgefühl, Besonnenheit und Lebensanschauung. Ich bin ein Opfer deiner Leidenschaften gewesen, aber ich will es nicht mehr sein. Hörst du — ich will nicht mehr. Geh! — Brauchst du pekuniäre Unterstützung, so sollst du haben, was in meiner Macht steht; nur sehen will ich dich nicht mehr — nie mehr!"

Sie wimmerte vor sich hin wie zum Tode verwundet, plötzlich lag sie vor ihm auf den Knien.

„Cedrik, sei barmherzig — verlaß mich nicht."

Mit unverhohlenem Haß sah er sie an.

„Klirrt die Kette schon wieder, an der du mich zu halten glaubst? Ich habe sie zerrissen."

Da warf sie sich rückwärts und stieß einen furchtbaren Schrei aus; ihr ganzer Körper zuckte in Krämpfen. Verstört kam Dita herein und beugte sich zu ihr herab.

„Laß sie liegen," sagte er grausam, „sie kommt schon wieder zu sich, an ihr ist nichts echt."



„Diesen Brief hat er mir zurückgelassen und dies Bettelalmosen —". (S. 359).

Aber sie kam nicht wieder zu sich. Und die gekränkte Frau war mitleidiger als der einst geliebte Mann; sie beugte sich zu der Leidenden herab, benachrichtigte die Dienstboten und brachte sie mit herunter in ihr Schlafzimmer, das Stefanie vor kaum einer halben Stunde verlassen.

Dort brannten noch die Lampen. Das ganze sybaritische Luxusbedürfnis der einsamen Frau fand in diesem Gemach, das sie nicht mehr mit ihrem Gatten teilte, seinen Ausdruck. Es flimmerte von Silber und Kristallen, knisterte von Atlas. Auf einem Tischchen aus Onyx, neben der Chaiselongue, stand ein kleines Fläschchen mit einer wasserhellen Flüssigkeit, daneben lag eine kleine gläserne Spritze.

„Können Sie mir sagen, gnädige Frau," fragte der Arzt, den man geholt hatte, Dita, die an dem Bett stand, „ob Frau von Brynken Morphinistin ist? Das würde den Anfall erklären."

„Ich weiß es nicht, aber möglich ist es immerhin," antwortete Dita, die sich Stefanies wechselnder Stimmungen und wechselnden Aussehens recht gut erinnerte.

Dann hatte der Arzt das Fläschchen entdeckt und untersucht. „Einstweilen konfiszieren wir das hier."

Aber Stefanie, aus ihrer Lethargie emporschnellend, kam dem Arzt zuvor. Wie eine Tigerin stürzte sie sich auf ihr gefährdetes Heilmittel, dem einzigen, dem sie ein paar ruhige Stunden verdankte. Krampfhaft preßte sie Spritze und Fläschchen an ihre Brust.

„Ich leide nicht, daß man mir das auch noch nimmt — das letzte," sagte sie. „Was soll dann aus mir werden? Kennt nur ein einziger hier die schreckliche Qual der schlaflosen Nächte, der beklemmenden, unentrinnbaren Angst, die uns Unglückliche foltert? Eher lasse ich mein Leben, ehe ich auch dies noch preisgebe."

„Dann kann ich nichts mehr tun," sagte der Arzt, griff nach seinem Hut und entfernte sich.

Stefanie drehte ihr Gesicht der Wand zu und blieb teilnahmlos liegen. Dita zögerte einen Augenblick. Die Frau

hier war unglücklich, verlassen und krank, war es nicht edler, wenn sie das Vergangene zu vergessen suchte, wenn sie wenigstens Frieden mit ihr machte? Sie tat ein paar Schritte ins Zimmer hinein.

„Stefanie," sagte sie in versöhnlichem Ton.

Keine Antwort.

„Stefanie," wiederholte sie noch einmal, „willst du mich anhören?"

Alles blieb still. — Und da ging Dita denn hinaus, mit dem tröstlichen Bewußtsein, das Gute wenigstens gewollt zu haben.

XXIX.

Hans Henning hatte die Depesche des Birkenwalders mitten in der Nacht erhalten; bis zum Morgengrauen saß er dann, mit dumpfer Angst im Herzen und grübelte nach, was geschehen sein konnte. Wozu war auch Bernys Anwesenheit nötig? Er vergaß ganz, daß der alte Herr von Birken immer von dem Grundsatz auszugehen pflegte, „die Familie müsse zusammenhalten", daß er also Berny nur mitverlangt hatte, um im schlimmsten Fall Familienrat halten zu können. Beim ersten Tagesschein ließ Hans Henning dann anspannen, fuhr nach Mergenthien und kam zu einer frühen Stunde bei Bernys an.

„Nanu, Hans! Du oder dein Geist?" fragte Botho, das Fenster des Schlafzimmers aufreißend und den roten Kopf hinausstreckend, als er das Rollen des Wagens hörte.

„Ich muß dich sprechen, Botho."

„Geh ins Haus, in fünf Minuten bin ich bei dir."

„Um Gottes willen, was kann nur passiert sein?" fragte Berta erschrocken, ihre Morgentoilette in höchster Eile beginnend. „Es ist ja erst sechs Uhr, um vier muß Hans schon fortgefahren sein. Mach, Botho, mach, und bringe mir gleich

Nachricht, hörst du? Da ist wieder Cedrik im Spiel, du wirst es sehen!"

Die beiden Schwäger brüteten ein Weilchen über den möglichen Inhalt der Depesche, Berny in seinem phlegmatischen Temperament war nicht geneigt, etwas Schlimmes anzunehmen. Trotzdem befanden sie sich eine Stunde später auf dem nächsten Bahnhof und dampften mit dem ersten Zug ab.

„Hotel Kaiserhof!" rief Hans Henning, der immer erregter geworden war, je näher sie ihrem Ziel kamen; wie ein schwerer Alp lag es ihm auf dem Gemüt.

Der Birkenwalder war zu Hause und erwartete die beiden Ankömmlinge; er sah niedergeschlagen und betrübt aus.

„Nur reinen Wein, ganz ohne Umschweife," bat Hans Henning. „Ich bin auf alles vorbereitet."

„So schlimm liegt die Sache nun doch nicht," begütigte Graf Birken, begann dann aber seine Erzählung, unterstützt durch den ominösen Zeitungsartikel. Als er zu der Verweigerung des Duells kam, zitterte seine Stimme etwas.

„Ich war nicht ganz damit einverstanden," sagte er unruhig, „die Strafe schien mir zu hart. Es ist ja nichts bewiesen, nur daß eben der Schein gegen Cedrik ist, und seine gottverdammte Solidarität mit Brynken."

Hans Henning war sehr blaß, während er unaufhörlich im Zimmer auf und ab ging. In seiner Seele stürmte es; so bald konnte er noch nicht zur Überlegung kommen.

„Wer hat meinem Bruder die Forderung verweigert?" fragte er endlich. „Sie nannten keinen Namen."

Der Birkenwalder wurde immer unruhiger, ganz verstört sah er drein.

„Das ist ja eigentlich das Tragische an der Sache," bedann er endlich in heftiger Erregung, „darum telegraphierte ich ja. — Mein Sohn war es!"

„Alfred?"

„Ja, Alfred! Es schien mir da ein gewisser Groll zwischen ihnen zu herrschen — von länger her. Cedrik sprach

von Verleumdungen ... gewiß weil ich Ihnen öfter erzählte, wenn Alfred auf Urlaub bei mir war und wir von Cedrik gesprochen hatten. Böse war es nie gemeint, im Gegenteil, nur gut, aber Alfred ist in seinen Ansichten sehr schroff."

Hans Henning stand schon lange am Fenster, den Rücken gegen das Zimmer und starrte auf das Gemäuer der alten Kirche, die sich dicht vor ihm erhob. Plötzlich drehte er sich um.

„So leid es mir tut — ich fühle mich verpflichtet, für Cedrik, für unseren Namen einzutreten. Begreifen Sie das, Graf?"

Der Birkenwalder seufzte tief.

„Tadeln Sie mich deshalb?"

„Nein, gewiß nicht, aber — Alfred ist mein einziger Sohn, und Sie sind mein bester Freund ..."

Hans Henning streckte ihm die Rechte entgegen.

„Reichen Sie mir die Hand. Bewahren Sie unsere lange, treue Freundschaft im Herzen — wie es auch kommen mag; ich tue dasselbe."

Sie schüttelten sich die Hände, der Birkenwalder wandte das weiße Haupt zur Seite. Berny schüttelte den Kopf.

„Eine verfluchte Situation! Eine ganz vermaledeite Geschichte! Was kann denn Cedrik geschehen? Geht es ihm an den Kragen?"

„Schlichter Abschied!" sagte der Birkenwalder etwas undeutlich, „so hofft man wenigstens im Regiment." —

Die nötigen Formalitäten erledigten sich glatt und rasch. Leutnant von Birken machte durchaus keine Einwendungen, daß Hans Henning für seinen Bruder eintrat.

„Er hat absolut recht, Papa," sagte er zu seinem kummervollen Vater. „Ich würde es genau ebenso machen. Er tritt für seinen Namen ein, das Höchste, was wir besitzen."

„Und wenn du nun bleibst, Alfred? Dann habe ich meinen einzigen Sohn und meinen besten Freund verloren." —

„Wollen wir nun zu Cedrik?" fragte Berny unruhig Hans Henning, „es ist doch nötig, daß du dich vorher mit ihm aussprichst. Weißt du, ich bin wütend auf ihn, ehrlich

wütend; er hat es wahrhaftig nicht um dich verdient. Aber schließlich — man kann nicht wissen . . ."

„Eben deshalb," meinte Hans Henning ruhig, „du mußt nicht denken, daß ich etwa den Unversöhnlichen spielen will, das kannst du ihm gegenüber gegebenenfalls auch betonen. Aber es ist aus vielerlei Gründen besser, wir sehen uns erst später — wenn Gott will. Trifft mich aber eine Kugel, so wirst du, mein guter Berny, dich Genias annehmen und auch Cedriks. Dulde nicht, daß ein Makel an unserem Namen hängen bleibt. Versprichst du mir das?"

„Ja!" sagte der dicke Gutsbesitzer, dessen rotes Gesicht ganz bleich geworden war, mit feierlicher Festigkeit; und das war Hans Hennings ganzes Testament im Fall eines unglücklichen Ausganges, aber ein Testament, auf dessen Ausführung er auch Häuser bauen konnte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Cedrik hatte von all diesen Vorgängen keine Ahnung. Doch brachte ihm derselbe Vormittag auch Sorgen genug. Schon in aller Frühe erhielt er den Befehl, sich um neun Uhr persönlich beim Regimentskommandeur einzufinden.

Der Oberst empfing ihn ungnädiger, als er erwartet hatte. Auf sein Abschiedsgesuch deutend, sagte er:

„Ich muß mich sehr wundern, Herr Leutnant von Antlau, daß Sie angesichts der Tatsachen Ihren Abschied einreichen; es scheint mir das nicht gerade geeignet, die Verdächtigungen, die man gegen Sie erhebt, zu zerstreuen oder zu entkräften."

Cedrik wurde leichenblaß.

„Mein Ehrenwort, Herr Oberst, daß ich mich wohl einer leichtsinnigen Handlung, aber keines Schurkenstreichs schuldig gemacht habe. Herr von Birken verweigerte mir Satisfaktion auf Grund eines Zeitungsartikels; ich bin gesonnen, mir sie zu holen, wenn der Preis auch meine Stellung ist."

„Das ist eine vollkommen falsche Auffassung der Sache. Sobald das Ehrengericht entschieden hat, wird Leutnant von

Birken sicher bereit sein, Ihnen Genugtuung zu geben. Das Ehrengericht ist es also, dem Sie sich zu unterstellen haben, von seinem Spruch hängt alles ab. Ich habe natürlich die Berichte des Rennkomitees eingefordert, und das ganze Material wird dem Ehrengericht unterbreitet werden."

„Der Zeitungsartikel hat Sie beeinflußt, Herr Oberst?" fragte Cedrik heiser. Aus jedem Wort des Vorgesetzten wehte ihn eine umpanzerte, eiskalte Zurückhaltung an, die ihn maßlos empörte, ihm aber auch gleichzeitig zeigte, daß der Boden, auf dem er bisher so siegessicher gestanden, ins Schwanken geraten war.

„Durchaus nicht, wohl aber Ihr Verhalten während der ganzen Zeit. Zweimal ließ ich Sie durch Ihren Rittmeister, Herrn von Grohnen, warnen; es führte zu keinem Ergebnis. Die enge Gemeinschaft mit Ihrem Vetter von Brynken ist Ihnen entschieden unheilvoll gewesen."

„Ich verstehe, Herr Oberst."

Ein wildes Feuer glomm in Cedriks Augen auf, die Lust, sich auf all und jeden zu stürzen, der wagen würde, ihn schief anzusehen; doppelt und dreifach drückte ihn sein Unvermögen.

„Einstweilen sind Sie vom Dienst suspendiert, Herr Leutnant von Antlau, das weitere wird sich finden. Ich danke Ihnen."

Er verbeugte sich kurz, Cedrik empfahl sich rein mechanisch, ihm war zumute, als hätte er eine ungeheuere Pille hinunterzuwürgen, die ihm völlig den Atem nahm. Zuerst war es ohnmächtiger Zorn, der in ihm aufwallte. Aber je weiter er in den trüben gewitterschwülen Maientag hineinging, desto mehr verfing jener und machte einer kritischen Stimmung Platz, in der er die Dinge mit den Augen anderer zu sehen bemüht war.

Hatte der Oberst nicht am Ende recht? Hatten die Kameraden von ihrem Standpunkt aus nicht auch recht? Die Strafe für seinen Leichtsinn war zwar furchtbar, aber verdient.

Und nachdem er auf diesem Punkt angekommen war, sank alles zusammen, was er sich mühsam künstlich bis hierher aufgerichtet, er sah plötzlich ein, daß der Abgrund ihn verschlungen hatte.

Mit gesenktem Kopf kam er nach Hause. Er bemerkte nicht, daß Stefanie, hinter dem Store stehend, mit brennenden Augen auf ihn herabsah. —

Stefanie wußte ganz deutlich, daß sie ihm nichts mehr war, niemals mehr etwas sein konnte. Was für sie der Inhalt ihres Lebens gewesen, was sie glücklich und unglücklich gemacht hatte — ihm, dem sie viel geopfert, ihm erschien es nichts weiter als eine Episode, die er beendigte, da sie ihm unbequem wurde. Sie philosophierte nicht weiter darüber, ob sich das Unrecht an ihr strafe, das sie an Dita begangen, sie wog überhaupt nicht ab, was recht und unrecht, sie sah nur mit Grausen in eine Zukunft, die kalt und leer vor ihr lag.

War's nicht am besten zu sterben? Das Mittel hielt sie ja in Händen. Aber obgleich verlassen, verarmt und krank, bäumte sich doch der Lebenstrieb gewaltig in ihr auf, als sie diesen Gedanken fester ins Auge faßte. Das blieb ihr noch immer. Ihr rastloses Gehirn suchte und spann Pläne, während sie ganz still in dem vergoldeten Bambusstuhl saß und mit den Quasten spielte.

Sollte sie warten, bis die Gläubiger kamen und man ihr die schöne Einrichtung unter den Händen wegnahm? Theo hatte viele Schulden, das wußte sie. Was wurde dann aus ihr? Alma war nach dem Süden, auf Antlaus durfte sie nicht mehr rechnen, aber vor Armut und Dürftigkeit entsetzte sie sich.

Da fiel ihr Hamburg ein und James Krüger. Er hatte immer eine gewisse Vorliebe für sie gehabt, ihr degagiertes Wesen zog ihn an, ihre Vornehmheit imponierte ihm, vielleicht — wer weiß! —

Sie packte in der Dämmerstunde Koffer und Kisten, gab Befehl, sie ihr nachzuschicken, und lohnte die Dienstboten ab.

Freilich waren ihre Zukunftshoffnungen nur imaginär und auf Sand gebaut, aber sie gaben ihr doch die nötige Spannkraft, deren sie bedurfte. Nur als es schon ziemlich dunkel auf den Treppen geworden war, tat sie noch etwas Wunderliches. Sie lief hinauf bis vor die Antlausche Wohnung, sah sich scheu links und rechts um, ob auch niemand sie sah, und dann drückte sie ihre heißen, fieberhaften Lippen auf das kalte Metall, das Cedriks Hand zuletzt berührt hatte. Ohne zu weinen, nahm sie doch Abschied von dem letzten Restchen Glück, das ihr das Leben noch geschenkt hatte.



XXX.



In aller Frühe am nächsten Morgen fand das Duell zwischen Birken und Hans Henning statt. Zitternd vor Angst, ein alter Mann geworden, saß derweil der Birkenwalder im Hotel. Als ihm dann sein Sohn gesund und lebendig vor Augen trat, fiel er zum erstenmal in seinem Leben in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, war seine erste besorgte Frage nach Hans Henning.

„Auch er lebt, nur ein Schuß in den Arm, der jedenfalls keine bedenklichen Folgen haben wird," so lautete die Antwort.

Hans Henning bestand sogar darauf, sofort nach Antlau zurückzufahren.

„Rede mir nicht ab, lieber Verny," sagte er unmutig, „was soll ich denn hier? Die Aufregung, der Ärger, der mir hier bevorstehen würde, täte mir sicher nicht gut, denn nun müssen wir uns doch ernstlich mit Cedrik beschäftigen. Das gibt eine böse Abrechnung. Zwischen meinem Bruder und mir braucht es jetzt leider einen Vermittler — das verdanke ich Brynkens — und dieser Vermittler bist du wohl am besten, Schwager."

Verny stöhnte ein wenig. Nichts war ihm verhaßter als derartige Missionen, aber er sträubte sich nicht ernstlich. Jedenfalls nahm er sich vor, Cedrik seine Meinung ganz unverhohlen zu sagen, und nachdem er den Arzt noch einmal im geheimen dringlich befragt, ob wirklich jede Gefahr durch eine Reise ausgeschlossen sei, nachdem er Berta depeschiert und den Verwundeten sorgsam in ein Coupé erster Klasse gebracht, nahm er einen Wagen und fuhr zu Antlaus.

Er fand Dita mit verweinten Augen. Cedrik hatte gebeichtet, und sie fühlte sich nun hin und her geworfen zwischen dem innigen Mitgefühl für ihren Gatten und dem Tadel, den seine Handlungsweise verdiente. Zartfühlend wie sie war, suchte sie ihn zuerst zu trösten und aufzurichten. Vielleicht erwuchs ihr doch aus den Trümmern ihrer jetzigen Existenz ein neues, besseres Glück, das keine Stefanie, kein Brynken mehr erschütterte. Mit der Elastizität des liebenden Herzens verstand sie, den Dingen, wie sie lagen, die beste Seite abzugewinnen, suchte sie den Gatten allmählich zu größerer Ruhe zu bewegen.

Bei diesem Versuch sah er sie halb erstaunt, halb mißbilligend an.

„Du scheinst mir alles doch gar zu leicht zu nehmen, Dita," sagte er endlich.

„Das tue ich gewiß nicht. Aber wenn diese Leidenszeit erst vorüber ist, Cedrik, dann erscheint mir die Zukunft in freundlicherem Licht an. Es wird noch alles besser, als du jetzt denkst."

Er stützte den Kopf in die Hand. Die Zukunft! An die hatte er noch gar nicht gedacht! Welch Gesicht zeigte ihm

die eigentlich? Aus dem Stande, dem er seit seiner Jugend angehörte, ausgeschieden, mit einem Fleck auf seinem Namen, den er nur schwer wieder abzuwaschen imstande sein würde, ohne irgend eine Passion, die ihn beschäftigte, wie er es bisher gewohnt gewesen. Gezwungen zu rechnen, sich einzuschränken, bis alle seine Verbindlichkeiten gelöscht waren — vielleicht in beschaulichem Müßiggang auf Schloß Antlau, neugierig beobachtet von den Nachbarn, beklatscht hinter seinem Rücken — war das wirklich ein Leben, das ihn auszufüllen vermochte?

Aber er hatte eine Frau zur Seite, die ihn liebte, die geduldig alles mit ihm trug, gut und zärtlich war, nur daß er bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge doch nicht vollkommen ausgefüllt durch sie wurde. Es gab ja keine bessere, das sagte er sich vorwurfsvoll selbst, aber der Wechsel würde fehlen, der ihn immer so sehr gereizt hatte . . . Und dann Hans Henning! — Je tiefer er jetzt selbst gefallen war, je mehr empfand er dessen sittliche Größe, aber sie nötigte ihm nicht den Wunsch ab, ihr nachzueifern, im Gegenteil — das Gift, das er durch Brynkens Verkehr eingesogen, war nicht mehr zu entfernen, es hatte seinen ganzen inneren Menschen zersetzt und ließ ihn schaudern vor alledem, was die Seinen so hoch hielten, was ihm die Zukunft nun auch abzwingen wollte.

Da ließ sich Berny melden; erstaunt trat ihm Cedrik entgegen.

„Du bist hier? Du kommst mich aufzusuchen? Gerade jetzt?"

„Ich komme von der Bahn — Hans Henning ist mit diesem Zug zurückgefahren, in seinem Namen besuche ich dich."

„O wirklich? Er schickt dich? Ich setze voraus, daß er Kenntnis von den letzten Vorfällen hat!"

„Gewiß! — Er hat sich sogar statt deiner mit Birken geschlagen, um der Ehre eures Namens willen."

Cedrik stieß einen dumpfen Ton aus und wandte das Gesicht ab.

„Ist er verletzt?“ fragte Dita mit zitternder Stimme.

„Nicht schwer.“

„Und er kam vorher nicht selbst zu uns,“ klagte sie niedergedrückt, „er trägt Cedrik also den letzten Streit so schwer nach, daß er sich zu keinem Wiedersehen entschließen kann? Wenn er nun gefallen wäre! Sollten wir dann mit diesen Gewissensbissen weiter leben? Hans Henning ist so gut, wie konnte er das übers Herz bringen?“

„Erzähle, Botho — bitte erzähle alles und schone mich nicht,“ sagte Cedrik mit undeutlicher Stimme.

Berny war gern dazu bereit, kein Tüpfelchen schenkte er seinen Hörern; ja als er auf Brynken zu sprechen kam, auf den unseligen Einfluß, den dieser auf Cedrik ausgeübt, da wurde er ganz hitzig.

„Wenn ich die Kanaille hier hätte,“ sagte er, die Faust ballend, „der sollte es gut haben! Ich bin sonst kein Raufbold, aber dem Kerl spränge ich an die Gurgel. Mein armer Hans! Mein armer Hans!“

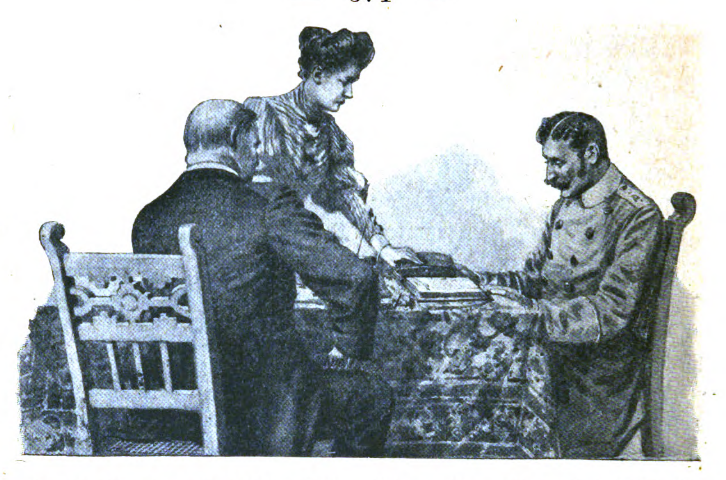
„Und was machst du denn mit mir?“ fragte Cedrik ingrimmig. „Ich bin doch nun einmal das schwarze Schaf in der Familie. Gib zu, daß du auf mich nicht weniger wütend bist.“

„Ich komme schon zu dir, Brüderchen,“ sagte Berny, an den Fransen der Tischdecke zupfend, „aber du bist wenigstens nicht straflos ausgegangen für deinen Leichtsinn . . .“

„Ich meine fast, die Strafe ist zu hart,“ murmelte der andere zwischen den Zähnen.

„Scheint mir beinahe auch so . . .“ er warf einen verstohlenen Blick auf Cedriks verwüstetes Gesicht, „aber das hilft nun einmal nichts! Beichte jetzt deine pekuniären Verlegenheiten, Hans Henning will dir nach Kräften beistehen, und — und ich schließlich auch — das ist man der Familie schuldig.“

Cedrik wurde sehr blaß. „Berny,“ sagte er, die Hand über die Augen legend, „ich habe in den letzten Tagen manchen moralischen Peitschenhieb ausgehalten, der mich aufbäumen ließ, aber dieser zählt mit zu den empfindlichsten.



Hans Henning hat sein Leben für meine Ehre eingesetzt, ihr bietet mir euer Vermögen, und ich — ich —"

Verny seufzte und schüttelte den Kopf.

„Wenn die Familie nicht zusammenhalten will, wer soll es dann? — Nun laß uns rechnen, mein Junge."

Und sie rechneten und rechneten, die Summen wuchsen ins Enorme, entsetzt legte Verny den Bleistift hin. „Das übersteigt am Ende doch unsere Kräfte, Cedrik. Wie ist es nur möglich . . ."

„Kennst du nicht den gewöhnlichen Lauf der Dinge? Mit kleinen Mankos beginnt es, mit großen Summen hört es auf. Ich habe nicht viel davon gehabt, Botho. Übrigens sind auch noch Wertobjekte da, Omar und die Restbestände meines Stalles . . ."

„Und dies hier," sagte Dita und schob eine zierliche Kassette, die ihren Schmuck barg, zwischen die Männer, „bitte nehmt auch das."

Cedrik sah zu seiner Frau auf.

„Das kann ich nicht annehmen, Dita."

Aber sie wandte sich an Botho.

„Frage ihn gar nicht, tue, was dir recht dünkt," bat sie eindringlich, dann ging sie hinaus.

„Du hast einen Schatz an deiner Frau, Cedrik."

Er seufzte. „Ja! Sie hätte es besser verdient. Arme Dita! Das drückt mich zu allem anderen noch besonders."

„Du wirst ihr zuliebe ein anderes Leben anfangen, du bist ja noch so jung, Cedrik, es läßt sich vieles gut machen," tröstete Berny.

Er sprach das so leicht hin, ohne zu ahnen, wie geistig verbraucht sein Schwager schon war, wie es ihn graute bei dem Gedanken an das andere Leben.

„Glaubst du, daß Hans Henning Dita niemals verlassen würde?" fragte Cedrik nach einer kleinen Pause des Nachdenkens. „Weißt du, ich meine, ob sie wohl stets auf ihn zählen kann?"

„Stets."

„Ich glaube, er hat sie gern," fuhr Cedrik in eigentümlich sinnendem Ton fort, „sie passen im Charakter eigentlich vortrefflich zusammen, mit Hans wäre sie glücklicher geworden, als mit mir. Es wundert mich doch, daß er nie daran gedacht hat sie zu heiraten, als sie noch Dita Krüger war."

„Du bist ihm zuvorgekommen," bemerkte Berny; es klang fast tadelnd, „nun, und Hans ist nicht der Mann, einem anderen etwas wegzunehmen, darin kennst du ihn doch."

Cedrik sprang auf die Füße. „Woher weißt du das, Botho?"

„Natürlich von Berta. Frauen sind in solchen Sachen immer klüger als wir Männer."

Er sprach dann noch lange, aber Cedrik hatte die Hand über die Augen gedeckt und verhielt sich fast schweigsam. Mancherlei Gedanken quälten ihn, nicht zum wenigsten der, wie viel Leid und Schmerz er, bewußt und unbewußt, seinem älteren Bruder bereitet.

Auf einmal sprang er auf. „Ich habe solche Sehnsucht nach Hans Henning, ich ertrage es fast nicht. Morgen mit dem frühesten fahre ich nach Antlau."

„Du darfst nicht heraus aus der Garnison, du bist ja vom Dienst suspendiert, folglich . . ."

„Ach, Botho — Schwager — das ist mir jetzt ganz gleich. Nur drei Tage Urlaub muß man mir bewilligen,

um meinen verwundeten Bruder zu sehen. Meine Karriere ist doch zu Ende. Überdem kann ich besser persönlich beichten, als durch eine Mittelsperson, selbst wenn du es bist." Er drückte die Hände auf die Augen. „Ich habe Sehnsucht nach Antlau. Vielleicht, daß mir dort die Brust leichter, das Herz freier wird. Und vor allen Dingen will ich Hans die Hand dafür drücken, daß er doch in der dunkelsten Stunde meines Lebens für mich eingetreten ist." Die alte Wärme leuchtete ihm aus den Augen, Sehnsucht durchklang den Ton seiner Stimme.

„Rede mir nicht ab, Botho," bat er fast schmeichelnd. Er rief Dita und teilte ihr seinen Plan mit. Sie war sofort einverstanden, in diesem Wust von Schrecknissen hatte auch sie Sehnsucht nach Rat und Schutz, wie er ihr von Hans Henning unzertrennlich schien.

Sie reisten beide. —

Hans Henning empfing seinen Bruder weder mit Vorwürfen, noch mit Vergebung. Ruhig und kühl machte er ihm die Honneurs des Hauses wie einem Fremden. Das aber war mehr, als Cedrik ertragen konnte, er biß die Zähne zusammen.

„Willst du mich so weiter behandeln, Hans? Ich dächte, eine Aussprache wäre auf alle Fälle geboten. Bin ich es nicht, der zu dir gekommen ist?"

„So sprich," sagte Hans Henning endlich mit halberstickter Stimme „„aber wundere dich nicht, wenn du dann zu hören bekommst, was dir nicht gefällt."

Seine geballte Hand zitterte auf der Tischplatte, sein Atem ging kurz und unruhig.

Unsicher und sprungweise begann Cedrik zu erzählen. War er sonst leicht geneigt, Welt und Menschen die Schuld an seinem Unglück zuzuschieben, vor seinem Bruder wagte er es nicht. „Ich bin leichtsinnig, töricht, gutmütig gewesen," schloß Cedrik endlich. „Gut! Aber das, was man mir angetan, verdiene ich nicht."

Hans Henning sprang auf, der verwundete Arm in der schwarzen Binde zuckte. „O, über dein erbärmliches Ge-

wissen! Sind wir denn Kinder, daß wir nur für unsere Handlungen, nicht aber für deren Folgen verantwortlich sein wollen? Ich warnte dich vor Brynken, weil ich deinen Charakter kannte, der immer leicht Versuchungen erlag; ich bat dich, stets eingedenk zu sein, was wir unserem Namen schuldig sind. Ich sorgte um dich . . . Wie hast du mir's gelohnt! Ein spöttisches Lächeln hattest du für mich, und gingest deinen Weg weiter, der nun in einem Abgrund geendet hat. Ich gab mir Rechenschaft von meinen Handlungen, um unseres Namens würdig zu bleiben, du aber . . . du . . . Was tatest du?"

Cedrik sah zu dem Sprechenden auf, dessen mächtige Erregung ihm die Sprache raubte. Er fühlte sich gedemütigt, klein, erbärmlich ihm gegenüber.

„Und du hast keine Entschuldigung für mich?"

„Du fragst?" sagte er mit finster gefalteter Stirn, „du wagst noch danach zu fragen? Willig wäre ich in den Tod gegangen, hätte ich dadurch die Schmach sühnen können, die du unserem Namen zugefügt. Aber dieser Makel läßt sich nur abwaschen, wenn . . ."

Er hielt plötzlich inne, ein Schauer ging durch seinen Leib.

„Wenn . . ." wiederholte Cedrik bleich mit glühenden Augen und stockendem Atem. Vornüber gebeugt saß er seinem Bruder gegenüber und starrte ihn an, als dränge er bis auf den Grund seiner Seele.

Aber Hans Henning hatte sich gefaßt. Ruhiger fuhr er fort: „Was seid ihr überhaupt für Menschen! Nach allem streckt ihr gierig die Hände aus, was euch nur einen Augenblick reizt; Moral ist euch ein veralteter, lächerlicher Begriff, und eure Ehre dehnt ihr so lange nach Gefallen, bis sie endlich reißt. Dann wundert ihr euch und klagt das Schicksal an. Aber nicht das ist schuld, ihr selbst! Ihr von innen heraus durch Leichtsinn angefressenes, durch Frivolität vermorschtes — euch tadellose Lebemänner nennendes Geschlecht, dem nichts heilig ist, weder ein Gefühl noch ein Begriff, nichts, als das liebe Ich."

„Hans!“ rief Cedrik und richtete seine zusammengesunkene Gestalt etwas höher auf. „Hast du ein Recht, so zu mir zu sprechen?“

„Ja, das habe ich! Ich bin dein Bruder und habe unter den Folgen deines gedankenlosen Leichtsinns mitzuleiden, mehr vielleicht als du!“

„Mehr als ich?“ rief Cedrik wild. Sein blasses Gesicht zuckte, seine Augen funkelten. „Weißt du das? Bist du so ganz sicher, daß du nicht grausamer gegen mich bist, als ich es verdiene? Was siehst du in mir?“

„Einen ehr- und charakterlosen Menschen,“ sagte Hans Henning hart.

„Hans!“ schrie er auf. „Hans!! Hüte dich, daß ich nicht vergesse, daß du mein Bruder bist.“

Seine elastische Gestalt streckte sich, jede Fiber in ihm zuckte. Dann plötzlich sank er wieder in sich zusammen. „Ich denke, du hast dir jetzt alles von der Seele gesprochen, was du mir zu sagen hattest,“ sagte er plötzlich ganz ruhig. „Und ich bin nicht hergekommen, mich mit dir zu streiten, sondern um mich zu versöhnen. Was denkst du, daß nun aus mir werden soll?“

Hans Hennings Lippen zuckten. „Ich weiß es nicht.“

„Für die Gesellschaft bin ich tot. Bleibt mir nur noch Antlau. Ich könnte die Landwirtschaft bei dir lernen und als Inspektor bleiben, meinst du nicht, Hans?“

„Weshalb denn gerade Inspektor? Es wird ja vielleicht noch so viel bleiben nach Regulierung deiner Verhältnisse, um dann selbständig etwas zu unternehmen.“

„Richtig, ich vergaß . . . Aber auch du hättest ja unter meinem moralischen Tod mitzuleiden; so lange ich bei dir wäre, würden dich die Nachbarn kaum mehr kennen —“

Hans Henning blickte betroffen auf. „Laß all die Bitterkeiten, Cedrik, noch ist ja über deine Zukunft nicht entschieden. Warten wir den Spruch des Ehrengerichtes ab; vielleicht kannst du später wieder eintreten, und so noch alles besser werden, als du jetzt denkst.“

„Niemals, Hans, das vermöchte ich denn doch nicht . . . O! Nein, nein, laß mich nur erst über meinen Sturz ganz schleierlos klar sehen, das tut in allen Dingen gut.“

Hans Henning überflog die Gestalt seines Bruders, so gebrochen und gealtert, und plötzlich wallte all die so lange zurückgedämmte Zärtlichkeit wieder in ihm auf. „Du bist noch so jung, Cedrik,“ sagte er tröstend. „Man überwindet im Leben viel.“

Der Jüngere nickte und stand auf.

„Nur Geduld und Mut und Selbstverleugnung,“ tröstete er weiter. Seine Augen sprachen deutlicher als sein Mund von all der tiefinnerlichen Zärtlichkeit, die er immer noch für seinen Bruder hegte. Ob dieser das empfand? Auf einmal fühlte sich Hans Henning umschlungen, Cedriks lockiger Kopf lag auf seiner Schulter, ein tränenloses Schluchzen erschütterte seinen Körper.

„Mut!“ flüsterte Hans Henning leise, „Mut!“ Und er drückte ihn an sich. —

„Was du doch für ein Wundermensch bist,“ sagte Dita ein paar Stunden später mit hellen Augen zu ihrem Schwager. „Cedrik ist ein ganz anderer geworden, seit er sich mit dir ausgesprochen hat. Er fängt an, die Welt mit deinen Augen anzusehen, Hans. Ach, hilf ihm nur recht! Ich bin so überglücklich.“

Es schien wirklich, als habe die Antlauer Luft etwas Heilkräftiges für Cedrik. Seine Augen leuchteten heller, wenn auch der alte sonnige Schein daraus verschwunden war, die schlanke Gestalt reckte sich kräftiger in die Höhe, als sei sie eine schwere, nur noch mühsam getragene Last los. Er

war zärtlicher zu Dita als je, scherzte mit Genia und hatte für Hans Henning immer ein heiteres Wort.

Der begriff ihn nicht. Ein Mensch, der so zerschmettert am Boden liegen mußte, und doch mit keinem Wort der dunklen Vergangenheit, der fast ebenso dunklen Zukunft erwähnte, erschien ihm von tadelnswertem Leichtsinn, und er gestand sich seufzend, daß sein Bruder niemals ein anderer werden würde. Diese Gleichgültigkeit gegen das Gewesene und Kommende ergrimmte ihn sogar im stillen, und er suchte Gelegenheit, das einmal seinem Bruder offen auszusprechen.

Diese fand sich, als Cedrik einen Tag später im Jagdzimmer ein Gewehr putzte, das er am nächsten und letzten Tage seines Urlaubs mit sich nehmen wollte, wenn er früh auf die Birsch ging.

„Daß du Gedanken und Lust zu solchen Dingen hast, trotzdem in deiner Angelegenheit noch nichts entschieden ist, wundert mich wirklich,“ sagte er mit leisem Vorwurf im Ton.

Cedrik hob den lockigen Kopf, den er tief auf den Lauf herabgeneigt hatte und sah seinen Bruder an.

„Alter Hans, gönne mir dies Ausruhen! — Mir ist zumute wie einem Menschen, dem noch eine kurze Gnadenfrist gewährt ist, und der sie auskosten müßte bis zum letzten. Was auch kommen mag, du wirst mich nachher gerüstet finden. Aber ich habe Sehnsucht nach den Antlauschen Wäldern, und morgen mit dem frühsten will ich hinaus.“

„Soll ich dich begleiten?“

„Nein, das tue nicht. Es soll mein letzter Ausflug sein. Wenn ich heimkomme, magst du über mich entscheiden, was weiter werden soll; ich verspreche dir, mich widerstandslos zu fügen, was du auch über mich verhängst. Aber Abschied will ich noch nehmen von all meinen Jugenderinnerungen, ehe ich von meinem jetzigen Leben scheide. Ich verspreche dir's, du sollst zufrieden mit mir sein, noch weiß ich, was ich uns schuldig bin.“

Und er streckte ihm mit dem alten unwiderstehlichen Lächeln die Hand entgegen. Hans Henning nahm und schüt-

telte sie, aber der Rest von Mißbehagen in seinem Herzen wollte nicht weichen.

Er sprach auch ganz ehrlich darüber zu Dita.

„Wir haben ihn verzogen, du nicht weniger als wir



alle, seines hübschen Äußeren, seines heiteren Wesens halber. Aber ich fürchte, liebe Dita, seiner Oberflächlichkeit wurde dadurch nur Vorschub geleistet."

„O Hans, zuviel Liebe kann niemals herabziehend auf einen Menschen wirken. Ich gebe gern zu, daß Cedrik mir alles ist. Die Schmerzen, die ich um ihn gelitten, haben

mich nicht von ihm entfernt. Ich bin bereit, alles mit ihm zu teilen, alles mit ihm zu leiden. Ich bin schwach für ihn, das weiß ich wohl, aber — ich liebe ihn eben."

Sie beugte sich zu Genia herab und streichelte ihr blondes Köpfchen, Hans Henning sah stumm auf die Gruppe, ihm war weh zumut.

Dita blickte plötzlich auf. „Cedrik ist ja so leicht zu beeinflussen, merkst du denn nicht, wie er hier ein ganz anderer geworden ist? Du hattest unrecht, Hans, dich so ganz von uns zurückzuziehen, es wäre kaum so weit gekommen." —

Als sie sich am Abend trennten, schüttelte Cedrik die Hand seines Bruders lange — länger als sonst. „Lebewohl, alter Hans," sagte er fast heiter. „Habt keine Sorge um mich, wenn ich etwa später komme, ich bleibe dann beim Förster in Mittweiden; lebewohl!" —

Endlich draußen der erste verschlafene Vogelruf. Leise erhob er sich und kleidete sich an. Dita erwachte.

„Du gehst?" fragte sie noch halb im Traum.

Statt aller Antwort kniete er vor ihrem Bett nieder und küßte ihre Hände.

„Behalte mich in gutem Andenken, Maus," sagte er im Flüsterton.

Dann war er fort. — Einem plötzlichen Schreck nachgebend, richtete sie sich auf und rief seinen Namen. Aber er kam nicht wieder.

Draußen dämmerte es bereits, als er, die Büchse auf der Schulter, den Garten durchschritt. Er sah sich noch einmal um. Das alte Schloß lag grau und gewaltig in dem Grün ringsum, als wäre es für die Ewigkeit gefügt. Das fahle Dämmerlicht kroch an den Wänden entlang und ließ es noch gewaltiger erscheinen. In den Bäumen des Parks rauschte der Morgenwind. Cedrik legte die Hand über die Augen und schritt eilig weiter dem Walde zu.

Noch einmal zog sein ganzes, vergangenes Leben an seiner Erinnerung vorüber. Den prickelnden Schaum des Daseins hatte er in langen Zügen geschlürft; was nun kam, war schal, der Bodensatz trübe. Es schadete nichts, wenn



er ihn ausgoß. Er dachte an seine Jugend — immer war er der Liebling seiner Eltern, der Abgott seiner Geschwister gewesen. Zuweilen hatte er darauf gepocht in kindischem Übermut. Aber alles, was von außen kraftvoll an ihn herantrat, gewann unabweisliche Macht über ihn.

„Hans Henning hätte das Glück mit Dita gefunden," dachte er seufzend, „und er wird es vielleicht noch, wenn ich nicht mehr bin . . ." Dann dachte er an Stefanie. „Sie hat

mich geliebt . . .“ Er brach einen knospenden Zweig, blickte lange darauf nieder und warf ihn dann weg. „Ich habe es ihr schlecht gelohnt — sie wird mich hassen und mich vergessen. — Aber schön war es doch — die Jugendzeit war es.“ — Und er lächelte leise.

Am schlimmsten hatte er, außer an sich, an Hans Henning gesündigt. Wie hoch der seinen Namen hielt, und er hatte ihn in den Schmutz gezogen, die tadellosen Traditionen seiner Vorfahren zertrümmert — Hans hatte recht, wenn er unversöhnlich blieb. —

Und nun dachte er auch an sich selber. — Mit welchen Hoffnungen und Illusionen, mit welchem gewaltigen Stolz auf sich war er ins Leben gezogen! Alles tot, alles zertrümmert! Seine äußere Ehre hatte er verloren, seine innere nicht minder — alles, an was er sich sonst noch zu klammern versuchen würde, brach ihm morsch unter den Händen. Die Zukunft schreckte ihn.

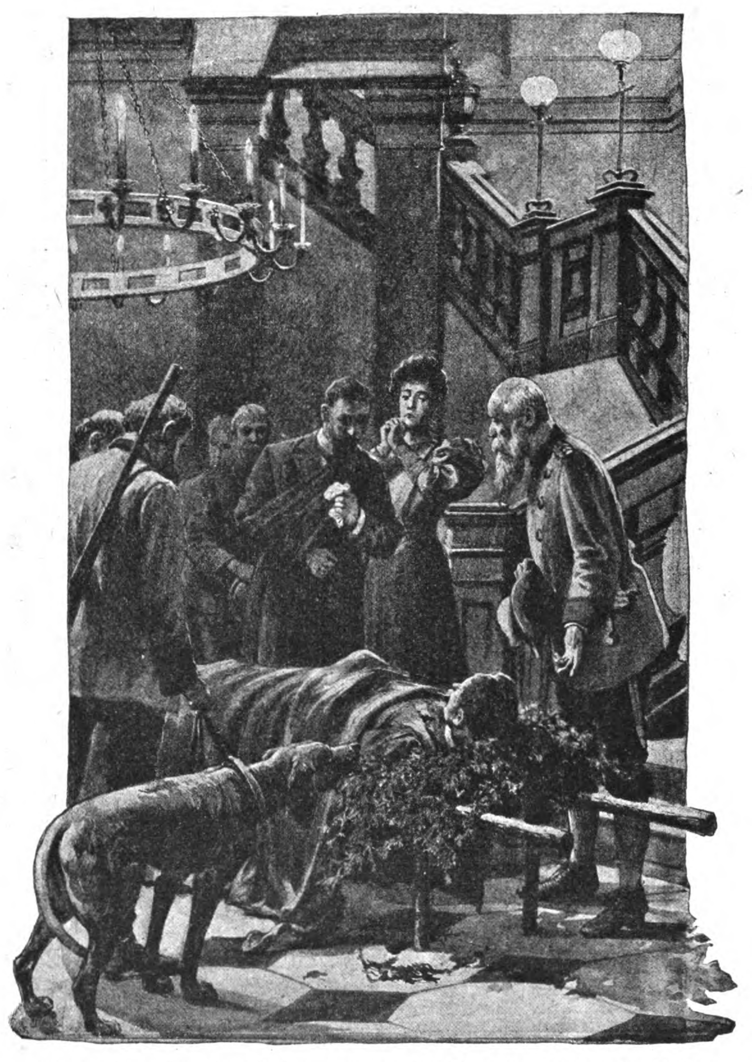
In Gedanken verloren, die alle nur einem Punkt zustrebten, hatte er auf den Weg nicht acht. Plötzlich glitt er aus und fiel auf dem schlüpfrigen, mit vermoderten Blättern des letzten Sommers bedeckten Grabenrande zu Boden.

Als er sich halb erhob und nach der Ursache seines Falles spähte, sah er den glitschigen Streifen, den das Ausgleiten seines Fußes veranlaßt hatte. Er starrte darauf nieder, als könne er seine Blicke nicht davon losreißen — immer — immer wieder. —

Dann nahm er sein Gewehr ab und legte es neben sich; als er sich lang ausstreckte, berührte der glatte, blanke, kalte Lauf sein Kinn. — —

Um ihn war es lebendig geworden. Amseln, Finken, Meisen flöteten ihre Liebeslieder; an dem hellen blauen Himmel segelten kleine weiße Wölkchen, schräg drangen die Sonnenstrahlen durch das maigrüne, maifrische Laub

* * *



Und da lag auf einer Bahre von grünen Zweigen Cedrik von Antlau, ihr Gatte, lang ausgestreckt. (S. 385).

„Ich begreife nicht, daß Cedrik gar nicht nach Hause kommt," sagte Dita zu Hans Henning.

Sie war den ganzen Tag schon unruhig gewesen; es lag ihr so schwer auf dem Herzen, weder Genias Geplauder noch der herrliche Frühlingstag konnten sie zerstreuen.

„Wenn er heut nicht mehr kommt, dann morgen früh; er hat mir gesagt, wir sollten uns seinetwegen nicht beunruhigen," beschwichtigte er sie.

Aber sie seufzte nur und blieb bedrückt. Sie versuchte sich klar zu machen, daß sie in den Antlauer Forsten nichts für ihren Mann zu fürchten habe, aber es half nichts.

So kam der Abend. Der Himmel hatte sich mit weißgrauen Gewitterwolken bedeckt, drückende Schwüle brütete auf der einschlafenden Natur. Sie saßen zu dreien auf der Veranda, das Kind an Dita geschmiegt, die ängstlich das Wetterleuchten beobachtete. Plötzlich fuhr sie auf.

„Horch, Hans, hörtest du nichts?"

„Was denn?" fragte er erschrocken, denn Ditas Unruhe hatte sich ihm mitgeteilt, und Eiseskälte rann ihm plötzlich trotz der Hitze durch Mark und Bein.

Von der weiten Halle her drang der Schall gedämpfter Fußtritte, das Murmeln halbunterdrückter Stimmen. Es lag etwas eigentümlich Unheimliches in diesem Geräusch. Nun kamen eilige Schritte nach der Terrasse, Hans Henning sprang auf.

Da stand sein alter Diener auf der Schwelle, bestürzt, totenbleich, unfähig zu sprechen, dicke Tränen in den Augen.

Dita wußte alles. Sie wollte schreien — davonstürzen — es gelang ihr nicht. Langsam schlich sie vorwärts in die Halle.

Und da lag auf einer Bahre von grünen Zweigen Cedrik von Antlau, ihr Gatte, lang ausgestreckt, blaß, friedlich lächelnd — tot! —

Still blieb sie stehen und sah ihn an — wie aus weiter Ferne drangen die Worte des Försters an ihr Ohr, sie faßte auch deren Sinn, aber so eigentümlich — so gestaltlos.

„Wir fanden ihn vor knapp einer halben Stunde im Walde, gnädiger Herr," sagte er. „Er muß ausgeglitten sein — man konnte die Fußspur deutlich sehen — und dabei das Gewehr vor sich gehalten haben, denn die Kugel ist durch das Kinn in den Kopf gegangen. Ein schreckliches Unglück."

Dann sprach Hans Henning — irgendwo weinte Genia — Dita wollte sprechen — aufschreien — sie konnte nichts — wie Lähmung lag es auf ihr — und ihr Herz so starr, ihr Blut so eisig. — Mit einem dumpfen Schlag stürzte sie auf den Fliesen der Halle zu Boden.

* * *

In schweren Fieberträumen raste Dita, als man ihren geliebten Gatten feierlich begrub.

„Ein Unglück!" hieß es überall. Nur wer genauer unterrichtet war und weiter sah, dachte sich sein Teil; aber niemand sprach davon. Man ließ den Toten in Ehren und Frieden ruhen.

„War ich zu hart mit ihm?" fragte sich Hans Henning in vorwurfsreichen Stunden, „habe ich ihn zu diesem Letzten veranlaßt?" Er kam über ihre letzte Unterredung nicht hinweg, und doch war er sich bewußt, nur nach Recht und Pflicht gehandelt zu haben.

Verny, der ahnte, was in der Brust des Schloßherrn vor sich ging, trat nach dem Begräbnis zu ihm heran.

„Es war das Beste so," sagte er flüsternd, und wischte sich die feuchten Augen. „Nun haben wir unsern alten Cedrik wieder."

XXXI.

Auf der Terrasse von Schloß Antlau sitzen, wie an jenem Unglücksnachmittag wieder drei Personen, Hans Henning, Dita und Genia; ein und ein halbes Jahr sind seit Cedriks Tode vergangen. Die Zeit lindert jeden Schmerz; auch Dita ist ruhiger geworden, obgleich sie noch immer in

tiefer Trauer ist. Sie hält einen Brief in Händen und blickt unschlüssig auf ihren Schwager.

„Geh spielen, Genia," sagt Hans Henning in seiner gütigen Art zu dem Kinde, das sich unter Ditas Pflege geistig ebensosehr wie körperlich entwickelt hat; dann fährt er fort: „Du weißt, daß du mir alles sagen kannst, Dita."

Ohne weitere Antwort schlägt sie den Brief auseinander. „Er ist von Tante Auguste. Darf ich ihn dir vorlesen?"

Hamburg, den 16. Sept. 18 . .

„Meine liebe Dita!

Es ist lange Zeit vergangen, seitdem ich etwas von Dir gehört habe, seit dem unglücklichen Tode Deines Mannes. Aber jetzt muß ich Dir einmal Nachricht von uns geben. Ach, Dita — wärst Du doch meinen Bitten und Ratschlägen gefolgt! Diese schreckliche Heirat war Dein — unser aller Unglück!" —

Sie ließ den Brief sinken und sah Hans Henning an. „Damit hat sie nicht recht," sagte sie mit voller Entschiedenheit. „Ich habe Cedrik namenlos geliebt, mehr als ich sagen kann. Alles Licht, alle Wärme meines einsamen Lebens ist mir von ihm gekommen, das zu vergessen habe ich kein Recht. Aber nachgedacht habe ich in letzter Zeit, oft und lange, was denn eigentlich zu einer echt glücklichen Ehe notwendig ist, und habe es doch nicht recht begriffen. Liebe allein tut es nicht, wenigstens nicht einseitige, obgleich sie selbst den Schmerz um den andern noch vergoldet. Auch nicht die Übereinstimmung der Charaktere. Stefanie sagte: ‚Einer frißt stets den andern auf, die Individualität des Schwächeren geht zugrunde.' — Wie hart dieser Kampf der Geschlechter geführt wird, wie ernst er ist, das habe ich an Grohnens deutlich genug gesehen. Auch Stefanie ist unter der eisernen Faust ihres Gatten zu dem geworden, was sie war."

Sie schwieg nachdenklich und sah in den herbstlichen Park hinaus.

„Und ihr?" fragte Hans Henning nach einer Pause.

„Wir waren beide Charaktere, die einander nicht über-

legen waren, drum gewann keiner einen herrschenden Einfluß. Ein wenig mehr Kraft meinerseits, und ich hätte Cedrik zum Guten beeinflußt, wie es nun Brynkens zum Schlechten taten. Aber die Kraft fehlte mir, du darfst mir keinen Vorwurf daraus machen, ich bin ja nur ein Weib, ich suchte einen Herrn."

Er sah in ihr blasses, trotzdem noch unverändert liebliches Gesicht. „Eine glückliche Ehe will eben geschaffen werden, in einer Vereinigung zu gemeinschaftlichem auf das Gute gerichtetem Streben. Zu dieser Gemeinschaft aber gehört innere Ebenbürtigkeit. Was Eheleute aneinander werden, das gründet allein das Glück der Ehe. Sieh dir Vernys an; da ist nicht von Herrschen und Bilden die Rede, nur von gemeinsamem Denken, Fühlen und Wollen. Du, Dita, hättest das größte Glück für jemand sein können, der dich verstand; aber Cedrik war dir nicht ebenbürtig, deshalb liebtest du ihn zwar, aber er füllte dich nicht aus, das wußte ich schon bei eurer Verlobung."

„Und warum sprachst du damals nicht?"

„Du hättest mir doch nicht geglaubt," antwortete er mit leichtem Lächeln, „und außerdem — es gab so manches, was mir den Mund schloß."

Sie errötete leicht und lehnte sich in den Stuhl zurück, ihre Augen suchten Genia, die mit einem bunten Reifen durch die Gartengänge tollte.

„Das Bild, das ich mir vor Jahren von meiner Zukunft gemacht, hat sich nun doch noch erfüllt. Ein Kind sollte mein Leben ausfüllen, weißt du es noch, Hans?" Sie wies auf Genia. „Dort ist es, und mit ihm eine Menge mir teuer gewordener Pflichten. Ich kann nicht unglücklich sein, denn ich habe sie und dich — einen Bruder!"

Er nahm die Hand, die sie ihm reichte, und küßte sie herzlich. „So soll es in alle Zukunft bleiben. Aber du vergißt den Brief."

„Ach ja!" sagte sie lächelnd und las weiter:

„Daß Frau von Brynken zu uns kam, nachdem ihr Mann sie verlassen, weißt Du wohl. James gefiel sie

doch schon immer, obgleich ich nicht recht begreife, was er an ihr hat, denn morgens, ehe sie sich angezogen hat, sieht sie geradezu abscheulich aus. Und dann diese unglaubliche Magerkeit. Na, kurz und gut, sie spielte hier im Hause bald die Herrin, und mein lieber Sohn tanzte gehorsam nach ihrer Pfeife. Aber als die Todesnachricht Deines Mannes kam, da verfiel sie in Tobsucht, so daß wir sie in eine Anstalt bringen mußten. Denke Dir nur, sie ist Morphinistin — mich schaudert es, da ich das Wort schreibe. Doch schon nach einem Vierteljahr ging das alte Leben von neuem an. Ich glaube wahrhaftig, sie hätte meinen Sohn noch dazu gebracht, sie zu heiraten, und ich gestehe offen, ich zitterte davor. Die Möglichkeit ist nun, Gott sei Dank, für immer ausgeschlossen. Vor drei Tagen mußten wir sie wieder in eine Anstalt bringen, und es ist jede Hoffnung auf Wiederherstellung vorbei, sie geht ihrem Ende entgegen. Bitte, halte mich nicht für herzlos, daß ich mich darüber nicht grämen kann. Bis jetzt hatte mir James verboten, Dir ein Wort über Stefanie mitzuteilen, heute aber, als er mit der Nachricht nach Hause kam, sagte er: ‚Mutter, schreibe an Dita, und was ich Dir über Frau von Brynkens Zustand gesagt habe; es wird sie doch vielleicht interessieren . . .‘“

Dem Briefe lag auch ein Zeitungsausschnitt bei. Die blauangeränderte Stelle enthielt folgende Nachricht:

Illinois-Staatszeitung. Januar 18 . .

Heute vormittag fand unter gewaltigem Zulauf die Trauung der reichen Miß Maud Wilson mit dem bekannten und bewunderten Schulreiter des Zirkus Galuschi, Mr. Theodor von Brynken, in der Maidenchurch statt. Das sensationelle Ereignis, das diesem Abschluß voranging, beschäftigte seinerzeit alle Blätter, nämlich daß Mr. Brynken auf dem Rücken seines Pferdes die junge Dame aus dem brennenden Zirkus rettete und mit ihr auf diese Weise das Freie gewann. Zum Dank belohnte sie ihn mit ihrer Hand.

* *

*

„Arme Stefanie,“ sagte Dita mit einem Seufzer und legte den Brief weg, „glaubst du, Hans, daß sie mich noch einmal sehen möchte?“

„Nein, nein! Solche Kranken haben kein Bedürfnis danach. Und dann, Dita — sie hat dir doch sehr wehe getan — einst.

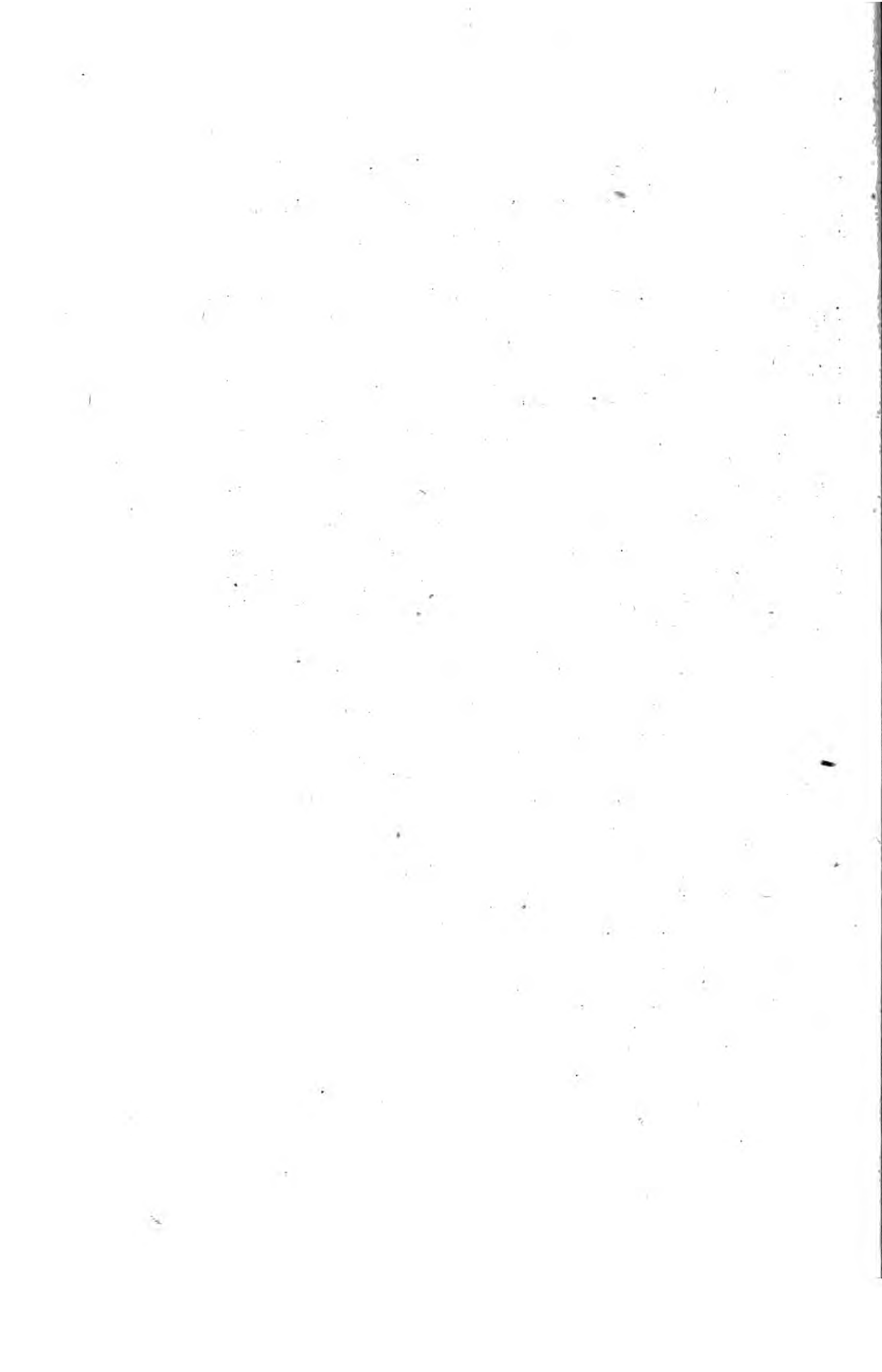
„Ja, gewiß. Aber sieh, auch sie hat Cedrik geliebt, freilich in ihrer Weise, aber nicht weniger stark als ich. So lange er lebte, hätte mich dies Bewußtsein fern von ihr gehalten — nun er tot ist, führt es mich ihr näher. Ich möchte so gern etwas für sie tun.“

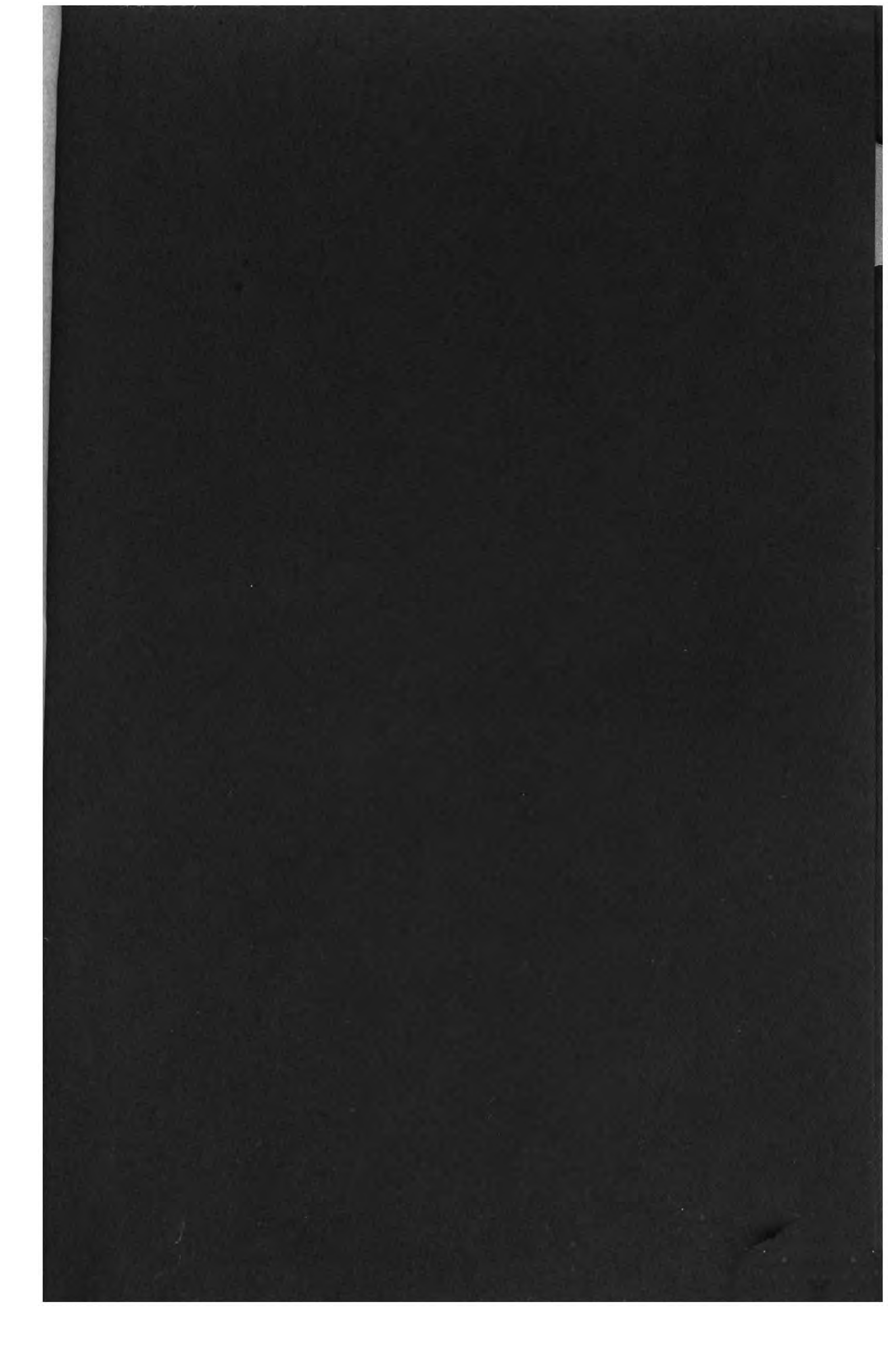
Tränen rollten über ihre Wangen, sie schluchzte leise.

Da drängte sich Genia an ihre Knie. „Tante,“ sagte sie, mit ihren großen offenen Kinderaugen zu ihr emporsehend, „weine nicht. Genia hat dich so — so sehr lieb.“

Hans Henning blickte auf die zärtliche Gruppe vor sich. Sein Herz war ruhig geworden, aber dankbar für das unerwartete Glück, das ihm das Leben doch schließlich noch gespendet hatte.








89007859341
b89007859341a

